3 1761 09701730 5

REFLEXIONEN

Philos
R 2346 re

REFLEXIONEN

VON

WALTHER RATHENAU

LEIPZIG
BEI S. HIRZEL
1908

45424 0
27. 11. 46.

DRUCK VON C. G. RÖDER G. m. b. H., LEIPZIG

PAPIER DER PAPIERFABRIK KÖSLIN AKTIENGESELLSCHAFT

DEM ANDENKEN
MEINES BRUDERS

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/reflexionen00rath

ETHISCHE BETRACHTUNGEN

VON SCHWACHHEIT FURCHT UND ZWECK

DIE BEIDEN WURZELN DES WOLLENS

Wenn man die Vielgeſtaltigkeit menſchlicher Naturen und Charaktere betrachtet, ſo zweifelt man, ob es möglich iſt, eine Ordnung zu erkennen, an der die verworrene Erſcheinung ſich aufreiht, oder gar ein Grundgeſetz zu finden, aus dem ſie ſich entwickelt.

Und doch verſichert der Inſtinkt und verlangt die Vernunft, daß eine Geſetzmäßigkeit, ja eine Polarität erkennbar ſei, aus deren Kontraſt das ſcheinbar Willkürliche Sinn erhalte; gleichwie aus dem mutwilligen Wirbel der Schneeflocken doch zuletzt die erdenwärts gerichtete Bewegung als das Eſſentielle hervortritt und jedes widerſpenſtige Element zu ſeinem Ziele führt.

Denn uns allen iſt bewußt, daß gewiſſe Gruppen ſcheinbar disparater Seelenqualitäten ſtets verſchwiſtert auftreten, wie bei manchen Tieren weiße Haare mit roten Augen, während andere, anſcheinend weſensgleiche Eigenſchaften ſich nie verbinden. Auch die äußere Erſcheinung in ihrem fühlbaren Zuſammenhang mit den inneren Attributen weiſt auf das Vorhandenſein einer Polarität; alle Menſchen, die bei ausgeſprochenen eigenen Qualitäten

eine ſtarke Empfindung für Individualität beſitzen, ſind imſtande, ſpontan zu erkennen, ob eine Perſönlichkeit, die ihnen neu gegenübertritt, der eigenen Geiſtesgattung oder der einen, einheitlichen, ihnen entgegengeſetzten, angehört.

Die alten Kategorien der vier Temperamente oder der ſieben planetaren Influenzen teilen das Gebiet, aber ſie ordnen es nicht. Ihre Elemente ſind es nicht, aus denen die Totalität der menſchlichen Eigenſchaften in klarer Folge ſich aufbaut. Auch die Werte der Energie, der Vitalität und die Sexualität ſind es nicht; noch weniger die der Begabung, der Züchtung, der Kultur, der Erziehung. Alle dieſe Kategorien ſchaffen willkürliche Gebietstrennungen, wie daraus erhellt, daß entweder die wichtigſten Qualitäten gleichzeitig in verſchiedenen Begriffsprovinzen auftreten, oder daß dieſelbe Provinz widerſtreitende und ſich ausſchließende Qualitäten beherbergt.

Soll die Trennung geſchehen, ſo muß der Schnitt tief hinabdringen, bis auf den unbewußten Untergrund menſchlicher Stimmung, bis auf jene Schichten, in denen menſchliches Weſen auf der Grundveſte der organiſchen Schöpfung ruht. Hier iſt das Wollen und Denken noch indifferenziert verſchmolzen, hier ſchlummern die Keime der Perſönlichkeit und Individualität noch unbefruchtet.

Als Urkontraſt der Geiſtesnatur leuchtet alsdann aus der Tiefe hervor die Polarität des Mutes und der Furcht.

Die Bezeichnungen, die für dieſe Grundſtimmungen die Sprache herleiht, ſind unzulänglich. Denn was wir Mut und Furcht zu nennen gewohnt ſind, das kann ein bewußter Affekt, zuzeiten gar ein Produkt des Denkens ſein. Nicht dieſe Bedeutung ſoll hier gezeichnet werden, ſondern vielmehr die mutvoll oder furchtſam gefärbte Willenstendenz, die Neigung zur Offenſive, zum Hervorbrechen, und die Neigung zur Defenſive, zur Flucht. Mit anderen Worten die gewaltige Polarität, welche die geſamte Schöpfung

durchquert, die den Granit gegen den Ton, den Dornſtrauch gegen die Mimoſe, das bewehrte Tier gegen das flüchtige Tier in Kontraſt ſetzt. In dieſem Sinne ſind Mut und Furcht die gegenſätzlichen Urelemente der menſchlichen Seelenſtimmung; unbeeinflußt vom Erlebnis, unabhängig vom Denken und Wollen, vom Glauben und Wiſſen. Die Stimmungen beherrſchen von der Geburt bis zum Tode das Leben der Menſchen, Völker und Raſſen; und könnte ſich der Geiſt mit Deutlichkeit in frühere tieriſche oder vegetative Exiſtenzen verſetzen, ſo würde er die gleiche Polarität des Grundempfindens in dieſen einfacheren Seelen wiedererkennen.

Es iſt das Weſen aller Polaritäten, daß ſie nicht zum Ruhepunkt eines abſoluten Begriffes führen, ſondern Relativitäten, Richtungsgrößen bezeichnen. Wärme und Kälte, Härte und Weichheit, poſitive und negative Ladung ſind relative Begriffe; und wenn die Polarität der Mut- und Furchtſtimmung auch ihrerſeits nicht abſolute Werte erreicht, vielmehr zwiſchen einem Maximum und Minimum der Erfahrung eingeſchloſſen, alle Abſtufungen und Miſchungen einer Skala aufweiſt, ſo bleibt ſie dennoch ein Orientierungsmodus — und zunächſt der einzige — dieſes Denkgebietes, denn unſer Denken iſt polar, und Erkennen heißt Polaritäten aufdecken.

DIE KINDER DER FURCHT

Mut entſpringt aus Stärke, Furcht aus Schwäche. Die Wehr des Starken iſt ſeine Kraft und Zuverſicht, die Wehr des Schwachen iſt Furcht und Flucht. Die Furcht lehrt ihn, Gefahren verhüten, indem ſie ſeinen Blick vorſchauend in die Zukunft richtet. Vorſchauende Furcht iſt Sorge; auf Sorge und Hoffnung gründet ſich der Aufbau des Geiſtes, der die Gegenwart verläßt, um in der Zukunft zu leben. Da nun aber der Geiſt ſeine Stimmungen und Empfindungen materialiſieren muß, um ſie zu begreifen und zu beſitzen, ſo ſchafft der Sorgen- und Hoffnungsvolle ſich

Vorſtellungen, die im Künftigen liegen, denen er, als vermeintlichen Ruhepunkten ſeines Wollens, mit allen Kräften des Denkens zuſtrebt. Dieſe Vorſtellungen heißen Zwecke, und ſo wird, im Stande des Denkens, aus dem Furchtmenſchen der Zweckmenſch: Schwachheit, Furcht und Zweck iſt die Stammtafel ſeines Geiſtes.

Indem nun der Zweckmenſch im voraus alle Gefahr zu erledigen und alle Not zu beſeitigen ſtrebt, um ſich von den Qualen der Furcht zu befreien, ſchafft er ſich die unabwendbarſte Not und Gefahr. In der Hand des ſchützenden Gottes fühlte er ſich nicht ſicher: nun ergreift ihn der Dämon und treibt ihn aus der ſprießenden Gegenwart in die fruchtloſe Zukunft, die mit jedem Schritt ihm abermals die gleiche unverſtandene Gegenwart entgegenträgt.

ZWECK UND VERSTAND

Blick und Sorge ins Künftige gewandt, wird er ſich ſeiner Verſtandeskräfte bewußt, die das Dunkel zerteilen. Er ſinnt und ſorgt, ſtrebt und begehrt, forſcht und grübelt. So ſchmiedet er ſich zu der Wehr der Furcht eine neue Waffe des Verſtandes.

Noch tritt er dem Starken nicht gerüſtet entgegen, noch muß er ducken, wenn jener tobt, ſammeln, wenn jener genießt. Aber er lernt lauern und ſpähen, warten und dulden, ſchmeicheln, lügen und verſprechen, arbeiten und ſchaffen, handeln, tauſchen, verbünden und verfeinden. So wirbt er ein Rüſtzeug, das angeſammelt, vererbt und vermehrt ihm, dem Schwachen, dermaleinſt das Mittel verleiht, ſelbſt zum Angreifer und Eroberer zu werden, obzwar nicht im offenen Kampfe, und den ihm zum Herrn geſetzten Feind zu verdrängen und zu vertilgen.

DER ZWECKMENSCH

Der Zweckmenſch iſt ein Geſchöpf des Leidens. Seufzend beginnt er ſein Tagewerk, denn die neue Sonne leuchtet Gefahren und Sorgen. Der Peitſchenhieb des Schreckes iſt ihm gewohnt; was den Starken lachen macht, macht ihn beben. Sein Herz klopft vor unerbrochenen Siegeln und verſchloſſenen Türen. In Ketten der Angſt geſchmiedet, kennt er nicht die Ruhe der Seele, die heiter, frei und ſelig macht.

Selbſt im Genuß gibt er ſich nicht dahin. Seine Stirn entrunzelt und ſein Herz entfaltet ſich niemals ganz; und wenn der Menſch des Augenblickes aus weiter Bruſt ſingt und jubelt, ſo iſt des Zweckmenſchen Antwort ein gequältes Lachen.

Er kann nicht Feſte feiern. Sein Auge erblickt das Geſpenſt des Kommenden an der Mitte der Tafel und die Gäſte ſcheinen ihm wahnſinnige Toren. Er genießt nur im Taumel, in der Betäubung, diebiſch, ſchuldbewußt und reuevoll.

Dem Schmerz fröhnt er unerſättlich, würdelos, mit Wolluſt. Denn der Schmerz verlöſcht einen Teil ſeiner Angſt; und mehr noch: er gibt ihm recht. Nur wenn hinter dem vorhandenen Übel das größere hervorlugt, krampft er ſich regungslos zuſammen und verharrt in ſcheinbarer Größe. Dann wird er als Märtyrer empfunden und geprieſen.

Das Lachen, dem vitalen Menſchen ein reiner Naturlaut der Freude, iſt dem Klugen nur eine Reaktion auf Witzempfindung. Das heißt: auf ſchnell erkannte Inkongruenz in der Maske der Identität; eine halbe Schadenfreude. Für das Verkehrte, Törichte, Schwache, vor allem das Unzweckgemäße iſt ſein Blick geſchärft; deshalb iſt er ein mißtrauiſcher Peſſimiſt, ein ſatiriſcher, kritiſcher Zweifler. Bewunderung iſt ihm ein verhaßtes Gefühl, denn ihn erhebt ſie nicht,

ſondern wirft ihn zurück; darum zollt er ſie nur Bekannten, Verſtorbenen: am liebſten Gott.

Gott fürchtet er und ſucht ihn für ſeine Zwecke zu gewinnen. Hat er die Furcht Gottes aber überwunden — das iſt ihm Befreiung, denn die Gottheit ahnend zu lieben, iſt ſein Bedürfnis nicht —, ſo iſt Zynismus ſeine Rache am geſtürzten Idol.

Wie die Dinge, die der Zweckmenſch fürchtet, tatſächliche und greifbare ſind, ſo muß ſein Geiſt ſich unabläſſig mit Tatſächlichkeiten mühen. Er iſt lernbegierig, mehr noch lüſtern nach Fakten, neugierig. Neben den Tatſachen läßt er einfache Zuſammenhänge gelten; eine gewiſſe mechaniſche Klarheit und handgreifliche Theorie ſcheint ihm zweckdienlich. Die Freude am Gedanken, das Denken als Selbſtzweck iſt ihm fremd. Die Welt als Organon dient ihm nicht. Die Bewältigung der Erſcheinung durch den Geiſt iſt ihm geſpenſtige Spekulation. Kein Wunder; denn alles reine Denken nährt ſich aus Kräften der Seele. Phantaſie, Liebe und Begeiſterung müſſen auf ihren Schwingen den Geiſt emportragen, wenn er über der Schleierwelt des Geſchehens betrachtend ruhen ſoll. Begeiſterung aber iſt dem Zweckmenſchen (er fingiert ſie gern) das direkt törichte Prinzip, der erſpähenswerte Schwachpunkt des Gegners.

Da nun alles ſchöpferiſche Denken viſionär ſein muß, alſo im gemeinen Sinn unklar, anfechtbar und unplauſibel, ſo ſind auch ſeinem Erfaſſen hier Grenzen geſetzt. Der plauſible Gedanke, die überzeugende Trivialität, der erhärtete Beweis behagt ſeinem Geist, und Kompliziertheit und Paradoxie erſetzt ihm Tiefe und Wahrheit.

□ □ □

Wer geſenkten Blickes und voreingenommenen Geiſtes über die Erde zieht, begreift nicht, daß die bloße Exiſtenz ein Quell der Seligkeit ſein kann. Er kennt nicht die Freude an eigener Kraft und Schönheit, noch an Kraft und Schönheit der

Welt. Hat er aber keine Freude in ſich ſelbſt, ſo muß er an Freude ſpendende Dinge glauben und ihrer begehren.

So lechzt er nach dem, was ihm Surrogat der Freude iſt: nach Genüſſen. Ja, mehr noch, ſeiner ins Künftige gerichteten Sinnesart gemäß, nach Anwartſchaft und Anrecht auf Genüſſe. Und da er die höchſten Freuden ungekoſtet verſchmäht hat, ſo ſtrebt er, unbefriedigt und aufgeregt, nach den ſeltenen. Die Schuld ſeiner Organe den Dingen aufbürdend, erhofft er vom ſchwer Erreichbaren, was ſeine im Genuß verſagende Natur ihm verwehrt hat. Das fremdartige Land, die ſeltene Speiſe, der künſtliche Duft, die verwegenſte Kunſt, das verfeinerte Weib iſt ſein Traum und Begehr. Und indem er bei jedem neu Errungenen knirſchend geſteht, daß dies auch nichts iſt, bleibt er ein Opfer des Dämons, der ihn dem Luftbild entgegen in die Wüſte treibt.

□ □ □

Der Kraftloſe beneidet den Starken um ſeine Gewalt. In dem Bewußtſein, daß er aus eigenem Weſen Gewalt nicht üben kann, trachtet er, Kraft durch Macht zu erſetzen. Aus Sklaverei erſtanden, will er Sklaven befehlen, von Furcht gepeinigt, will er Furcht erwecken. Das Schwert, das ſein Arm nicht heben kann, ſollen Stärkere, Zahlreichere, Zahlloſe, durch Klugheit, Liſt, Vertrag und Recht Gefeſſelte für ihn zücken. Nicht die Freude am Schaffen und Walten beſeelt ihn; unperſönliche Macht ſagt ihm nichts. Denn das innere verantwortungsvolle Weſen des Herrſchens bleibt ihm fremd; die äußere Mechanik, Wink und Kniefall iſt ihm Alles. Und ſchließlich begnügt er ſich mit dem Schein der Macht, ſofern noch dieſer Furcht oder Neid erwecken kann.

Aber befangen in unabläſſigem Ermeſſen und Erwägen ſeiner Kräfte und ſeines Weſens, iſt er im Beſitz dem Zweifel, in der Macht der Verzagnis hingegeben. Er braucht unabläſſig Troſt und Ge-

wißheit; und die er in dem erſchöpften Schrein ſeiner Bruſt nicht findet, heiſcht er vom Nächſten. Das Urteil anderer iſt ihm wichtig. Er iſt ſich ſelber nur, was er anderen ſcheint. Er begehrt, fordert und bettelt Anerkennung. Und Die iſt ihm die liebſte, die, gleichviel, ob in pergamentnem oder metalliſchem Körper, dauernd und weithin ſichtbar ein für alle Male quittiert und der Nachprüfung enthebt.

So iſt Das, was Menſchen Eitelkeit und Anmaßung zu nennen pflegen, der Beſcheidenheiten höchſte, denn ſie iſt wahrhafte Unterwürfigkeit. Der Eitle ſpricht zur Welt: Ihr ſeid meine Richter und Gebieter. Erſt wenn Ihr mich anerkennt, bin ich mir ſelbſt ein Menſch; deshalb flehe ich Euch an (am liebſten zwäng' ich Euch): lobt mich, bewundert mich, redet von mir, damit ich Euch glaube, was ich mir ſelbſt bezweifle. Und ſo wird er den Menſchen zum Ekel. Denn er verlangt beides von ihnen, das ſie niemals zugleich geben: Bewunderung und Knechtsdienſt. Er will ſie betrügen, daß ſie erſt zu ihm aufblicken und dann von ihm getreten werden. Er bedarf ihrer, damit ſie ihm Lebenskraft ſchenken, und will ſie doch verachten dürfen. Deshalb iſt er als Herr unmöglich.

Alſo ſteht dem Furchthaften der Sinn nach Dreierlei: nach Genüſſen, Macht und Anerkennung. Daß Reichtum ſeine Sache iſt, mag man ermeſſen.

□ □ □

Einige Striche mögen das Bild ergänzen und den Zügen des neueren Menſchen angleichen.

KEIN TIEFGANG. Wer fürchtet, muß Opportuniſt ſein können, denn neue Gefahren fordern neue Abwehren. Innige und wahrhaftige Überzeugung, die dem ſtarken Menſchen aus der Liebe zur Sache quillt, iſt hier Beſchwernis; auch liebt der Zweckmenſch die Sache nicht; ſie iſt ihm ein gleichgültiges Werkzeug. Wer aber

nicht überzeugt iſt, Der kann nicht überzeugen, und wer nicht die Maſſe und Schwere der Perſönlichkeit in ſich trägt, Der kann die Trägheit der Geiſter nicht überwinden. Da nun dem Zielbewußten alles daran liegt, auf andere zu wirken, ſo wird er ſchwatzhaft, eindringlich und aufdringlich. Er iſt Erfinder der Superlative und Hyperbeln. Denn nach Sklavenart iſt er gewohnt und einverſtanden, daß ihm ungern und nur zur Hälfte geglaubt wird.

MENSCHENSUCHT. Einſamkeit nährt Furcht. Deshalb flüchtet er unter Menſchen, zumal seines Gleichen, die ihm zu allerlei dienen. Sie betäuben durch Geſchwätz, füttern ſeine Neugier, laſſen ſich Wirkung gefallen und gewähren den Troſt gleicher Artung und Intereſſen. So groß iſt bei Einzelnen die Menſchenſucht, daß ſie kaum ihren Nächſten erblicken, ohne ſeiner im Geiſt zu begehren. Sie wollen wiſſen, wer er iſt und was er treibt; ſie wollen einen Eindruck irgendwelcher Art auf ihn machen, ihm gefallen, imponieren oder auffallen und, wenn alles verſagt, wenigſtens in ihrer Art ihn dadurch überwinden und beſitzen, daß ſie ihn kritiſieren.

Das Geſpräch der Menſchenſüchtigen iſt ein Kampf, aus dem ſie ſiegesbewußt zurückkehren, wenn ſie den Gegner durch Kenntnis, Argumente oder Übertreibung zum Rückzug gezwungen haben.

Natürlich bilden im Auge des Zielbewußten die Menſchen dieſer Zeit eine Staffel des Wertes und der Vorzüglichkeit. So verſucht er, mit gierigem Arm von Sproſſe zu Sproſſe zu klettern, und vergißt, daß den Oberen ſeine Gegenwart verhaßt, den Zurückgebliebenen ſeine Unteranſicht lächerlich iſt.

DENKWEISE. Seinen Gedanken iſt er ſelbſt der einzige Mittelpunkt. Wie an einen elaſtiſchen Faden geheftet, ſchnellt jede ſeiner Vorſtellungen auf das eigene Ich zurück. Seine Gedanken machen Ausflüge, keine Forſchungsfahrten; deshalb kommen ihre Läufe über einfache Bewegungsmechanismen und kleine Entfernungen nicht hinaus. In der unmittelbaren Denknähe ſeines Ich freilich

kennt er Weg und Steg; deshalb ist er Meister der Motivierungen, Ausflüchte und dialektischen Künste.

„Wie stehe ich zu dieser Sache und Tatsache? Was kann ich damit anfangen? Was ist sie wert?“ Dies sind die Denkformen seiner egozentrischen Auffassung, die sich unablässig in Bewertungen und Kritiken äußert.

Selbst wenn der Geist, mit lockerem Zügel sich selbst überlassen, seine Straße wählen darf, träumt der Zweckhafte höchst persönliche und praktische Dinge: „Gesetzt, Dies und Das passiert: was werde ich antworten? Wie werde ich mich benehmen? Wie werde ich wirken?“ Und so wird er zum Schauspieler seiner selbst.

Kein Wunder, daß er bald jede instinktive Regung seiner Seele kennt wie den Mechanismus einer Uhr und mit indiskretem Vergnügen sich selbst über die Schulter blicken lernt. Dieser Kunst, auf der ein gut Teil Wirkung unserer heutigen Literatur beruht, verdankt er den unbegreiflich intimen Einblick in die Seelen der anderen und ihre zartesten Äußerungen. Freilich vernichtet solche Unzucht des Geistes die letzten Spuren unbefangener Naivetät; und so steht der Zweckmensch ratlos vor den momentanen, kraftvollen Entschließungen des Starken, die, wie von einem Gotte diktiert, unantastbar wie die Wahrheit selbst hervorbrechen, ohne daß es des Denkens bedarf. Denn nur der reine, selbstvertrauende Instinkt ist solcher Sicherheit des Anspruches, der Abwehr und des Urteiles fähig, die unbeirrbar ist durch geschwätzige Rabulistik.

SCHADENFREUDE UND MITLEID. Gleichheit aller Menschen ist der Wunsch des Geängsteten. Glück, Verdienst und Größe der anderen bedrückt ihn; deshalb sieht er sie gern auf die eigene Ebene herabsinken. Aber wie die Höhen, so sind ihm die Tiefen zuwider; er will keine Unglücklichen; denn sie sind ein Beispiel und eine Vorbedeutung. Er ist schadenfroh und mitleidig zugleich. Mitleid aber ist eine Abart der Furcht, Gattungsfurcht. Die Griechen kannten

dieſe Identität; und zu der Zeit, da ihre Kultur blühte, hatten ſie die Gewohnheit, ſich durch Kunſtübungen „von ſolchen Leidenſchaften“ zu entlaſten.

NATUREMPFINDEN. Nur dem Wunſchloſen läßt die Natur ihr Antlitz leuchten. Den König beſchenkt ſie, nicht den Bettler. Dem Zweckmenſchen iſt die Ehrfurcht vor der Geſetzmäßigkeit des Organiſchen fremd. Das Geheimnis des keimenden Blattes, die Schönheit des Tieres, das Gefieder der Wolken, die Glorie des Lichtes iſt ihm eitel. Er verlangt von der Wieſe Sträuße und von der See Schätze; von fremden Städten Seltenheiten, die man in Taſchen und Säcken fortträgt. Er will, was er Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten nennt; Ungewöhnliches und Übertriebenes, das ſich beſitzen und verwerten läßt. Ihm iſt Natur nur dann Erlebnis, wenn ſie ihn bereichert. Selbſt auf friedlichen und beſchaulichen Gängen und Wegen plagt ihn das Zweckbewußtſein, ſo daß er ſeinem Fuß willkürliche Schrittgeſetze vorſchreibt und gleichgültige Dinge bald aus abergläubiſchem, bald aus neugierigem Zielinſtinkt abzählt oder ſonſt zu bändigen ſucht.

SKLAVEREI. Alle Sklaverei iſt freiwillig. Denn ihr Weſen beſteht nicht in der Macht des Unterdrückers noch in irgend einer Not, die unabwendbar wäre, wie Krankheit, Greiſentum, Tod, ſondern in dem ſtets erneuten willfährigen Gehorſam des Unterdrückten, der aus Furcht geleiſtet wird. Aus Furcht vor anſcheinend Schlimmerem, vor Leiden, die doch faſt immer nur Leiden des Leibes und Lebens ſein können.

Deshalb iſt Sklaverei nur möglich, wo Furcht herrſcht; ſie iſt die eigenſte Not des Furchtmenſchen und deshalb als Ausübung ſeine eigenſte Begierde. Der Furchtloſe übt weder noch duldet Sklaverei. „Lieber tot als Sklav“ iſt der Wahlſpruch ſtarker Menſchen.

Freilich kennen auch Starke die Abhängigkeit, die aber nicht Knechtſchaft der Furcht, ſondern Gefolgſchaft der Treue iſt. Hier

führt Achtung und Neigung, Überzeugung und Pflicht zu einem edlen Verhältnis, das nicht einseitige Rechte gestattet. So entsteht als vornehmste Form des Menschendienstes die Königstreue germanischer Völker, die im Gegensatze zur Proskynese des Orients auf freier und selbstbewußter Schätzung eigener und fremder Kraft beruht.

DIE BEIDEN KARDINALTUGENDEN Die Tugend der Zweckbehafteten ist Barmherzigkeit; die Tugend der Zweckbefreiten ist Mut, dessen Spiegelbild Ehre heißt.

Daß die Werturteile der Zweckfreien — Mut als Tugend; Furcht und ihr Gefolge von Lug, Heimlichkeit und Argliſt als Laster — noch heute das Fundament des tatsächlichen westeuropäischen Sittenempfindens bedeuten und daß an dieser Schätzung die Einführung christlicher Lehren nichts Wesentliches geändert hat, ist an anderer Stelle ausführlicher erörtert.

Zwar ist die Barmherzigkeit der Schwachen so sehr mit Unlust gepaart und von wahrer Güte des Herzens verschieden, daß man sie nur eine Tugend wider Willen nennen kann. Dennoch war ihre Erfindung und Einführung in alle Gebiete des Lebens eine gewaltige Mission, gewaltiger noch als die Erfindung der Kunst, wovon später die Rede sein soll. Ja, vielleicht bedeutet diese Mission die Rechtfertigung der Schwachen in der ethischen Ökonomie der Welt.

DAS KAINSZEICHEN

Die Dichter haben Kain zu rechtfertigen gesucht, gleich als habe der stolzere Bruder den behäbigen Gottesknecht in edler Empörung erschlagen. Mit Unrecht; Kain war vor der Tat ein Neidhart, nach der Tat ein Lügner; sein Verbrechen war vorbedachte Tücke; er war ein Meuchelmörder. Deshalb strafte ihn

Gott mit Dem, was ihn ſündigen machte: mit dem Fluche der Furcht. „Unſtet und flüchtig ſollſt du ſein auf Erden.“

So ward er der Stammvater der von Furcht Gequälten und bis auf den heutigen Tag tragen ſeine Kinder den Stempel, den Jehovah ihm auf die Stirn brannte. Das Kainszeichen iſt das Zeichen der Furcht. Die Thora weiß über dies Zeichen nichts, und die Rabbinen ſchweigen. Wer aber die Schriftzüge des menſchlichen Antlitzes zu leſen verſucht, Dem flammt das Mal entgegen; er kann es deuten und beſchreiben.

Was iſt dies Zeichen? Nicht auf der Stirn, ſondern dicht unter ihrem Aufſtieg iſt es zu ſuchen. Mit ſeinem Finger berührte Gott die Stelle zwiſchen den beiden Augen und drückte ſie nieder. So, daß die Naſe nicht mehr, in kühnem Bogen der Stirn entſpringend, die Augen trennte, ſondern wehmütig hangend ihre Wurzel tief, in der Verbindunglinie der beiden Augenwinkel befeſtigte. Aus dem Naſenanſatz des Löwen, der breit und wuchtig aus der Stirn hervorquillt, wurde die ſpitze, dünne Naſenmündung des Affen, die ängſtlich, weit hinter der Stirnfläche aus der Nachbarſchaft der Tränendrüſen herabläuft.

Die Künſtler haben Dies längſt empfunden. Michelangelos Brutus und alle Köpfe der Heroen tragen die Züge der Löwenſtirn, alle Fratzen und Masken gemeiner Menſchennatur den Stempel der Affen und Neger.

Iſt Dieſes wahr: daß ein ſichtbar phyſiognomiſches Zeichen den Furcht- und Zweckmenſchen vom Furcht- und Zweckfreien ſcheidet, ſo müſſen ſich zahlloſe Fragen von Abſtammung und Zuſammengehörigkeit löſen, muß manches Rätſel von verfloſſenen Völkern ſich offenbaren.

Hier ſei nur eine — jüngſt erneute — Streitfrage, die nach dem wahren Weſen der Griechen, von ungefähr geſtreift. Ihren Göttern und Heroen gaben die helleniſchen Künſtler die reinen Züge mut-

vollen Adels. Auch die älteren, idealiſierten Menſchenbildniſſe weiſen die götterähnliche Form. Als aber in ſpäterer Zeit man häufiger vom Künſtler die akzidentelle Ähnlichkeit des Porträts verlangte, da begannen die naturaliſtiſchſten Bildniſſe das Kainszeichen zu verraten, ſo daß es ſcheinen möchte, als habe das Volk der Griechen in ſeiner Mehrzahl den Charakter des Furchtmenſchen getragen.

Woher ſtammten nun die Götterzüge? Waren ſie eine Erinnerung an ein entſchwundenes, durch Miſchung aufgezehrtes Volk von olympiſcher Bildung?

Ein Weiteres. Satyre und ihre Sippe von Wald- und Flurweſen wurden von jeher als Stirngezeichnete gebildet. Was bedeutet dies? Sollte neben jenem göttlichen Stamm ein alter tieriſch gearteter von Furchtmenſchen Berg und Dickicht bevölkert haben? Und waren dieſe Satyrmenſchen wirklich die Erfinder der Pansflöte und muſikaliſcher Kunſt? Liebten ſie Tänze bei Abendſchein, wie die nordiſchen Zwerge, und waren ſie die erſten, die ſich an „tragiſchen" Spielen erfreuten? War Marſyas Apolls Rival? Oder gar ſein Lehrer?

□ □ □

Es iſt, als habe die ahnende Weisheit des Volkes das phyſiognomiſche Geſetz, von dem wir handeln, längſt empfunden. Man ſpricht im Deutſchen von „hochnaſigen" Menſchen; und die Meinung iſt, daß dies ſonderliche Wort Solche bezeichnet, die den Kopf hochmütig zurückgelehnt und ſomit die Naſe als höchſte Bekrönung tragen. Dagegen ſcheint, daß der Volksmund von den hochhinaufreichenden Naſen der Furchtloſen ſpricht, und in dieſem Sinne ſei das Wort gedeutet.

Den alten Adelsgeſchlechtern des Abendlandes iſt die hochnaſige Geſichtsbildung eigentümlich; bei den unterworfenen, dienenden und arbeitenden Stämmen findet ſie ſich ſelten. Noch ſeltener

vielleicht bei den Völkern des Oſtens und Südens, bei Gelben und Schwarzen. Sollen Raſſenhypotheſen ausgeſprochen werden, ſo muß man an einen nordiſchen Stamm denken, der, durch epochale Verhältniſſe zum Hauptträger dieſer Bildung gezüchtet, ſein Abzeichen auf einige von ihm befruchtete Menſchenarten vererbt hätte. Und ſo wäre man wieder bei jenem wunder- und geheimnisvollen Urvolk des Nordens angelangt, deſſen blonde Häupter wir ſo gern mit aller Herrlichkeit des Menſchentumes krönen.

ENTSTEHUNG DER KUNST

Der ſorgenvoll Voreingenommene findet die Welt arm. Wer im Geiſt den morgigen Tag durchlebt und durchforſcht, Dem geht die heutige Sonne nicht auf und nicht unter. Natur öffnet ihre Arme nur dem Selbſtvergeſſenen.

Nicht immer liegen die Schönheiten der Welt zutage und die ſinnfälligen ſind nicht die edlen. Dem flüchtigen Auge ſind die Regenwolken nur graue Fetzen, die Hügelketten ein ödes Gewelle, und die Bäume des Waldes ein grünes Einerlei. Die unendlichen Geſetzmäßigkeiten, die von dem Geäder des Blütenblattes bis zu den granitenen Rippen des Felſenleibes alles Geſchaffene durchquellen und zur Schönheit beleben, offenbaren ſich nur der willenlos empfangenden Seele.

Und doch dürſtet die Seele des gefangenen Menſchen heißer als andere nach Genüſſen der fühlbaren Welt; und mehr noch als die Seele dürſten die Sinne. So bedarf Er, der den reinen Hauch und Duft der Dinge nicht ſpürt, der ſtarken, ſinnfälligen Reize, der Surrogate und Extrakte.

Er beginnt, künſtlich zu verſchönen, zu ſchmücken; ſeinen Leib, ſein Haar, ſein Gerät. Das, was die Natur ſcheinbar nicht hat und kann, wie etwa gleichmäßige, lebhafte und unvergängliche Färbung, gerade Linie, vollkommene Symmetrie, reinen Ton und Klang, be-

gehrt er feſtzuhalten, dauerhaft zu machen und zu beſitzen. Er will über die Natur hinaus, will reicher ſein als ſie und dieſen Reichtum ſichern, ſo daß er nicht hinwegſchmelzen, verblühen, verwehen kann, wie die reinen Gaben des Himmels und der Erde.

Ein Schritt: und er bemächtigt ſich der einfachen, leicht faßbaren Geſetzmäßigkeiten. Die Umrißlinie eines Tieres, der Aufbau eines Baumes, eine harmoniſche Tonfolge, ein Rhythmus wird ſein Eigentum. Er ſchreitet fort von primitiven Geſetzmäßigkeiten zu den ſchwierigeren der plaſtiſchen Struktur, des Gleichgewichtes, der Bewegung, des Ausdruckes; ein Geheimnis nach dem anderen wird ſein Eigen, — und es entſteht die Kunſt.

Dem Sorgenfreien, Unbefangenen iſt alles Dies eine Torheit. Was ſollen ihm Spielzeuge? Die Natur iſt in ihrer Unbeſtändigkeit reicher und in ihrer Ungleichmäßigkeit prächtiger als aller Tand. Der vierfach machtvolle Schritt des Jahres und ſein heiliges Sinnbild von Blüte und Reife, Tod und Wiedergeburt ergreift ſeinen Sinn tiefer als lebloſe Blumen, Tiere und Menſchen aus Stein und Erde. Eine Behauſung, und wäre ſie mit den Goldblechen Salomonis bekleidet, bedeutet einen armſeligen Flecken am Ufer und Waldesrand. Wenn die Natur ihre Stimme erhebt, ſo verſtummen alle Gebilde zu Götzen. Das Ohr des Starken vernimmt ihre brauſende Sprache: denn all ſeine vielen müßigen Stunden ſind Lauſchen, Betrachten, Empfinden und Erinnern. Gibt es nicht heute noch Menſchen, denen man vergeblich klar zu machen verſucht, daß ſie einer farbigen Kruſte an den Wänden eines Gemaches oder auf den Maſchen einer Leinwand die gleiche Andacht ſchulden wie einem blühenden Baum und daß ein geformtes Metallblech oder ein geſchnitztes Holz köſtlicher iſt als ein Felsblock oder ein Zweig?

Wenn vor alten Zeiten ein Seefahrer zu ſeinen frieſiſchen Küſten heimkehrte und den Frauen einen italiſchen Glaskrug wies, die zerbrechliche Ware mit harten Händen behutſam faſſend, ſo erregte

er Staunen, aber keine Sehnſucht. Der Dichter der griechiſchen Ilias erwärmte ſich an der Pracht göttlichen Waffengerätes; vom Schatz der Nibelunge aber wiſſen wir nicht, wie er ausſah; niemand hat es der Mühe für wert gefunden, davon zu ſprechen. Wir wiſſen nur, daß nicht Götter, ſondern unterirdiſche Furchtweſen ihn ſchufen; Götter gaben ihn preis; im übrigen war ſein Wert Zauberei und ſein Beſitz Verderben.

Tote Helden und ihre Ehren lebendig zu erhalten und geheime Mächte durch Wort und Klang zu bannen: damit war für das Kunſtbedürfnis der Starken genug geſchehen; und was in ihren Sagen und Liedern uns heute Kunſtgenuß ſchafft, der Einklang des klaren Wortes und des lauteren Gedankens: Das war ehedem nicht Kunſt im Sinn unſerer Zeit; ſo wenig wie heute das Ebenmaß der Rede des gemeinen Mannes, das unſerer Schriftſprache nicht gelingen will.

Für ſich allein hätten die Starken niemals begehrt und vermocht, der Welt das Spiel der Kunſt zu ſchenken. Für die Entwickelung der Kunſt zum Stolz der Menſchheit aber geſchah Gewaltiges, wenn eine Sturzwelle freigeſinnter Stämme über die Dämme eines Zweckvolkes hereinbrach und das ruhende Gewäſſer aufwühlte. Dann erblühte der Kunſt ein Frühling und dem Stil eine Epoche.

Nicht durch Kritik, ſondern durch Herrſchgewalt zwang das friſche Blut die alte Zunft, gewohnte Formen zu zerbrechen, ererbte Fertigkeiten in die Bahnen ſeines Willens zu lenken. Sein Wille aber war: Natur, Gleichmaß und Adel. Und der neue Wille ſchuf neue Meiſter; Adelsherrſchaft war das Staatsweſen und Adelsdienſt war die Kunſt.

Dann aber, wenn das zähe alte Geblüt das hellere und jüngere aufzuzehren begann, wenn Miſchung den Fluß beruhigt und die frühere Färbung emporgekehrt hatte, dann floß auch Kunſt in altem

Laufe bergab, abgelenkt zwar, aber von neuem dem Geſetz und Weſen des Zweckmenſchen folgend.

Welcher Art iſt nun das Ziel und Gleichgewicht, dem das Empfinden dieſer Menſchen immer wieder zuſtrebt? Es iſt die Kunſt der Sinne und der Senſation. Denn wie ſie auch, benommen und befangen, die beſeelte Architektonik und Organik der Erſcheinung, den κοσμος nie erfaſſen und begreifen: ihre Sinne ſind nicht ſtumpf und ihre Leidenſchaften nicht tot.

□ □ □

Drei Elemente kennzeichnen die Kunſt der Schwachen. Zum Erſten: Das, was die Sinne liebkoſt und berauſcht; Zauber des Klanges und der Farbe, Pracht und Dekoration. Dann Das, was die Leidenſchaften der Furchthaften aufbäumen macht — die ſind Furcht, Mitleid, Grauen, Zorn, Ekſtaſe —: das Senſationelle. Zum Dritten Das, was den Verſtand reizt, kitzelt und betreten macht: Kontraſte, pointierte Charakteriſtik, Witz und Eſprit.

Vor der Form, dem Ausdruck innerer organiſcher Geſetze, hat dieſe Kunſt keinen Reſpekt. Innigkeit, Gemüt und Frömmigkeit des Herzens kennt ſie nicht. Die Größe der Einfachheit und Ebenmaß läßt ſie kalt.

So bedarf es weniger Worte, um an den Weg zu erinnern, den, ſich ſelbſt überlaſſen, Zweckmenſchenkunſt durchlaufen mußte.

Beginnend von majeſtätiſcher Viſion und heiliger Andacht, gelangte Malerei zur Darſtellung bedeutungsvoller, dann ſchöner, dann dekorativer Dinge und Vorgänge. Immer mehr befreite ſie ſich von außerſinnlichem Inhalt, und immer entſchiedener erklärte ſie das vom Geiſt unbehinderte Auge zum alleinigen Richter und Herren ihrer Kunſt, ſo daß ſie zuletzt in der Anordnung der Flächen, im Schätzen der Helligkeiten, im Ausgleich der Farben, im Aufſpüren des materiell Charakteriſtiſchen und der unzähligen Minimalwir-

kungen, die halb unbewußt auf das Geſicht als Stimmung wirken, die höchſte ſinnliche Gewalt erlangte.

Die Dichtung begann mit Göttern und Heroen. Anbetung und Verherrlichung tönte von ihren Saiten. Die ſich einſt rühmte, die ethiſchſte aller Künſte zu ſein, ſie hat ſich bis zum heutigen Tage aller außerſinnlichen Zutat ſo völlig entkleidet, daß greifbarſte Darſtellung der umgebenden Welt und ſubtilſte Auflöſung der Reize und Empfindungen nun ihre unerreichbare Fertigkeit geworden iſt. Selbſt die Tragödie, ehemals die Schule der Schuld, Sühne und Erlöſung, lernt auf die transſzendenten Triebwerke verzichten. Von den jüngeren Meiſtern dieſer Kunſt ſind Werke ausgegangen, deren Kraft, unabhängig von aller Ethik, im naturgeſchichtlichen Vorgang ſozuſagen und in der bloßen Tragik der Situation zu ruhen ſcheint, ſo daß dieſe Dramen mehr eine Reihe tragiſcher Bilder denn Tragödien im früheren Sinn genannt werden müſſen.

Von den Künſten der Muſik und Architektur ſei hier nur im Vorübergehen Erwähnung. Die eine hat, gleichen Geſetzen gehorchend, den Weg von paleſtriniſcher Strenge zu den Spasmen ſinnlicher Leidenſchaft durchlaufen; die andere iſt denſelben Geſetzen — daneben gewiſſen techniſchen Verhältniſſen — ſo gänzlich erlegen, daß ſie den Namen einer Kunſt nicht mehr verdient, wenn ſie die tragenden, ſtützenden und laſtenden Elemente aller Zeiten zu maleriſchem Wandſchmuck erniedrigt.

So iſt die Kunſt empfangen und geboren worden, und der ärgeren Hand gefolgt. Es ſteht nicht an, dieſen Vorgang zu bedauern oder zu verläſtern; denn jede bedeutende Entwickelung in der Natur fordert Ehrfurcht, auch da, wo ſie menſchliche Dinge regelt.

HISTORIE

Alle Geſchichte iſt ein Kampf der Klugen gegen die Starken. Wo die Starken auftraten, da wurden ſie Herrſcher, und wo ſie herrſchten, da mußten ſie langſam, unmerklich und unausbleiblich der Maulwurfsarbeit ihrer ſchwachen und klugen Hörigen erliegen. Zähigkeit, ſchmachvolle Geduld, ſtets neu ſich erzeugende Überzahl auf ſeiten der Schwachen. Herrſcherkraft, Zuſammengehörigkeit, Adelsgefühl und Erblichkeit der Tradition war die Rüſtung der Starken. Wo die Starken herrſchen, da gilt Disziplin, Tüchtigkeit und Unkultur; wo die Schwachen regieren, wuchert Schwätzer- und Tribunenherrſchaft, Korruption und Genußſucht. Das Regiment der Starken ſtürzt, ſobald es den Unterdrückten gelungen iſt, die Atmoſphäre des Geiſtes mit ihrem Hauch zu erfüllen: ſo fiel Rom nach dem Aufſtieg des Chriſtentumes, Frankreich nach dem Zeitalter der Aufklärung. Daher iſt es die Aufgabe der Starken, den öffentlichen Geiſt im Rückſtand zu erhalten.

Heutzutage iſt die Welt der Abenteuer und Gefahren, der Kämpfe und Eroberungen, der Tapferkeiten und Herrſchgewalten zerronnen. Unſere Welt iſt eine Produktions-Vereinigung, eine Werkſtatt, ein Mechanismus. Die Kraft des Armes vermag nichts mehr gegen Schwungräder und Panzerplatten; den Ausgang politiſcher und ökonomiſcher Transaktionen entſcheidet nicht Tapferkeit und Geſinnung; Herrſchertugend und Gewalt findet in Kurien und Märkten keine Gefolgſchaft. Die Macht unſerer Zeit iſt die Zahl; wir kennen keine Siege, ſondern Erfolge; ſelbſt im Krieg bedeutet Arbeit mehr als Bravouren. Die üblichen Mittel des Erfolges ſind: Kenntniſſe: Das iſt Geduld; Arbeit: Das iſt Knechtſchaft; Umſicht: Das iſt Furcht; Streben: Das iſt Zweckhaftigkeit. Lohn des Erfolges ſind Genüſſe und Auszeichnung. Daher iſt dieſe Zeit das Goldene Alter der Zweckmenſchen.

Die neue Epoche brach an, als der Boden Europas von befreiten Raſſen und emanzipierten Hörigen zu wimmeln begann. Die enorm in der Zahl, maßlos in den Anſprüchen wachſende Geſellſchaft mußte mit neuen Mitteln genährt, bekleidet und unterhalten werden. Verkehr, Induſtrie und Technik brauchten Millionen Hände und verteilten Millionen Glücksloſe. Da mußte alle Autorität verblaſſen und es triumphierte der liberale Gedanke mit dem Wahlſpruch: „Wir können's auch" und „Wir ſind nicht ſchlechter". Und zu derſelben Zeit, als der Demos die Legitimität, das Kapital den Feudalismus überwand, um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, das das bürgerliche heißen könnte, war der Sieg der Klugen über die Starken vollendet.

Vor allem ſind die Großſtädte der Welt die Behälter zweckhafter Geſchlechter. Von Allen, die freiwillig dieſe ſteinernen Fleiſchtöpfe bewohnen, kann man ſagen, daß es Menſchen ſind, die „Etwas wollen". Betrübſam lächerlich müſſen daher die Bemühungen der Politiker, Kulturverfechter und Künſtler erſcheinen, die gegen die Windmühlenflügel der Symptome ausholen, weil ſie die Triebkraft des Mechanismus nicht faſſen können.

Der Politiker will den Maſſen den Schatz ihrer Unzufriedenheit rauben, indem er extreme Ungerechtigkeiten abſtellt, und verſucht, das alte Gleichgewicht der Seelen dadurch zu erneuern, daß er durch ideelle Werte und Selbſtbeſchränkung den Mangel an materiellen Genüſſen zu kompenſieren rät. Nur zu! denn es iſt menſchlich. Wären die Maſſen fähig, ein Glück aus ſich zu erzeugen, zu glauben, zu vertrauen, zu verehren und zu entbehren, ſo wäre das Problem nicht geſtellt. Daß ſie es nicht ſind, iſt nicht ihr böſer Wille und nicht ihre Schuld. Ihre Erſcheinung bezeugt es, daß ihr Blut zum Begehren, zur Ruheloſigkeit und zum Wollen gemiſcht iſt. Und hätten ſie ſonſt durch kärglich künſtliche Genüſſe ſich in die gemauerten Höhlen locken laſſen? Weder Erziehung noch

Religionslehre, weder Geſetzgebung noch Zwang wird dieſes Blut entmiſchen und den aufgezehrten Tropfen Germanentum beleben.

Ein Gleiches gilt von den mittleren Ständen, ſoweit ſie von zweckhaften Geſinnungen bewältigt ſind. Sie, deren Geſchäftigkeit und Vielbeſtreben die wirtſchaftlichen Mächte nicht entbehren können, ſind ſich ihrer Verſtandeskräfte bewußt und verlangen mit der Ungeduld, die ihre Veranlagung kennzeichnet, Anteil, wo nicht Alleinbeſitz der öffentlichen Macht. Sie werden ihn haben; denn die Gegenkräfte der Tradition und der alten Geſinnung miſchen ſich zunichte und ſchwinden dahin; und Der nur könnte den Zug der Angreifer hemmen, der ihre innerſten Seelen umzuſtimmen wüßte.

Der Kulturidealiſt mahnt, die kapitaliſtiſch-aſſoziativen Produktionsmethoden zu verlaſſen, zur alten, individuellen Gütererzeugung zurückzukehren und ſich der Natur zu nähern. Wen mahnt er? Menſchen, die nach möglichſt zahlreichen und mannigfaltigen, ſtets wechſelnden Beſitztümern, nach neuen Senſationen und nach Geltung ſtreben. Wir haben geſehen, daß dieſe Neigungen nicht Sache der Erziehung oder der Gewohnheit, ſondern naturgeſchichtliche Eigenſchaften ſind. Alſo laſſen ſie ſich nicht durch Überredung ändern.

Der Dichter blickt unwillig und erſtaunt auf die Regungen des Publikums. Er will nicht glauben und begreifen, daß in Städten, wo noch vor hundert Jahren echte Werke begeiſterte Hörer fanden, das Gute beſtenfalls geduldet wird. Er kennt die Menſchen ſeiner Zeit nicht, ſonſt wüßte er, daß ihre Sorgen ſie nie verlaſſen, und daß ihnen verſagt iſt, was Kunſt und Natur verlangen: Unbefangenheit. Der Unfreie kann nicht mit dem Herzen, nur mit den Nerven genießen, nach den Ängſten des Tages ſucht er nicht Vertiefung, ſondern Zerſtreuung. Nicht die Kunſtverderber ſind zu ſchelten; ſie liefern, was man ihnen aufträgt, und tun ihre Schuldigkeit. Es wäre Widerſinn oder Heuchelei, wenn zweckfreie Kunſt von zweckhaften Menſchen gebilligt würde.

WAS DANN?

Wenn es nun alſo beſtimmt iſt, daß das Szepter der Welt von den Händen der Starken in die Hände der Schwachen hinübergleitet: was dann? Muß dieſe Welt zugrunde gehen oder geht es auch ſo?

Gewiß, es geht auch ſo. Die Staaten können von Advokaten und Journaliſten beherrſcht werden. Politik kann auf Intereſſenabſtimmung beruhen. Beamte können Menſchen ſein, die Staatsgeſchäfte wie andere Geſchäfte betreiben, die man auf Auskunft engagiert und nach Kündigung entläßt. Heere können Angriffs- und Verteidigungsunternehmungen werden, um deren Verwaltung ſich jeder Fachmann bewerben kann. Öffentliche Meinung wird in der Welt des Zweckes viel bedeuten, Tradition wenig. In dieſer Welt wird viel gearbeitet, erſtrebt und erfunden werden, denn der Erfolg entſcheidet. Vorurteile kennt man nicht, um ſo mehr Kritik. Für Unterhaltung ſorgen Artiſten und Äſtheten; Abwechſelung iſt ihre Aufgabe. Folgende Dinge jedoch wird man in dieſer Welt nicht finden: Transzendenz, Idealismus, hohe Gedanken und Treue. Aber es geht auch ſo.

Bevor aber dieſer Zuſtand hereinbricht, wird etwas anderes geſchehen. Es werden diejenigen Völker, in denen Geſinnung und Idealismus ſich am längſten erhält, die Erde unterjochen, und eine letzte Ariſtokratie errichten, die Ariſtokratie der Nationen. Denn dieſe iſt das unbewußte Ziel der gegenwärtigen Welt, nicht demokratiſche Kosmopolitie. Solange die Idee lebt, iſt ſie ſtärker als jede Macht der Berechnung; bevor ſie erliſcht, werden auch die Klugen dieſe Macht erkennen. Sie ſelbſt werden dann die verſprengten Nachkommen jener Menſchen zu ſammeln und zu erhalten ſuchen, die einſt das Jenſeitige zur Erde herabholten, der Menſchen ohne Zweck, Furcht und Tadel. 1904.

ZUR KRITIK DER MORAL

CHRISTLICHE MORAL

Der dritte Teil der Erdenbewohner, fünfhundert Millionen Menſchen, bekennen die Lehre der Evangelien. In ihr ruht das Denken und Fühlen der okzidentalen Welt. In ihrem Geiſte wird regiert und gerichtet, gelehrt und erzogen, gepredigt und geweiht. Da nun dieſer Geiſt ein dreifaches Gebiet umſchließt: Dogma, Weltanſchauung und praktiſche Moral, ſo ſollte man meinen, ſeine Wirkung müſſe eine dreifache geweſen ſein: auf die Welt des Glaubens, des Denkens und des Handelns. Des ferneren ſollte man meinen, keine der drei Lebensfunktionen müſſe ſo tiefe Umgeſtaltung erfahren haben, wie die dritte, denn die Handlung wird vom Denken und Glauben beſtimmt.

Betrachtet man nun das Handeln der abendländiſchen Menſchen, ſo muß man erkennen, daß es nur im Sinne der Barmherzigkeit den Einfluß der evangeliſchen Lehre merklich aufweiſt; Barmherzigkeit aber iſt nicht eine ſpezifiſch chriſtliche, ſondern eine generell orientaliſche Tugend. Die perſönlichen Lehren Chriſti: Demut, Feindesliebe, Unweltlichkeit werden nirgends befolgt. Vielmehr iſt es im geſamten Abendlande Sitte, ſich mit ſeinem Nächſten nicht zu befaſſen, gegen Feinde vorzugehen, das Leben auf die Sorge für den kommenden Tag zu ſtellen, Den, der einem auf den rechten Backen ſchlägt, niederzuſchießen und die geiſtig Armen als minderwertig anzuſehen.

Freilich wird die Diskrepanz zwiſchen Lehre und Handlung von einzelnen zeitweiſe mit Betrübnis empfunden, aber dies Gefühl bleibt ohne weſentlichen Einfluß auf die fernere Lebensführung, während andere, weltlichere Sorgen, Liebeskummer, Zurückſetzung, Verluſte oftmals ernſte und folgenſchwere Entſchlüſſe wecken.

ABENDLÄNDISCHE TUGEND

Will man die Frage ſtellen und beantworten, welche Moral das Abendland beherrſcht, da es die chriſtliche nun einmal nicht iſt, ſo muß man beobachten, was das gemeinſame aller Derer Handlungen iſt, die vom inneren Bewußtſein aller gebilligt, und Derer, die verworfen werden.

Es ergibt ſich alsdann das Reſultat, daß die beſtehende Moral heute wie vor Jahrtauſenden auf der Polarität von Mut und Furcht beruht. Mut iſt Tugend, Furcht iſt Laſter.

Dies kommt am klarſten zum Bewußtſein, wenn man die Vergehungen klaſſifiziert: Verbrechen der Gewalttätigkeit können Bewunderung erwecken, Verbrechen der Tücke und der Roheit löſen ſtets Verachtung aus. Hinterliſt, Heimlichkeit, Trug und Roheit aber ſind Produkte der Feigheit. Der Mutige fordert den ebenbürtigen Gegner zu gleichem Kampfe, verſteckt ſich nicht, verheimlicht nichts, und greift keinen Wehrloſen an.

Von allen Tugenden erweckt nur Mut aufrichtige Begeiſterung. Vorzüge, an denen auch Furchtſame teil haben können: Güte, Fleiß, Geduld, Beſonnenheit, Demut finden verſtandesmäßige Anerkennung und laſſen kalt.

Lüge und Unaufrichtigkeit ſind Kennzeichen des Furchtſamen; Treue und Aufrichtigkeit ſind die ſteten Begleiter des Mutes.

WAFFENPROBE

Jede Beleidigung hat als Sinn den Vorwurf der Feigheit. Die Art der Schmähung iſt nebenſächlich; die Tatſache der Schmähung inſinuiert und ſetzt voraus, daß der Betroffene ſie hinnimmt, ſomit ſich als feig bekennt. Der Gegenbeweis kann nur durch eine Handlung des Mutes geführt werden. Daher ſind alle Verſuche, in europäiſchen Ländern den Zweikampf auszurotten, ſinnlos und vergeblich; denn er iſt der unbefangenſte Ausdruck okzidentalen Sittenempfindens.

FOLGERUNGEN

Iſt Mut gleich Tugend, Furcht gleich Laſter, ſo folgt der ſeltſame Satz: es gibt kein moraliſches Handeln, ſondern nur einen moraliſchen Zuſtand. Ethik iſt körperliche Verfaſſung, die Qualität männlicher Stärke. Es ergibt ſich ferner die Erklärung für das anſcheinende Paradoxon, daß Defekte, die außerhalb aller Sittenbezirke liegen: körperliche Schwäche und ſexuelle Unfähigkeit, mit gleicher Verachtung geahndet werden wie moraliſche Unvollkommenheiten.

Den Römern war, wie das Wort virtus beweiſt, Tugend und Mannheit ein identiſcher Begriff.

WEIBERTUGEND

Virtus verderbten die Franzoſen zu ‚vertu', womit ſie die Tugend der Weiber bezeichnen, die denn allerdings nicht Tapferkeit, ſondern Keuſchheit iſt.

Beim Weibe erſcheint Furcht nicht als Laſter und Lüge faſt verzeihlich. Alle lobenden und tadelnden Bezeichnungen der Sprache ‚tugendhaft', ‚ehrbar', ‚treu', ‚laſterhaft', ‚ehrlos', ‚ſchlecht' geben in ihrer weiblichen Anwendung nur Umſchreibungen des ſexuellen Verhaltens.

Darin liegt die läuternde und erhebende Kraft des reinen Weibes, daß es kraft ſeiner Reinheit zugleich ſittlich vollkommen iſt.

TRAGIK

In dem Zwieſpalt des wahren Sittenempfindens mit dem konventionellen liegt die Wurzel der tragiſchen Wirkung. Der tragiſche Menſch — der ſtets ein mutiger Menſch ſein muß — iſt dem inſtinktiven Moralbewußtſein ſündlos; vor dem Richterſtuhl des erlernten Gewiſſens iſt er ſchuldig; daher verurteilen wir ſeine Stärke und fürchten und verlangen zugleich ſeinen Untergang. Die Tragik liegt nicht in ihm, ſondern in uns; wir erſchrecken, daß wir zugleich lieben und verdammen müſſen.

KRITIK

Die Moral des Mutes iſt weder ewig noch abſolut. Wir erblicken ihren Urſprung, ihre Gegenſtücke und ihre Zukunft. Sie ſtammt aus Zeiten des Kampfes gegen Natur und Menſchen. ‚Ignavos et imbelles et corpore infames', ſchreibt Tacitus, ‚caeno ac palude, iniecta insuper crate, mergunt'. Und fügt hinzu ‚tamquam oporteat flagitia abscondi'.

Andere Sittenlehren ſind uns bekannt, die der Barmherzigkeit und Frömmigkeit, die der Kalokagathie und Sophroſyne, die der Weltabkehr und Selbſtvergeſſenheit. Der Orient ſchätzt Wahrhaftigkeit durchaus nicht hoch, Lüge kann ihm der Ausdruck löblichſter Klugheit ſein. Odyſſeus' Schlauheit und Jakobs Liſt hätte für ein germaniſches Heldenlied nicht getaugt; Reineke und Eulenſpiegel zeigen, daß man dieſe Tugenden nicht ernſt nahm.

Die abendländiſche Ethik iſt eine Ethik der Geſinnung. Geſinnung kann vererbt, anerzogen und gezüchtet werden. Ihre Gegnerin iſt die Intelligenz, die nicht übertragbar iſt, ſondern ſporadiſch, aber um ſo kraftvoller aus der Maſſe auftaucht. Überall wo ein Volk

in zwei Schichten gelagert iſt, verteidigt die Oberſchicht die Geſinnung, weil dieſe ihr zur Herrſchaft verholfen hat; die Unterſchicht kämpft ſich empor durch Intelligenz, die ihr aus der Unterdrückung erwachſen iſt.

Bisher ſind im Verlauf der Geſchichte ſtets die Oberſchichten unterlegen, weil ſie minderzählig waren, ſich vermiſchten und ihre Qualitäten verloren. Unſer Zeitalter, das die Werte ökonomiſch einſchätzt, die Kriege mechaniſiert und die Gefahren zu bannen ſucht, iſt an ſich dem Kult des Mutes nicht günſtig. Die Verſchmelzung der Schichten und die Hegemonie des Kapitals ſchreitet vor und ebnet der Herrſchaft der Intelligenz die Wege.

Iſt der Volksgeiſt geſonnen und der Volkswille imſtande, die alten Werte ſich zu erhalten, ſo iſt Erkenntnis und Empfindung dieſer Zuſammenhänge die Vorausſetzung für neue Evolutionen.

1903

EIN TRAKTAT VOM BÖSEN GEWISSEN

Auf der vergoldeten Armlehne des Präſidentenſeſſels ſaß der Erſte Konſul, Napoleon Bonaparte, und zerſtach mit ſeinem Federmeſſer in ärgerlichem Spiel die Tiſchdecke, die wie ein grüner See mit zwei langen Buchten ſich vor ihm ausbreitete.

„Ich bitte, meine Herren," ſagte er mit dem fremdartig harten Tonfall, den ſeine Umgebung fürchtete, „bleiben wir bei der Aufgabe. Sie haben vor zwei Jahren für die Beratungen des Code Civil einige Arbeitsluſt mitgebracht; vielleicht, weil die Begriffe Ihnen mehr Schwierigkeiten machten. Hier, beim Strafgeſetz, wird zu viel philoſophiert. Für ſechstauſend Franken im Jahr halte ich Ihnen, wenn Sie wollen, einen Profeſſor, der zweimal wöchentlich alle Syſteme widerlegt und noch Zeit findet, ſeinem Verleger jedes Jahr ein Buch zu machen. Wir arbeiten nicht genug. Es iſt zwei Uhr und wir haben noch nicht zehn Paragraphen erledigt."

Die ſechzehn Herren, die in neuen Uniformen um den Hufeiſentiſch ſaßen, fingen an, müde zu werden. Seit acht Uhr früh dauerte die Sitzung. Alle Glastüren des Saales waren geöffnet, die Juliſonne brannte auf die gelben Markiſen und die Luft roch nach Papier und Leder.

„Auf Ihre Diſtinktionen von Schuld und Sühne laſſe ich mich nicht ein," fuhr der Konſul fort. „Die Strafe iſt dazu da, die Zahl der Verbrechen zu mindern. Deshalb muß ſie richtig abgewogen und qualifiziert ſein. Das, was Sie das Schuldbewußtſein des Verbrechers oder gar ſein Sühnebedürfnis nennen, iſt mir gleichgültig. Genug, wenn er weiß, daß ein Rückfall ihm ernſte Verlegenheiten bringen kann. Maleville kennt meine Anſichten über Schuld und Schuldbewußtſein. Er mag Ihnen, wenn Sie wollen, ein paar Gedanken entwickeln, während ich Sie auf zwei Minuten verlaſſe. Sie hörten, daß Augereau ſich um Zwölf melden ließ. Mir iſt, als hielte er ſich noch immer im Nebenzimmer auf; dieſer Menſch hat die Leidenſchaft des Wartens."

Alsbald erhob ſich am Ende der rechten Tiſchbucht die hohe Geſtalt des Herrn von Maleville in dunkler Ziviluniform, deren goldgeſtickter Kragen Hals und Kinn wie eine Bandage einzwängte. Er verneigte ſich zuerſt nach dem Platz des Konſuls hin, dann nach dem linken Flügel; dabei führte er mit einer abgerundeten Bewegung den Arm zur halben Höhe des Oberkörpers.

„Der Befehl des Konſuls," ſagte er, „ſeinen Gedanken als Dolmetſch zu dienen, ſetzt mich in Verlegenheit. Selbſt unter der Deckung ſeiner Autorität fühle ich mich beunruhigt, ja, eingeſchüchtert in einer Verſammlung, die an die Meiſterſchaft ſeiner Erklärungen und Beweiſe gewöhnt iſt."

Dieſe Worte konnte Napoleon noch vernehmen; er hatte mit haſtigen Schritten den Saal durchmeſſen und verſchwand nun hinter einer grüngoldenen Flügeltür, deren Füllungen mit Fackeln, Leiern und Lorberzweigen geſchmückt waren.

„Unterſtützen Sie mich, meine Herren," fuhr der Redner fort, „durch die Erlaubnis, aller Theorie zu entſagen und ein Erlebnis zu erzählen, das dem Konſul einiges Intereſſe erweckt und, wie

er zu verſichern die Huld hatte, ihm ſeine eigene Anſchauung vom Truge des Schuldbewußtſeins verſinnlicht hat.

„Wenige Jahre vor der Umwälzung, der wir unſeren politiſchen Zuſtand verdanken, ſtarb mein Vater. Mir, als dem älteren Sohn, hinterließ er, nach damaliger Sitte, ſeinen Landſitz, der leider ſtark verſchuldet war, meinem Bruder eine kleine Rente und uns beiden einen Namen, der in jener Zeit große Rechte und Pflichten in ſich trug. Herkommen mehr als Neigung wies meinen Bruder auf das Waffenhandwerk; und ſo diente er in Verſailles, in naher Umgebung des Königs. Der Anblick des zur Statiſtentruppe fürſtlicher Unterhaltungen degradierten Heeres verdroß ihn, und er träumte davon, der jungen Römerrepublik, die jenſeits des Meeres ſich erhob, ſeinen Arm zu leihen.

„Inzwiſchen kämpfte ich für mein Eigentum. Alte Prozeſſe wurden beglichen, das Syſtem gewiſſenloſer Pächter und diebiſcher Intendanten verworfen, Beſſerungen und Reformen eingeführt; und nach Jahren harter Arbeit ſah ich das Erbe entlaſtet, ja ſchließlich, durch meine Vermählung mit einer benachbarten Grundbeſitzerin, zu einem Umfang abgerundet, der in der Familie, ſo weit die Überlieferung reichte, nicht erhört war.

„In dieſer Zeit der Tätigkeit und des Gedeihens beſuchte mich mein Bruder, um Abſchied zu nehmen. Nicht ohne Unruhe hatte ich die Begegnung erwartet, denn ich erwog, daß der Kontraſt zwiſchen dem heimatlichen Behagen und ſeinem eigenen Wanderſchickſal geeignet ſein müſſe, neuen Zwieſpalt in ſeiner Bruſt entſtehen zu laſſen. Auch hatte meine Frau mir vertraut, er habe in ihrer frühen Mädchenzeit ſie viel geſehen und mit allen Zeichen ſchüchterner Jugendneigung ſich um ſie bemüht. Ich fand ihn äußerlich gealtert, innerlich zwar nicht ſtiller, doch durch Selbſtbeherrſchung gebändigt. Mich begrüßte er mit rückhaltloſer Herzlichkeit, meine Frau freundſchaftlich und ohne Mitklingen eines Gefühles,

das ich befürchtet hatte; und so war in geschwisterlichem Zusammensein bald alle Besorgnis aufgelöst und geschwunden."

Bei diesen Worten vernahm man im Nebengemach Stühlerücken und lautes Sprechen. Wie unter einem Windhauch erschauerte das Kollegium, als in der aufgerissenen Tür der Konsul erschien, schnaufend, mit geröteter Stirn, auf der die dünne, vom Scheitel herabgestrichene Haarsträhne klebte.

„Belehren Sie diesen General, meine Herren, wie viele Batterien wir auf den Forts von Wimereux haben! Er weist mir nach, daß es nicht mehr als sechs sind... Bitte, äußern Sie sich, Pernichon, der Sie als Statistiker gelten wollen; oder, wenn Sie nichts wissen, so laufen Sie und schaffen Sie die Zahlen!"

Pernichon, ein schwächlich grauer Ingénieur des Ponts et Chaussées, der sich einiger Kenntnisse auf dem Gebiete des Verkehrswesens rühmte, zurzeit aber mit der Regelung des Gefängniswesens betraut war, erwog eine Sekunde, ob er daran erinnern solle, daß er mit Artillerie nicht das mindeste zu tun habe. Aber unter dem Bann der Gewissensangst schmolz ihm die Rede zu einer murmelnden Lautfolge zusammen und er beeilte sich, mit einer Verbeugung den nächsten Ausgang zu erreichen, während die goldbeschlagene Degenscheide in großen Schwingungen ihm an die Absätze schlug.

Napoleons grünschimmernde Augen waren hinter der Tür verschwunden, als Maleville, seines Unbehagens nicht ganz Meister, wieder zu reden begann.

„Die akzidentelle Beklemmung," sagte er, „in die des Konsuls Mißstimmung einige von uns — um beim Thema zu bleiben: schuldlos — versetzt hat, benutze ich, um Ihre Teilnahme an dem Seelenzustand zu heischen, den ich Ihnen darzustellen wünsche. Ohne durch Steigerungen Ihre Spannung zu erwecken, sage ich Ihnen: am Abend

des Tages, von dem ich Ihnen berichtete, habe ich meinen Bruder getötet."

Hier machte der Erzähler eine kurze Pauſe und blickte mit geſchloſſenen Lippen auf die Mappe aus Maroquinleder, die vor ihm lag und die Aufſchrift Ministère de Justice trug. Die hochgezogenen Stirnen und leicht gehöhlten Wangen der Anweſenden waren ihm zugewandt.

Maleville fuhr fort: „Wie ſoll ich Ihnen eine Tat motivieren, die in der Sekunde ſpäter mir ſo unfaßbar war wie Ihnen? Mein Bruder hatte in Paris viel in den Salons der großen Damen verkehrt, die Ihnen aus den ſiebenziger Jahren erinnerlich ſind. Bei dieſen Bufetièren des Eſprit galt ein geſchliffenes Wort mehr als heute ein Seeſieg über England; und alle Pointen und aller Hohn traf das Beſtehende, das Herkommen, die Autorität.

„Daß mein Bruder ſchon vor dem Tag der Baſtille revolutionärer war als die Revolution ſelbſt, konnte mir nicht entgehen, als ich ihn, vielleicht allzu lange, vielleicht auch allzu ſelbſtbewußt, durch Äcker, Forſten und Vorwerke des väterlichen Beſitzes führte. Sein freundlich offenes Weſen kehrte ſich in Mißmut und Bitterkeit; und manches ſcharfe Wort wurde gewechſelt. Als er jedoch, ſeinem Offiziersкleid zum Hohn, ſich rühmte, er ſelbſt werde nächſtens das Volk der Enterbten gegen die Ausbeuter führen helfen, da beging ich das Verbrechen, ihn des Neides, der Undankbarkeit, des Verrates zu zeihen.

„Die folgenden Sekunden kann ich nicht ſchildern. Wie ich Schmerz und Schmach des Fauſtſchlages im Antlitz brennen fühlte, wie ich zweimal mit dem Metallknauf meines Rohres ausholte und ſchlug: in meiner Erinnerung knäult es ſich in eine unauflösbare Konvulſion zuſammen. Aber mit nüchterner Deutlichkeit ſehe ich noch den lebendigen Menſchen niederbrechen und in der epileptiſch krampfhaften Stellung des gewaltſam Verendeten ſich auf dem Boden ſtrecken.

„Ich blickte um mich. Es war ein entlegener Teil des Parkes, wo die Kieswege enden und kleine überwachsene Pfade im Grün der Waldwiesen sich verlieren. In der Nähe stand von Väterzeiten her als Jagddenkmal ein steinerner Hirsch; dahinter lag ein Weiher. Es war neun Uhr abends.

„So mußte es sein, sagte ich. Ich bin schuldlos. Ruchbar kann es nicht werden. Jetzt Ruhe und Überlegung! Da plötzlich stieg es in mir empor wie eine brennende Woge, die mir die Eingeweide hob, über meinem Kopf zusammenschlug und alle Besinnung fortriß. Ich lag am Boden und grub Stirn und Zähne in den Morast des Weges. Ich wagte nicht mehr, den Toten anzublicken. Ich wagte nicht, ihm die Augen zu schließen, — die Augen, die lachend und weinend mir aus fernen Kindertagen vertraut waren. Ich wagte nicht, die Hände zu berühren, die mich tausendmal begrüßt hatten; diese nachdenklichen Hände, deren Züge mir befreundet waren wie liebe Gesichter. Mir graute, das Haar von dieser feingeaderten Schläfe zu streichen, die von meinem Schlage blutete. Ein Teil meines Leibes, meines Lebens lag neben mir, — besudelt, vernichtet, der Fäulnis hingeworfen durch die Tat meiner Hände.

„Nie hatte ich bis zu dieser Stunde den Namen des Herrn angerufen als zu frivolen Beteuerungen; jetzt schrie, nein, heulte meine ganze Seele empor: Gott, du mußt diese Schuld von mir nehmen, du mußt dies Blut von mir waschen, du mußt mich retten!“

Malevilles mit starker Empfindung gesprochene Worte schienen von den Wänden des schweigenden Saales widerzuhallen. Niemand rührte sich. Eine kurze, etwas unbehagliche Bewegung der Hörer wurde erst merkbar, als er fast unvermittelt sich in den höfischen Ton der Rede zurückfand.

„Ich hoffe, meine Herren, daß ich Ihre Geduld nicht mißbrauchte, indem ich Ihnen dies Erlebnis, das als Traum endete, in den Formen der Wirklichkeit vortrug. Ich sage: ‚endete‘; denn es gibt Augen-

blicke, wo es mich tröſtet, an Wunder zu glauben. Und warum ſollte der allmächtige Gott, der über Gegenwart und Zukunft Herr iſt, nicht die Gewalt haben, die Maſchen des Geſchehenen aufzulöſen, die Zeit rückwärts zu zwingen, Vergangenes ungeſchehen zu machen? Es gibt Erlebniſſe, die man zu träumen glaubt, und wiederum: in allen Träumen weht ein zarter Schleier über den Dingen, den man nach dem Erwachen erſt erinnernd wahrnimmt: dieſer Traum hatte nichts Traumhaftes; er trug alle Merkmale des Lebens."

Hier unterbrach den Sprecher ein Mitglied der Verſammlung, der Generalprokurator: „Und wo war, wenn ich fragen darf, Ihr Herr Bruder, als dieſes zweifelhafte Ereignis ſich zutrug?"

„Ohne mein Wiſſen," erwiderte Maleville, „war er kurze Zeit vorher tatſächlich nach Amerika ausgewandert. Er erlag ſpäter in New Orleans dem Fieber. Den genauen Zeitpunkt ſeines Todes habe ich niemals feſtzuſtellen vermocht ... Aber bleiben wir bei der Sache, meine Herren! Die Frage, ob Wunder oder Wirklichkeit, Traum oder Tat, hat uns hier nicht zu beſchäftigen. Wir ſprachen vom Schuldbewußtſein. Meine Schuld war wirklich, denn ich hatte die Tat mit allen Faſern meiner Nerven begangen, mit aller Notwendigkeit meiner Natur, mit allem Bewußtſein meiner Seele. Mein Geiſt konnte nicht wacher ſein, als er war; und ſtünde ich, ohne dieſe ſchreckliche Erfahrung, noch einmal auf demſelben Fleck: wachend oder träumend, ich fürchte, ich beginge ſie wieder.

„Das, wie mir ſcheint, eigentlich Wunderbare und dennoch Natürliche des Vorganges will ich erſt jetzt erwähnen. Solange ich die Wirklichkeit meiner Tat vor mir ſah, war meine Verzweiflung tiefer, als Menſchen ermeſſen können; als ich erwachte, fühlte ich mich frei von allem Schuldbewußtſein, rein und glücklich. Niemals wieder habe ich dieſes Verbrechen bereut; niemals mehr hat es mir auch nur eine Stunde lang Sorge gemacht. Es bleibt ein Traum; ein Vorfall, meiner Verantwortung ſo fremd, als wäre er dem Frem-

deſten widerfahren. Meine Seele, die dieſe Ausgeburt erzeugt hat, leugnet alle Mutterſchaft und ſtolziert in ihrer Jungfräulichkeit. Meine Schuld beſtand, — und mein Gewiſſen kümmerte ſich nicht darum.

„Ich verſage mir, dieſe Seelenerſcheinung theoretiſch zu erläutern, denn der Konſul hat, wie Sie gemerkt haben werden, die Audienz beendet. Die Darlegung, die den Zeitraum ſeiner Abweſenheit auszufüllen beſtimmt war, hätte er Ihnen wahrſcheinlich kürzer, ſicherlich überzeugender vorgeführt."

In der Tat hatte die ovale Klinke der lackierten Tür ſich ſchon bewegt und der Flügel eine winzige Spalte geöffnet. Jetzt wurde Er, dem die Schlußworte galten, ſichtbar. Mit breiten Schritten ſpazierte er, ſichtlich in guter Laune, über die Lorbeerkränze und fliegenden Adler des Teppichs nach ſeinem Sitz und ſagte, indem er den Kopf auf die Seite neigte und die Hände in die Taſchen verſenkte: „Ich hoffe, daß Maleville Sie gut unterhalten hat. Wenn hier mit Traumdeutung gedient iſt, ſo hätte ich vielleicht darauf verzichtet, Ihnen Geſchichten zu erzählen, und Sie nur auf eine ſehr triviale Erfahrung verwieſen, die jeder von Ihnen ſchon gemacht haben wird. Sie träumen, daß Sie ſich wegen einer ſtrafbaren Tat zu verantworten haben. Sie ſuchen ſich der Verantwortung zu entziehen. Man verfolgt Sie. Man holt Sie ein und verhört Sie. Sie leugnen, führen Wahrſcheinlichkeiten an, verſuchen, ein Alibi zu konſtruieren. Sie erdichten Tatſachen, treten pſychologiſche Beweiſe an, beſchuldigen andere, trachten, das Verfahren zu verſchleppen, hoffen auf Zufälle, ſuchen Zeugen irre zu machen. Sie ſchließen mit einem glänzenden Plaidoyer, — und werden verurteilt. Während der ganzen Zeit haben Sie von Ihrem Gewiſſen, Ihrem Schuldbewußtſein, Ihrer Reue und Zerknirſchung ſchwerere Martyrien erlitten als von der Schikane des Verfahrens und der Härte der Strafe.

„Sie erwachen: und was bemerken Sie? Sie haben Ihre Verfolgung, Ihren Prozeß und Ihre Verurteilung geträumt. Ihr Verbrechen

haben Sie vergeſſen zu träumen. Es war eine Vorausſetzung der Komödie, aber eine Vorausſetzung, die Sie nicht geprüft haben. Eine falſche Vorausſetzung. Und doch fühlten Sie ſich ſchuldig, waren Sie ſchuldig ſo gut wie einer, der das Vergnügen oder den Nutzen des Vergehens gekoſtet hatte. Sie hatten die Indigeſtion ohne Mahlzeit, den Katzenjammer ohne Rauſch. Ihr Schuldbewußtſein war entſtanden, wie ein Jucken der Haut, ein Schmerz im Finger, — ohne ſittlichen Anlaß.

„. . . Genug der Philoſophie, meine Herren; wir haben zu arbeiten. Ich wünſche, daß Sie Schuld und Strafe ohne metaphyſiſche Nebengedanken betrachten, ſozuſagen als Spielregeln. Das Schuldbewußtſein iſt eine Zwangsvorſtellung, die man ſich durch unbedachtes Handeln oder durch Unvorſichtigkeit zuzieht, und die Strafe iſt keine Sühne, keine Rache, kein Sakrament, ſondern einfach eine umgekehrte Belohnung, — weiter nichts.

Und jetzt, bitte ich, zum nächſten Paragraphen."

1903.

AESTHETISCHE BETRACHTUNGEN

EIN GRUNDGESETZ DER ÄSTHETIK

Folgendes Grundgeſetz ſoll aufgeſtellt und erläutert werden: „Äſthetiſcher Genuß entſteht, wenn eine verborgene Geſetzmäßigkeit empfunden wird.“

Das Geſetz ſoll den Namen führen: „der Satz von der latenten Geſetzmäßigkeit.“

Äſthetiſcher Genuß bedeutet die vom Zweck losgelöſte Freude an einer wahrgenommenen Erſcheinung; ſie umfaßt ſomit den Naturgenuß und Kunſtgenuß.

Die Geſetzmäßigkeit muß eine verborgene ſein: das heißt eine ſolche, die nicht Gegenſtand der Erkenntnis geworden iſt.

Die Geſetzmäßigkeit muß empfunden werden: das heißt, ſie muß auf die unbewußten Kräfte der Seele wirken. Wird ſie mit Bewußtſein erkannt, ſo gehört der Vorgang nicht mehr dem Kreiſe der Äſthetik an. Hier ſcheiden ſich Kunſt und Wiſſenſchaft: die Kunſt läßt uns das Geſetzmäßige empfinden, die Wiſſenſchaft lehrt es erkennen.

Iſt eine Geſetzmäßigkeit erkannt, ſo löſt ſie äſthetiſches Empfinden nicht mehr aus. Hierauf beruht die Entwicklung und Geſchichte der Kunſt. Denn aus der Unendlichkeit der Geſetzmäßig-

keiten der Natur ergreift die Kunst immer neue, um sie durch Darstellung fühlbar zu machen, bis sie jeweils vom nachstrebenden Geist in Erkenntnis verwandelt sind. Sie können dann einer eklektischen Übung noch als Rezepte dienen; ihre ästhetische Kraft ist jedoch erschöpft.

Deshalb läßt sich das Essentielle der Kunst nicht lehren. Lernbar ist nur Kunstfertigkeit.

HISTORISCHE ERLÄUTERUNG

In angenähert historischer Reihenfolge sollen einige Gesetzmäßigkeiten angeführt werden, die aus der Betrachtung der Natur durch bildende Kunst apperzipiert worden sind. Der Anschaulichkeit halber sind sie dem Gebiet der bildenden Künste, Skulptur und Malerei entnommen. Die meisten dieser Gesetzmäßigkeiten sind bereits analytisch erkannt und somit zu Kunstrezepten geworden.

GEOMETRISCHE LINIE, SYMMETRIE, GEOMETRISCHE ÄHNLICHKEIT. Die Empfindung, daß gewisse Linien in der Natur — gerade Linien und einfache Kurven — eine ruhige, wohltuende Wirkung ausüben, eben weil sie eine wahrnehmbare Gesetzmäßigkeit enthalten, daß ferner diese Gesetzmäßigkeit durch Wiederholung oder symmetrische Spiegelung klarer hervortritt, ist prähistorisch. Ebenso die Wahrnehmung des Gesetzes der geometrischen Ähnlichkeit von Figuren, zumal von Umrißlinien.

Hierauf beruht das älteste Ornament und die Zeichnung organischer Konturen.

GESETZMÄSZIGKEIT DER STRUKTUR. Die Natur formt ihre Organismen nach unveränderlichen numerischen und geometrischen Gesetzen. Die Zahl der Blätter und Staubfäden bei einer Blütenspezies bleibt stets die gleiche, ebenso ihre Form, Anordnung und Struktur. Auf dieser Gesetzmäßigkeit ist das organische Ornament und die stilisierende Umbildung erwachsen, insofern als diese das

Zufällige und minder charakteriſtiſche Geſetzmäßige beſeitigt und ſich nur an einige hervorleuchtende Geſetze hält.

GESETZMÄSZIGKEIT DES MATERIALS. Da, wo die Kunſt nachbildet, ſchafft ſie ein Doppeltes: ſie reflektiert die Geſetzmäßigkeit der Natur; aber um den Reflex feſtzuhalten, muß ſie ihn an Materie heften. Dieſe Materie, gleichviel ob Farbſtoff, Ton, Gewebe, Erz oder Stein, wird gleichſam zum Spiegel des Ewigen, des Geſetzes. Das beſchauende Auge ſoll nicht getäuſcht, ſondern verklärt werden, im Doppelgenuß der widergeſtrahlten Natur und der widerſtrahlenden Materie. Bild und Gebildetes werden gleichzeitig und doch getrennt empfunden; der Kriſtallbau des Marmors und die götterbildliche Fläche bleiben gedoppelt und wirken in Eins. Aus dieſer Notwendigkeit ergibt ſich, wie im Vorübergehen bemerkt ſei, das Antiäſthetiſche der materiellen Nachahmung, wie etwa der Wachsfiguren oder der auf Täuſchung gemalten Bilder; denn dieſe erſticken im Übermaße der zufälligen Übereinſtimmungen die Geſetzmäßigkeit, anſtatt ſie zu läutern.

Iſt nun die Materie als ſolche zum zweiten Gegenſtand der äſthetiſchen Wirkung geworden, ſo ſind auch ihre immanenten Geſetze: Struktur, Feſtigkeit, Oberflächenwirkung, zur höchſten Bedeutung erhoben, und mit ihnen die Art und Technik der Bearbeitung. Es entſteht ſomit ein reizvolles Wechſelſpiel zwiſchen der Bearbeitungsweiſe und der beſeelenden Geſtaltung, ſo zwar, daß mit denkbar einfachen und der Materie angepaßten Handwerksgriffen das Bild der Maſſe eingeprägt wird, während umgekehrt die Geſetzmäßigkeit des Bildes gewiſſermaßen durch das Medium des Stoffes empfunden und dieſem angeeignet wird. Aus dieſem Zuſammenhange entſteht die Geſetzmäßigkeit der künſtleriſchen Technik.

Die bisher erwähnten Beiſpiele wahrnehmbarer Geſetzmäßigkeiten umſchreiben etwa den Kreis älterer orientaliſcher Kunſt, behalten aber auch für ſpätere Epochen Bedeutung; ſo vor allem das Geſetz der Technik, das mit jeder neu unterjochten Materie und unter jeder kräftig geſtaltenden Hand auflebt.

□ □ □

GESETZMÄSZIGKEIT DES TYPUS UND IDEALISIERUNG. Die Griechen, als ein zweiſchichtiges Volk von dunklen Unterworfenen und hellen Eroberern empfanden den Kontraſt der Typen aufs deutlichſte. Der kurznaſige, rundköpfige Typ der Satyrn, Silene, Komödianten und Plebeier trat dem langnaſigen, ſchmalköpfigen der Ariſtokraten und Götter entgegen. Eine faſt karikierende Abſtraktion der ariſtokratiſch-germaniſchen Züge, bei welcher unbewußt und unfehlbar alle pſychologiſchen Kennzeichen der Mutraſſe ins Licht traten, ſchuf den Idealtypus: hoher Naſenanſatz, langer Naſenrücken, tiefe Augen, kurze Oberlippe, gewölbtes Kinn. Dieſer Idealtyp hat jedesmal, wenn er von neuem auftauchte, die Bewunderung ariſcher Augen erregt und daher lange als abſoluter Schönheitstyp gegolten. Mit einigem Recht inſofern, als er die unbewußt empfundene Geſetzmäßigkeit des Zuſammenhanges zwiſchen Körpergeſtaltung und den pſychologiſchen Qualitäten der reinen Mutraſſe ſpiegelt. Einen Begriff von der unaufhaltſamen Verſchmelzung der beiden Völkerſchichten gibt die allmählich niederſteigende Umbildung des Idealtyps, insbeſondere wenn man die Stirnform beachtet.

GESETZMÄSZIGKEIT DES AUSDRUCKS UND DES CHARAKTERS. Daß der Ausdruck der Gemütsbewegung nicht als eine geiſtige Emanation dem Haupte entſtrömt, ſondern körperlich im Muskelſpiel der Stirn, der Wangen, Lippen und Augenlider und in der Bewegung des Augapfels ſich materialiſiert, empfanden wohl ebenfalls die Griechen als Erſte. Von der erſchütternden Wirkung

dieſes fühlbar gewordenen Geheimniſſes auf das Volk: als nämlich getünchte Wände durch Farbe und Umriß hindurch menſchliche Leidenſchaft und Empfindung dem Beſchauer entgegenſtrahlten, ſind uns Zeugniſſe der Alten aufbewahrt.

Dagegen der geſetzmäßige Zuſammenhang zwiſchen Form und Seele, das phyſiognomiſche Geſetz, „Charakteriſierung“ in der Wiedergabe genannt, äußert ſich ſchon früher, in orientaliſchen Werken, und wirkt, als eines der unerſchöpflichen Arkana, bis in unſere Zeit fort.

GESETZMÄSZIGKEIT DES FARBENSPIELS BELEUCHTETER FLÄCHEN UND DER PLASTISCHEN SCHATTENWIRKUNG. Daß es in der Natur einfarbige Flächen nicht gibt, daß ſelbſt gleichmäßig mit einem einheitlichen Farbenton beſtrichene Ebenen auch in homogener Beleuchtung ſich farbig abſtufen, daß auf gerundeten Flächen, zumal ſolchen von organiſcher Struktur, die Tönung ſich zum lebhaften Farbenflimmer erhöht, iſt, wie es ſcheint, der älteren Naturbetrachtung und Kunſt nicht zu Bewußtſein gekommen. Empfunden wurde dies Geſetz, und etwa gleichzeitig das der Darſtellbarkeit plaſtiſcher Wirkung durch das Mittel der Schattierung, zur Zeit des jüngeren Griechentums. Die Erinnerung an dieſe Enthüllung blieb lebendig und ſchuf die Künſtleranekdote von Parrhasios und Apelles. Achtzehn Jahrhunderte ſpäter vertiefte ſich Lionardo in die Geſetze der Oberflächenwirkung und glaubte in ihnen die Eſſenz maleriſcher Darſtellung zu erblicken.

GESETZMÄSZIGKEITEN DER RAUMWIRKUNG, DES HINTERGRUNDES, DER PERSPEKTIVE UND DER LUFTPERSPEKTIVE. Auch in dieſe Anſchauungsgeſetze, die die Renaiſſance vollkommener, die Neuzeit im innerſten ſich zu eigen machte, drang das Altertum ein. Freilich war die Freude am Hauptgegenſtande noch zu jung und zu ſtark; die Erweiterung zum Raume blieb ein Spiel, das in leichter Fioritur das Werk umgab. Als eine große Ent-

hüllung — von der ſich jeder Rechenſchaft geben mag, der ſeiner erſten kindlichen Zeichenverſuche ſich erinnert — wirkte das Aufleben der perſpektiviſchen Zuſammenhänge. Hier vollzog ſich der ſeltſame und anormale Vorgang: daß die Geſetzmäßigkeit auf den naiven Beſchauenden ihre volle, unbewußte Wirkung tut, während der Schaffende nicht inſtinktiv ſondern reflektierend, ja berechnend, alſo auf dem Wege der Wiſſenſchaft der Natur das Geſetz entrungen hat.

□ □ □

Die weiterhin zu erwähnenden Geſetzmäßigkeiten gehören ihrer Abſtrahierung nach vorwiegend ſpäteren Epochen, zum Teil den jüngſten Zeiten an.

□ □ □

GESETZMÄSZIGKEIT DER FLÄCHENTEILUNG UND DES GLEICHGEWICHTS FARBIGER FLÄCHEN. Sie iſt nicht im betrachteten Naturobjekt ausgeſprochen, ſondern gründet ſich auf eine phyſiologiſche Vorliebe des Auges für ein proportioniertes, in ſeinen Maſſen klar kontraſtierendes Geſichtsfeld. Vornehmlich architektoniſche und auf Fernwirkung geſtellte Aufgaben förderten dieſe Geſetzmäßigkeit zutage; in alten Reliefs, ſpäteren Moſaiken und Glasbildern fand ſie Ausdruck, neuerdings, nach langer Vergeſſenheit, japaniſchen Einflüſſen gehorchend, auf verſchiedenen Gebieten der Malerei.

GESETZMÄSZIGKEIT DER SEELISCHEN SUGGESTION wurde in der chriſtlichen Kunſt lebendig. Daß einem in traditionellen Vorſtellungsformen ſich bewegenden Geiſte gewiſſe Requiſiten, Symbole, Gebärden und Vorgänge überkommene Erinnerungsbilder und Empfindungen auszulöſen vermögen, iſt ein pſychologiſches Geſetz, dem eine auf das Transzendente gerichtete Darſtellung entgegenkommen mußte.

ZEICHNERISCHE GESETZMÄSZIGKEITEN. Das Streben nach körperhafter Wirkung förderte ſubjektiv-phyſiologiſche Geſetze zutage. Auf der Tatſache, daß gewiſſe Syſteme gleichartig verlaufender Kurven einen der plaſtiſchen Erſcheinung ähnelnden Eindruck dem Auge hinterlaſſen, beruht der Effekt der Schraffierung; auf der Tatſache, daß das zweiäugige Sehen mehrfach gekrümmte Flächen aufzufaſſen vermag, beruht die Konvention der Überſchneidung.

GESICHTSFELD. In der fortſchreitenden Enthüllung weiterer Geſetzmäßigkeiten zeigt ſich die Tendenz, von der Erfaſſung des Gegenſtandes zur Erfaſſung des Geſichtsfeldes zu gelangen und inſofern gewiſſermaßen eine künſtliche Naivität des Sehens ſich anzueignen, als das Auge des Neugeborenen oder ſehend gewordenen Blinden gleichfalls nur ein farbiges Geſamtbild aufnehmen kann, bevor es die Trennung in Objekte erlernt hat. Die Entdeckung der Geſetzmäßigkeiten des Geſichtsfeldes kann als die Grundlage der geſamten neueren Kunſtdarſtellung betrachtet werden. Auf ihr ruht zunächſt die

GESETZMÄSZIGKEIT DES LANDSCHAFTSEINDRUCKS. Dem überblickenden Auge wird die organiſche Struktur der Erdveſte ſichtbar, die Architektonik der Gebirge, die Schwindung der Fernen, die Optik des Himmelsglobus, die Perſpektive der Wolkenbilder. Durch die unſichtbare einſchließende Linie, mit der die Natur alle ihre Organismen zu einheitlicher Formung umhüllt, ſondern ſich Maſſen gegen Maſſen und es entſteht aus Form, Farbe und Licht die Landſchaft. Zunächſt vorwiegend in ihrer phyſiſchen und geographiſchen Geſtaltung, ſpäter vom Stimmungsgehalt erfüllt, der als eine weitere, im Pſychologiſchen wurzelnde Geſetzmäßigkeit ſich offenbart.

HELLDUNKEL. Das gegenſtändliche Sehen, auf Form und Farbe des Objekts gerichtet, empfand den Schatten als eine Störung, als

ein halbwegs Zufälliges, das als Attribut der plaſtiſchen Wirkung allenfalls Geltung behielt. Die Umfaſſung des Geſichtskreiſes ließ im Wechſel der belichteten und beſchatteten Räume ein organiſches Geſetz empfinden, das mit der pſychologiſchen Gewalt, die allen Kontraſten eigen iſt, den Beſchauenden ergriff. Nun war der Schatten nicht mehr eine dunkle Befleckung ſondern die Atmoſphäre dunkelnder Räume, die nach eigenartigen Geſetzen alle Eigenfarben dämpft und abtönt. Durch die Wirkung des Gegenſatzes erhöhte ſich jetzt der Lichtſtrahl zum beherrſchenden Akkord, und der Beſchauer, der bis dahin am bloßen Farbenſpiel der Sichtbarkeit ſich erfreut hatte, empfand, daß eine Welt des Lichtes und des Dunkels unter dieſer kaleidoskopiſchen Erſcheinung ruhte.

Ein weiterer Schritt mehr realer als phantaſtiſcher Richtung war der neueſten Zeit vorbehalten, die durch vorſichtiges, faſt verſtandesmäßiges Abwägen der Lichtwerte eine gewaltſame Annäherung an das alltägliche Abbild der Wirklichkeit zuwege brachte.

GESETZMÄSZIGKEIT DER STIMMUNG. Sobald das Weltbild als Geſichtskreis, der Geſichtskreis als Landſchaft gefaßt war, mußten die pſychologiſchen Wechſelwirkungen des optiſchen Erlebniſſes und der ſeeliſchen Verfaſſung fühlbar werden. Die Geſetze dieſer Wirkungen breiten ſich nach mehrfacher Richtung ins Ungemeſſene; denn in dieſem Punkt treffen die Mannigfaltigkeiten der Perſönlichkeit, des allgemein Pſychologiſchen und des Sichtbaren zuſammen. Daher iſt das Gebiet der Stimmungen ſeit einigen Jahrhunderten zum eigentlichſten Gebiet der Kunſt geworden.

Im Anfang wurden nur die extremſten dieſer Wirkungen empfunden: Groteskes, Furchterregendes, Sinnebelebendes. Später die verweichlichten Formen der urſprünglichen Reflexe: Sehnſucht, Sentimentalität, Schwärmerei, Senſualität. Zuletzt verkörperten ſich jene leichten Regungen, die in ihrer Vielfältigkeit von der Sprache nicht bezeichnet werden können, die von einer Stunde des Tages,

von einem Wolkenzuge, einer Ahnung des Meeres, einem Herbſtblatt oder einem Sonnenfleck ausgelöſt werden.

NOCHMALS DAS GESETZ

Wenn aus der Zahl der angeführten Beiſpiele, die durchweg der bildenden Kunſt — als einer zwar ſpeziellen, aber der Überſicht und Erinnerung beſonders zugänglichen — entnommen ſind, wenn aus dieſer Aufzählung das Weſen der latenten Geſetzmäßigkeit noch nicht genügend deutlich erhellen ſollte, wenn vielmehr aus der Gleichförmigkeit der Paradigmen mehr eine kunſtgeſchichtliche Rezeptenlehre hervorzublicken ſchiene als eine Theorie enthüllter Naturgeheimniſſe: ſo liegt dieſer Widerſpruch in der Doppelnatur des angeſchauten Geſetzmäßigen ſelbſt begründet. Unenthüllt, geahnt, empfindend wahrgenommen, iſt das Geſetz ein Myſtikum, das die Kraft der äſthetiſchen Wirkung in ſich ſchließt; rückblickend betrachtet, entdeckt, erklärt, iſt es dieſer Wirkung bar, eine Erweiterung zwar der Erkenntnis, für die Kunſt jedoch ein Werkſtattmittel. Die Beſprechung und Aufzählung ſelbſt aber ſetzt voraus, daß irgend Jemand das Geheimnis, von dem die Rede iſt, bereits erkannt und daher vernichtet habe; und beſtand es für den Leſer noch als ein Geheimnis, ſo ging es durch das Leſen ſelbſt verloren.

Nur Demjenigen wird es möglich, die Doppelgeſtalt des Geſetzes, des verhüllten Angeſchauten und des erkannt Entſchleierten zu erfaſſen, der im eigenen Geiſte den erſchreckenden Vorgang dieſes Erkennens erfahren hat. Keinem bleibt er erſpart, der die Ereigniſſe der Natur und Kunſt mit Heftigkeit erlebt; und wie von den Übergewalten der Natur die Produktion befreit, ſo befreit von den Überwirkungen der Kunſt die Erkenntnis.

In einfachſter Abſtraktion geſchieht der Erkenntnisprozeß, wenn man ein meiſterliches Zeichnungsblatt zur Hand nimmt. Was liegt

in dieſen wenigen Strichen, die ihren Gegenſtand auszuſaugen, zu erſchöpfen ſcheinen? Man ſagt: das Weſentliche. Gewiß, aber was iſt hier weſentlich? Das Geſetz aus der Werkſtatt der Natur, die ſo und ſo die Muskeln und Sehnen knüpft, ſo und ſo den Boden furcht oder die Wolken treibt, ſo und nicht anders, zu allen Zeiten, ein für allemal. Und iſt in dieſen Strichen wirklich eine Geſetzmäßigkeit fortempfunden, ſo wird ſie ſich dem Betrachtenden, oft wider ſeinen Willen, auch geiſtig erſchließen.

SCHÖNHEIT

Auch die Frage, die vor fünfzig Jahren den Äſthetikern zu denken gab, gehört in dieſes Gebiet: was iſt ſchön und was iſt häßlich? Kann Häßliches ſchön und Schönes häßlich ſein? Iſt das Schöne äſthetiſch oder das Charakteriſtiſche?

Es ſind Wortſpiele. Der Begriff des Schönen bezeichnet urſprünglich Das, was durch ſein Scheinen Freude bringt oder verſpricht. Dieſe Freude aber muß durchaus nicht notwendig äſthetiſche Freude ſein. Denn die äſthetiſche Freude iſt in der Wahrnehmung, der αἴcθηcιc, ſelbſt beſchloſſen, ſie geht nicht darüber hinaus, ſie iſt zweckfrei. Vom äſthetiſch Schönen gilt das Wort „ſelig iſt es in ihm ſelbſt“, nicht vom Schönen ſchlechthin. Ein ſchönes Geſicht, das im herkömmlichen Sinne ein ſinnlich anſprechendes Geſicht bedeutet, ein ſchöner Braten oder ein ſchönes Stück Seife, dieſe Gegenſtände werden nicht notwendig ſelig in ihnen ſelbſt genannt werden müſſen.

Nun hat aber die Bezeichnung „ſchön“, da ſie kein einfaches Synonym beſitzt, ſich auf das ganze Gebiet der äſthetiſchen Freude erſtreckt, ſo daß man getroſt von der Schönheit eines Unwetters, einer Kataſtrophe, eines Leichnams reden kann. Aus dieſer nothaften Erweiterung des Begriffes hat man die Äſthetik geradezu als die Lehre vom Schönen definiert.

Verlangt nun ein Beliebiger, die Kunſt möchte ſich mehr als bisher an die Darſtellung des Schönen halten, ſo kann man ſicher ſein, daß er, den Begriff im wahren und urſprünglichen Sinne meinend, ſich die Abbildung reizender Frauen und appetitlicher Nahrungsmittel wünſcht. Erwidert man ihm, im Sinne des weiteren Begriffs, auch eine Schweineherde könne von Natur ſchön ſein, ſo iſt einer der populären Widerſprüche und Streitpunkte geſchaffen.

Um dem Zwieſpalt zwiſchen dem angeblichen Alleinrecht des Schönen und dem Schutz des landläufig Häßlichen auszuweichen, haben manche die äſthetiſche Wirkung im Charakteriſtiſchen finden wollen. Gewiß kann die Charakteriſtik äſthetiſche Freude erregen, indem auch ſie ein Geſetzmäßiges widerſpiegelt: aber dies Geſetzmäßige muß ein intuitiv empfundenes, nicht erkanntes ſein. Sonſt müßte jede triviale Charakterregel zur äſthetiſchen Wirkung führen.

DICHTKUNST

Hier herrſcht die geheime Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Erlebens.

Die erzählende Dichtung verſinnlicht die Geſetze, die im Wechſelſpiel zwiſchen Ereignis und Empfindung walten: die Perſönlichkeit ſchafft ſich ihre Welt und die Welt wirkt rückgeſtaltend auf die Perſönlichkeit.

Auf der Wechſelwirkung zwiſchen Affekt und Schickſal, ſoweit ſie geſetzmäßig iſt, beruht die Dramatik. Der Menſch, von Leidenſchaft erhoben, greift in die Speichen des Geſchehens und wird zermalmt oder gerettet.

Aller Dichtung notwendig iſt die Einheit: Einheit der Figuren, Einheit der Handlung und Einheit — wenn auch nicht Einförmigkeit — der Stimmung; denn nur von gleichbleibendem Untergrund kann das Geſetz wahrnehmbar ſich abheben. Notwendig ferner iſt ihr Objektivität; denn wenn das Geſetz erläuternd ausgeſprochen

wird, tritt nüchterne Erkenntnis an die Stelle des dichterischen Empfindens.

Entgegengesetzt aller Dichtung ist das Zufällige, weil es das Gesetz aufhebt. In den Voraussetzungen der Dichtung ist es freilich nicht zu entbehren, weil bestimmte, persönliche Menschen aus der Verworrenheit der Menge hervortreten sollen; im Verlaufe darf es nicht mehr entscheiden. Glücks- und Unglücksfälle, Maschinengötter und Wunder sind nicht im Wesen dieser Kunst.

Das Epos gestaltet Ereignisse und Zustände, welche auf das Einzeldasein gesetzmäßig einwirken, sein Inhalt ist Erlebnis und Entwicklung; daher bedarf es der zusammenhängenden Schilderung und Erzählung. Das Drama stellt Affekte, Handlungen und Schicksale zur Schau; und da Affekte und Handlungen — sofern man diese im Gegensatz zu Verrichtungen nennen darf — ihre letzte Äußerung im Worte finden, so ist die Kunstform des Dramas der Dialog.

Das Wesen des Dichters besteht darin, daß in ihm das psychische Gesetz der Welt ein intuitives Abbild findet. Seine Werke sind groß und wahrhaft, wenn es ihm gelingt, in seinen Geschöpfen, in ihren Schicksalen und Erlebnissen, Stimmungen und Leidenschaften, Handlungen und Gedanken die gleiche innere, geheimnisvolle und notwendige Gesetzmäßigkeit wirken zu lassen und alles Akzidentelle, außerhalb des Gesetzes Stehende zu bändigen.

Eine Annäherung und Verschmelzung, ja Verwechselung der Kunstformen findet bisweilen statt; insbesondere neigt die das Beschauliche liebende deutsche Literatur dazu, in dramatischer Umkleidung Vorgänge, Erlebnisse und Entwickelungen zu schildern, somit an die Stelle des Dramas die dramatisierte Novelle zu setzen.

Die lyrische Dichtung rührt an das geheimnisvolle Kunstgebiet der Musik, indem sie das der begrifflichen Sprache nicht mehr Zugängliche, das Unaussprechliche ausspricht. Die Ereignisse des Lebens werden in ihr zum verschleierten Untergrund, auf dem die

Ereigniſſe der Seele in rätſelhafter und dennoch klar empfundener Geſetzmäßigkeit ſich abbilden. Ihr Gegenſtand iſt das Geſetz des Seelengrundes, der tiefer liegt als die Erkenntnis, ihr Kunſtmittel iſt die Evokation, wenn ſo die pſychologiſche Gabe bezeichnet werden darf, aus Worten, Gedanken, Anklängen und Tonſpielen die Stimmung und Reminiszenz erſtehen zu laſſen, die nicht in den Dingen liegt, ſondern um ſie ſchwebt und dennoch wahrer iſt als die Dinge ſelbſt.

MUSIK

Die intuitivſte und transzendenteſte aller Künſte iſt erfüllt von Geſetzmäßigkeit und Geheimnis; ſie iſt, ſo möchte man ſagen, das zur ſinnlichen Wahrnehmung gewordene Geſetz. Schon ihre Elemente verkörpern latente Geſetzmäßigkeit.

Unter den Lauten der tönenden Welt wählt ſie den muſikaliſchen Ton, die Klangform, von der die nachſpürende Wiſſenſchaft ausſagt, daß ſie auf den reinſten Schwingungskurven beruht. Als zweites Element dient ihr die Harmonie, die auf dem Geſetz der einfachen Proportionen zwiſchen den Schwingungszahlen der Töne ſich aufbaut. Zum dritten ſtellt die Melodie ihr Tonreihen her, die den Tonfall der Sprache in ſeinem Geſetz erfaſſen und ihn idealiſieren, indem ſie ihn auf reine Intervalle ſtimmen. Die Wiederholung, das zeitliche Abbild Deſſen, was im Raume Symmetrie heißt, läßt die Geſetzmäßigkeit der Melodie hervortreten und rundet ſie zur Einheit. Als viertes Element beſchließt die Geſetzmäßigkeit des Rhythmus, gehoben und geſtützt von Zeitmaß und Dynamik, den gewaltigen Kreis der muſikaliſchen Wirkung. Stets gegenwärtig, doch keineswegs dauernd wahrgenommen durchdringt dies reine Urgeſetz die Schöpfung, vom Schritt der Geſtirne zum Atemzuge, vom Meeresrauſchen zum Pendelſchlag; in ihm begreifen wir die Zeit und alles Zeitliche.

Indem nun Klang und Harmonie den Sinn erfüllen, Rhythmus und Zeitmaß das Temperament ergreifen, Melodik die Phantaſie zur Reminiszenz und Ahnung erweckt, nimmt Muſik kraft ihrer elementaren Geſetzmäßigkeiten die ganze Seele dahin. Und indem ihr alle Geſetze, die unerklärlichſten, in der Verknüpfung der Seelenkräfte preisgegeben ſind, ſteigert ſie, ein Symbol des transzendenten Geſetzes, ihre Wirkung über das Maß aller Künſte faſt zur Naturkraft.

TECHNISCHE KÜNSTE

Die konſtruktiven und gewerblichen Künſte, vor allen die Architektur, erwachſen aus vier Gruppen von Geſetzmäßigkeiten:

Geſetzmäßigkeit des Materials. Seine Feſtigkeit, Härte, Weichheit und Elaſtizität, ſeine Struktur und Bearbeitungsfähigkeit, ſeine Oberflächenwirkung und Angreifbarkeit werden dem Auge und Taſtſinn fühlbar gemacht, und ſo entſteht jene behagliche Empfindung, die man als Materialgefühl bezeichnen könnte.

Geſetzmäßigkeit der Konſtruktion. Aus den Geſetzen des Materials erhebt ſich die Geſetzmäßigkeit des Aufbaus, der Zuſammenſetzung der Teile, der Grundform und Konſtruktion. Ein inneres, halb erlerntes, halb geahntes Gefühl läßt uns empfinden, wieweit die Form den Geſetzen der Stabilität und Feſtigkeit entſpricht, ob ſie der Anforderung des Tragens und Ruhens, der Belaſtung und Handhabung gerecht wird, ob ſie den Modalitäten der Bearbeitung und Herſtellung ſich anpaßt.

Geſetzmäßigkeit der Dimenſionierung und Proportion, ſowie

Geſetzmäßigkeit der Ausgeſtaltung und Ornamentierung ſtehen mit den Materialgeſetzen in engem Zuſammenhang, ſprechen aber gleichzeitig zu pſychologiſchen Qualitäten unſerer Seele, deren Zuſammenhänge ſchwerer aufzudecken ſind.

Wir betrachten ein konſtruktives Objekt, eine Kirche, eine Brücke, ein Gerät nicht an ſich, ſondern im Rahmen ſeiner Umgebung und ſeiner Verwendung. Wir meſſen es an unſerer Körperlichkeit und Kraft und an den Naturkräften, Licht, Wetter, Waſſerdruck, denen es ausgeſetzt iſt. Eine abſchätzende Vorſtellung ſagt uns, daß die Größe eines Rundbaus luftig und dennoch ſicher uns umſchließt, daß die Fenſter einer Front in ſchöner Teilung den Raum mit Licht erfüllen, daß ein Gefäß in gutem Gleichgewicht und rechter Schwere ſich handhabt.

Zuletzt entſprießt dem kunſtgeſchaffenen Werk das zum Schmuck ausgeſtaltete Glied und das Ornament, damit, gleichwie in der Blüte des Baumes, Element und Struktur des Organismus, zur feinſten und klarſten Form erhoben, ſich mikrokosmiſch offenbare, und der Überſchuß der Schöpferkraft, nach überwundener Mühſal des mechaniſchen Schaffens, im Spiel ausſtrömend ſich befreie.

ZUR LEHRE VON DEN GENIESZENDEN

Nochmals muß daran erinnert werden, daß Kunſt- und Naturgenuß nicht aus der erkennenden ſondern aus der empfindenden Wahrnehmung eines Geſetzmäßigen hervorgeht. Iſt das unbewußte Erlebnis zur Erkenntnis geworden, ſo iſt die äſthetiſche Empfindung erſtorben; ein anderes, ein verſtandesmäßiges, hiſtoriſches, vergleichendes Behagen kann an ſeine Stelle treten, und dieſes iſt es, was von äſthetiſch nicht veranlagten Naturen oft mit dem urſprünglichen, naiven Genießen verwechſelt wird; die Freude an kunſthiſtoriſcher Erkenntnis, die, in ihrem Zerſtören des Geheimnisvollen, künſtleriſchem Vollbringen gradewegs entgegenſteht, iſt vielfach eine Folge dieſer Verwechslung.

Iſt das Geheimnis des Geſetzes aufgeſpürt, ſo wird dieſes zum erlernbaren Kunſtmittel, zum Requiſit und Rezept. Alle Zeiten, die der Kunſt verloren gingen, waren ſolche, in denen ſie als ein Er-

lernbares galt, und in denen die Regel, das anerkannte Geſetz, das Kunſtmittel, alſo die der äſthetiſchen Wirkung opponierenden Prinzipien, galten. Die Entwicklung der Kunſt dagegen beruht auf der Flucht vor der Regel; indem verlaſſen wird, was ſeinen Schleier verloren hat, und verfolgt wird, was ſich verhüllt.

Von der Doppelnatur des erkannten und des unerkannten Geſetzes geht aber noch eine zweite, ſeltſame Wirkung aus: die Schichtung der Rezeptiven, des Publikums.

Vor den Raffaeliſchen Stanzenbildern treffen ſich drei Gruppen von Menſchen: die einen, vorwiegend Künſtler, denen die Kunſtmittel der Renaiſſance, die Regeln der Anatomie, des Faltenwurfs, der Gruppierung, der Raumausfüllung und der Farbenkontraſte geläufige Rezepte ſind; ſie finden nichts, was ahnungsvoll zu ihrem Herzen ſpricht, erklären die Werke als virtuos und langweilig, die Enthuſiaſten als Banauſen und ſich ſelbſt als naiv.

Die Anderen erfreuen ſich an den gleichen Dingen, deren Zuſtandekommen ihnen rätſelhaft ſcheint, und die ihnen die heutige Kunſt aus bezweifelten Gründen nicht mehr oder nicht genügend entgegen zu bringen ſcheint; nennen die Tadler blaſiert und ſich ſelbſt Idealiſten.

Die Dritten lächeln über die beiden Erſten, weil ſie ihnen gleichermaßen abwegig erſcheinen. Sie ſelbſt vergleichen im Geiſte die Werke des Meiſters mit denen ſeiner Vorgänger, ermeſſen ſeine Genialität am Fortſchritt und freuen ſich dieſer Erkenntnis. Sie bezeichnen ſich als kunſtverſtändig und die übrigen als unwiſſend.

So ſchichten ſich die Menſchen eines Zeitalters nach ihrer Fähigkeit des künſtleriſchen Genießens, die, abgeſehen von jeder Veranlagung, durch einen nüchternen Erfahrungsfaktor beſtimmt wird. Ihr Genießen iſt konſervativ oder progreſſiv je nach Dem, was ſie äſthetiſch erfahren und erlebt haben, und ob ihnen ein geheimes Geſetz verborgen oder enthüllt entgegentritt. Es entſteht eine Äſthetik der Zurückgebliebenen und eine Äſthetik der Vorſchreitenden.

Der beſtändig wachſende Zwieſpalt unſerer Zeit, die allzuviel geſehen hat und nichts vergeſſen kann: die wechſelſeitige Abneigung zwiſchen Kunſt und Volk, beruht auf dieſer doppelten Äſthetik. Er verſchärft ſich dadurch, daß unſere Epoche zwar der Kunſt in niemals dageweſenem Maße bedarf und dennoch nicht in ihr lebt, da ihre Kräfte vom Mechanismus einer übervölkerten Lebensgemeinſchaft abſorbiert ſind.

Kunſtgenuß iſt nicht erlernbar, in unſeren Tagen aber auch nicht vorausſetzungslos. Unſere Kunſt gleicht der Schönheit eines der Menge unzugänglichen Gartens. Viele behaupten ihn zu kennen, viele ſtehen ſehnſüchtig vor den Gittern und wenigen gelingt der Eintritt. Aus dieſer Abgeſchiedenheit erwächſt eine ſchwer abwendbare Gefahr, nicht minder für die Kunſt als für die Epoche.

KUNST UND ERKENNTNIS

Natur- und Kunſtempfindung iſt Ahnung des Unbewußten, des Geſetzmäßigen und alſo des Göttlichen; ihr Weſen iſt transzendent. Erkenntnis iſt dem Weſen der Kunſt entgegengeſetzt; daher kann Kunſt niemals lehrhaft, mitteilend oder moraliſierend ſein. Ihr Kampf liegt in dem Verhältnis zum Zufälligen, deſſen ſie bedarf, um ſinnlich und körperhaft zu werden, und deſſen ſie ſich erwehren muß, um göttlich zu bleiben.

Kunſt ſchafft und beſeligt, Erkenntnis ordnet und beſänftigt. Der Wiſſenſchaft iſt Ahnung mit Unklarheit gleichbedeutend und daher zuwider, ſie verlangt deutliche Frage und entſchiedene Antwort. Sie verflüchtigt das Sinnliche zum Begriff und erledigt das Zufällige als Spezialfall. Sie ſchmilzt den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Welt nieder zu löslicher Homogenität und kriſtalliſiert daraus die farbloſe Formel. Auch ſie betrachtet das Geſetz; aber ihr Anſchauen der Gottheit iſt zweckhaft, denn ſie will ihr Geheimnis. Das Weſen der Kunſt aber iſt, wie das der Natur und der Gottheit ſelbſt, zweckfrei.

1900. 1908.

VON NEUERER MALEREI

REICHTUM UND ARMUT DER MALEREI

Oft habe ich mich gefragt, warum die Seelengewalt, die den Hochwerken aller Kunſt entſtrömt, von Gebilden der Malerei ſo ſelten, von neuzeitlichen faſt niemals ausgeht. Und doch iſt von Allen die Malkunſt die unermüdlichſte, denn beinahe jede Fläche, die menſchliche Behauſung einſchließt, beinahe jedes Gerät trägt ihre Spuren und Zeichen; und doch iſt die Welt des Auges vor allen die verſchwenderiſchſte, denn mühelos ſchenkt ſie uns vom Morgen zum Morgen alle Reiche des Himmels und der Erde und läßt unſere Seele ſo unermeßliche Ströme von Licht und Farbe atmen, daß keine Regung, kein Traum und kein Gedanke uns ohne Bild entſteht.

Gewiß: auch jüngere Malkunſt hat uns manches Werk geſchenkt, das unvergeſſen ſein ſoll. Landſchaften ſind vorübergezogen voll luftgetränkter Augenblicksſtimmung; menſchliche Bewegung, vom Geſtus der Konvention befreit, wurde im Sekundenblick verſteinert, des Tageslichtes exorbitante Stärke in erkennbarem Abglanz von trüben Pigmenten widergeſtrahlt; die altvergeſſenen Lehren der Stiliſierung, des Gleichgewichtes und der ornamentalen Linienführung ſind wiedererkannt und zu neuer Wirkung belebt.

Dennoch, im Anblick ſo mannigfacher Betriebſamkeit, vor dem raſtloſen Wechſel der Auffaſſung und Geſtaltung, vor der grenzenloſen Verfeinerung des Sinnengenuſſes blieb unſere Seele unbewegt.

Zu ſchweigen von den Feuerſtürmen der Tonkunſt; zu ſchweigen von der erhabenen Entlaſtung, zu der Architektur die aufatmende Bruſt erhebt; zu ſchweigen von der Furienkraft der Tragik, die das Herz von Schwäche reinigt; zu ſchweigen ſelbſt vom Liede des lyriſchen Poeten, das mit dem Hauch eines Wortes die nie gewußten, nie vergeſſenen Erinnerungen der Seele weckt — denn dieſe Zauber geiſtigerer Künſte wird Malerei, Materie durch Materie wiederſchaffend, niemals beherrſchen —: allein ſelbſt die reinen Seelenwirkungen der alten Meiſter bleiben aus; und wie vom hellen Markt in Kirchenſchatten, ſo flüchten wir von Ausſtellungen in Muſeen.

Durch Nervenreize, Senſationen, Verve des Geiſtes verwirrt, iſt der Geſchmack empfindlich und dennoch ſtumpf geworden und die Seele erkaltet. In maßloſem Reichtum der Kräfte, Gegenſtände und Ausdrucksweiſen iſt die Kunſt der Malerei in unſerer Zeit verarmt.

GEFAHREN

Das optiſche Erinnerungsvermögen der Menſchen iſt gering. Auf das Wiedererkennen beſtimmter Geſichter, Örtlichkeiten und Gegenſtände dreſſiert, bleibt es paſſiv: das Wiedererkennen gelingt, das Hervorrufen gelingt nicht.

Denn die Menſchen ſehen zwar mit Augen, ſie erinnern ſich aber mit dem Gehirn. Sie wiſſen, daß ein Käfer ſechs Beine bewegt, denn ſie haben ſie gezählt und die Zahl gemerkt. Wie die Beine geſtaltet ſind, haben ſie nicht gemerkt, noch, wie ſie aus dem Leibe hervorwachſen, denn hierfür haben ſie keine Denkformeln; der Erinnerungsſinn der Augen ſchlummert.

Neben dieſem ſchwachen räumlichen Erinnerungsbild der Natur beſteht nun ein zweites, zweidimenſionäres, das Erinnerungsbild der üblichen Nachbildung. Der Beſitzer dieſes zweiten Erinnerungsbildes weiß jedoch weder, daß es vom erſten gründlich ſich unter-

ſcheidet, noch weiß er, daß es ein Konventionsbild iſt, deſſen Formel mit jeder Zeitepoche wechſelt.

Aus dieſen pſychologiſchen Tatſachen erwachſen der Malerei als Kunſt Gefahren.

Zum erſten. Jeder einzelne liebt ſeine Erinnerungsbilder. Er wehrt ſich dagegen, daß ſie ihm geändert und entſtellt werden. Er will ihre alte Form in ſpieleriſchem Triebe ſtets wieder erneut ſehen. Hieraus die unerträgliche Maſſenhaftigkeit bildlicher Darſtellung, eine widerwärtige Kulturplage. Vom Thronſaal bis zur Barbierſtube verlangt der Europäer alle Wände mit Menſch und Tier, Blumen und Früchten, Landſchaften und Architekturen beladen. Begnügt ſich der Maler, dieſem Spieltrieb zu fröhnen, die Dinge der Welt darzuſtellen, weil ſie da ſind und damit ſie nochmals erſcheinen, ſo hat er das Gebiet der Kunſt verlaſſen oder nie betreten.

Zum zweiten. Dem konventionellen Erinnerungsbild ſeiner Zeitgenoſſen iſt der durchſchnittliche Künſtler um eine halbe oder ganze Phaſe voraus, denn er ſieht, wie Andere es vor ihm, Andere neben ihm es gemacht haben, und fühlt die Entwickelung der Zeit.

Sieht der Künſtler nun die Aufgabe darin, ſein Leben im Kampf gegen das populäre Erinnerungsbild der Zurückgebliebenen zu verzehren, ſo hat er als ein Propagator der techniſchen Form gekämpft und nutzlos geendet. Denn Konvention ſchreitet zu Konvention fort, alle Stilarten ſind unzulängliche Symbole, keine kommt der Wahrheit näher als die andere. Und wäre es ſo, es hätte nichts zu bedeuten, denn reine Imitation iſt nicht Kunſt.

Zum dritten. Wer es ſchon ernſt nimmt, unbekümmert um ſeine und Anderer Erinnerungsbilder ſich in die Natur verſenkt, und ſtrebt, von ihren Schätzen Denen mitzuteilen, die ſich gleich ihm in die Natur verſenken: Der muß denn bald von neuem erfahren,

daß Natur, nach allen ihren unendlich vielfachen Dimenſionen hin, unendlich iſt.

Unendlich in der Größe und der Kleinheit, im feinſten Detail des Organiſierten und in der gewaltigſten Zuſammenfaſſung der Maſſen. Unendlich in der Mannigfaltigkeit der Formen, im Wechſel der Nähen und Fernen, in der Abſtufung der Lichter, Farben und Atmoſphären. Unendlich in der Beſchaffenheit der Materien und Oberflächen, in der Struktur und Lagerung ihrer Geſteine und Veſten, ihrer lebendigen und lebloſen Geſchöpfe, unendlich in der Kompoſition, dem Ausdruck, der Bewegung, dem Rhythmus.

So ſteht er verſtummt im Bewußtſein ſeiner beſchränkten Werkzeuge. Die Armſeligkeit der Pigmente, die Roheit des Pinſelſtriches, die Beſchränkung auf die Zweidimenſion der Fläche, auf die bewegungsloſe Einheit des Momentes, werden ihm vernichtend fühlbar. Daneben erkennt er ſein Werk abhängig von der Beleuchtung der Leinwand, von der Diſtanz des Beſchauers, von deſſen Fixierungspunkt und Augenbewegungen, von dem ganzen mangelhaften optiſchen Apparate des Betrachtenden, der ſich auf eine Fläche anders einſtellt als auf die dreidimenſionalen Räume der Natur. Gleitet er, ein Schwacher auf der Oberfläche der Erſcheinung, ſo muß er verzagen. Kraftvoll, naiv und ſelbſtbewußt: ſo ſchreitet er zur Vertiefung.

VERTIEFUNG

Wäre Natur in ihrer Unermeßlichkeit nicht kalt und ſchweigſam, ſo müßten wir der Macht ihrer Erſcheinungen in jeder Stunde erliegen. Allein ihren gigantiſchen Vorführungen fehlt der Text. Sie verſchmäht Fingerzeige und kennt weder Doppelpunkte noch Ausrufungszeichen.

Mit gleich ernſter Miene weiſt ſie uns ihre ewigen Geſetzmäßigkeiten, und weiſt ſie uns deren Störungen und Vernichtungen. Denn

auch die Störungen und Vernichtungen ſind bei ihr ewiges Geſetz. Wortlos führt ſie uns vor den kraftquellenden Laubbaum des Tales und den verkrüppelten Stamm auf der Wetterſeite des Abhanges: auch in der Verkrüppelung iſt Geſetz.

Durch den Schleier des ſcheinbar Zufälligen das Ewige erblicken, in den unabſehbaren Kettenfäden des unſichtbaren Webſtuhls Ordnung, Geſetz und Rhythmus ahnen: Das iſt Naturempfinden; oder wie man früher ſagte: Schönheitempfinden.

Kunſt aber iſt die unbewußt empfundene Abſonderung und Abſtraktion des Geſetzmäßigen, ſo zwar, daß der Beſchauende den Abglanz dieſes Ewigen, das ihm ſonſt nur dunkler und verworrener fühlbar wurde, in ungetrübter Seelenempfindung mühelos genießt.

Von geometriſcher Geſetzmäßigkeit bis zur Perſpektive, von der Umrißlinie bis zur Schattierung und zum Spiel der Lichter, von der Blumenſymmetrie bis zur Struktur der Organismen wurden nacheinander im Laufe der Jahrtauſende die ſichtbar wirkenden Geſetze der Natur im Kunſtwerk fühlbar. Aber nicht in der rein optiſchen Abſtraktion liegen die tiefſten Wirkungen der Kunſt: wahrhaft innerlich bewegen uns nur ſolche Geſetzmäßigkeiten, die vom Auge zwar wahrgenommen, von der Seele aber empfunden, geſondert, geläutert und verklärt ſind. Die Geſetzmäßigkeiten des Ausdruckes, des Affektes, der Stimmung, des Charakters, der Großheit, kurz: der Menſchlichkeit — gleichviel ob in Belebtem oder Lebloſem verkörpert —, ſie verſenken uns in die Tiefe der Betrachtung, die Heiligkeit der Beglückung, die von den hohen Werken der Kunſt herniederſtrahlt; denn ſie wenden ſich an die Kräfte der Seele, die Erinnerung der Seele, das Erlebnis der Seele.

Willſt du aber vor dem Angeſicht der Malerei die Vertiefung empfinden, deren dieſe Kunſt in ihren größten Momenten fähig war, ſo widme eine beſchauliche Stunde dem Genter Altarwerk in der Berliner Galerie. Jedoch mußt du nicht mit dem Ausſtellungs-

blick, der wie eine Schnappkamera den ganzen Rahmeninhalt beblitzt, vor das Werk treten, ſondern in der Art des niederländiſchen Beſchauers aus mäßiger Entfernung Handbreite um Handbreite den ruhigen Strömen der Zeichnung folgen. Dann geleitet dich der Alte mit ſeinen Rittern und Pilgern aus heiligen Städten durch leuchtende Fluren; taufeuchte Büſche und Wipfel neigen ſich zu Weges Seiten dem andachtvollen Zuge. Über Frühlingswieſen und Veilchengründe ſchreiten heilige Scharen, das ſeligſte Myſterium zu verehren. Es hebt ſich der Blick zu den Chören der himmliſchen Muſikanten und ſteigt zu der höchſten Region, wo in kaiſerlicher Glorie Gottvater über den Reichen thront. Nach dieſer Wanderung magſt du getroſt den beſten Werken neuſter Kunſt gegenübertreten, und wenn es die Olympia des Manet wäre: Du wirſt ihre Feinheiten und Stärken nicht minder würdigen, aber du biſt gefeſtigt gegen die Gefahr, Nervenreize mit Seelenempfindungen zu verwechſeln.

ENTWICKELUNG DER NEUSTEN

Wie zeigt ſich nun der Weg an, den jüngſte Malkunſt durchlaufen hat? Wie hat die ſummariſche Bilanz ihres Soll und Haben in der letzten Epoche ſich verändert?

Beginnen wir kurz nach dem Ablauf der Tage von Fontainebleau, in denen die ältere Kunſt ihren Dominantenakkord anſchlug.

Zunächſt befreite man ſich von romantiſchen Schablonen. Man wollte die Dinge als Materie; Menſch und Tier als bodenentſtammte Geſchöpfe, nicht mehr als Träger hergebrachter Wünſche und Ideale. Man ließ ihnen eine ethnographiſch-ſoziale Charakteriſtik und beobachtete ſie gewiſſermaßen naturgeſchichtlich. Dieſe Abkehr von moraliſierenden und ſentimentaliſierenden Praktiken war notwendig; aber ſie war eine negierende, kritiſche Leiſtung, wie zur ſelben Zeit in der Literatur die nihiliſtiſche Evolution des Naturalismus.

Dann befaßte man ſich mit dem Problem des Lichtes oder, beſſer geſagt, der Belichtung. Man entdeckte — vielleicht nicht ganz unabhängig von der Photographie — für die Malerei neu, was der Phyſik längſt bekannt war, die Lehre vom Lichtwert. (Populär ausgeſprochen: die Erkenntnis, daß ein Fenſter oder ein Stück Himmel weſentlich heller ſein kann als eine weiße Wand im Schatten.) Ein zweites phyſikaliſches Prinzip, das die Wiſſenſchaft „optiſche Farbenmiſchung“ nennt, während die Malerei noch nach einem geeigneten Ausdruck ſucht, wurde etwas ſpäter der Kunſt dienſtbar gemacht. Man ſpaltete ſchwer faßbare Nuancen in kontraſtierende Farbflecke und brachte es dahin, daß noch heute eine Schule, in unverminderter Freude über das Phänomen, ganze Bilder aus Punkten reiner Färbung zuſammenſetzt, wodurch natürlich eine gehörige Luzidität erreicht wird.

Dieſe Errungenſchaften darf man als phyſiologiſch-optiſche bezeichnen.

Eine zweifache Bereicherung brachte Japan.

Die Technik des Schattierens war den europäiſchen Malern ſeit der Zeit der ſpäteren Griechen ein geheiligter Beſitz, der Art, daß Lionardo es ſchlechthin als das Kriterium des Talentes bezeichnete, wenn der Schüler aus eigenem Gefühl durch Lichtabſtufung nach körperlicher Erſcheinung ſtrebte. Nun mußte man erfahren, daß japaniſche Künſtler das Geheimnis beſaßen, faſt ohne eine Spur von Schattierung, allein durch Linienführung und weiſe Abwägung der Lokaltöne und Flächen, Wirkungen zu ſchaffen, die, wo nicht an Körperlichkeit, ſo an atmoſphäriſcher Feinheit die weſtlichen Werke übertrafen. Untrennbar hiervon war ihre Bildanſchauung, die man als eine „totaliſierende“ im Gegenſatz zu der „ſpezialiſierenden“ des Europäers anſprechen könnte. Um die Töne in richtiges Gleichgewicht zu ſetzen, mußte nämlich der Blick beſtändig den ganzen Naturausſchnitt umſpannen, er durfte nicht auf einem Brenn-

punkt verweilen noch, wie es bei den Alten Gewohnheit war, gemächlich auf der Fläche umherſpazieren. Auch die japaniſchen Anregungen waren notwendig und willkommen. Sie haben, neben anderem, einen bedeutenden Plakatſtil und einen vorzüglichen Karikaturenſtil gebracht. Man könnte dieſe Errungenſchaften als ethnographiſche bezeichnen.

Wenn wir dann noch in Rechnung ziehen, was wir der Momentphotographie und der Wiederentdeckung frühflorentiniſcher Kunſtformen verdanken, ſo iſt der Kreis neuſter Kunſtentwickelung geſchloſſen.

Zuſammengefaßt: Der Beginn ein Nihilismus, Zerſtörung der letzten Romantik (wobei bemerkt ſei, daß Antiromantik noch lange nicht Naivetät, vielmehr immer Romantik, wenn auch bitter gewordene, bleibt), dann zwei großartige techniſche Evolutionen. Seitdem nichts Weſentliches.

Will man aus vergangenen Zeiten Parallelen herbeiholen, ſo könnte man verſucht ſein, eine Epoche zu wählen, die freilich heute nicht gut angeſchrieben ſteht — denn auch die Kritik kennt ein böſes Gewiſſen —: die Hochrenaiſſance. Auch damals war ein Zeitalter der Seelenkunſt dahingegangen und hatte den Wunſch nach neuen, kräftigeren Ausdrucksmitteln hinterlaſſen. Man fand ſie; und verherrlichte Form, Geſtus und Schönheit, wie man heute Licht, Luft und Charakter emporhebt.

Derartige Perioden der Kunſtgeſchichte dürfen nicht unterſchätzt werden. Abgeſehen davon, daß die letzte uns eine Anzahl intereſſanter und einige bedeutende Werke ſchenkte — die größten verdanken wir freilich abſeits Stehenden — muß auch feſtgeſtellt werden, daß eine neue Ausdrucksform geſchaffen iſt. Dies Ergebnis werden vor allem Diejenigen ſchätzen, die an eine erreichbare abſolute Wahrheit der Naturdarſtellung glauben und nach ihr ſtreben.

Wem dagegen alle Kunſt Gleichnis und Symbol iſt, wem die Kunſt gerade deshalb verehrungswürdig daſteht, weil ſie die Natur interpretiert, durchgeiſtet, menſchlich macht, ſomit nicht mit ihr in Konkurrenz tritt, ſondern ſie neben ſich walten läßt, Dem werden neue Lehren und Handwerksmittel nicht viel mehr bedeuten als Moden und Hüllen. Er wird ſich neuer Geſtalten und Menſchlichkeiten in allen Kleidungen erfreuen und nur wünſchen, daß jeder diejenige trägt, die ihm am beſten zu Geſicht ſteht.

Unſere Zeit iſt reicher an Ausdrucksmitteln als an Perſönlichkeiten. Die Griechen, die am liebſten kolorierte Umriſſe zeichneten, die älteſten Florentiner, die ſich die Paradieſesſitze der Heiligen nicht anders als gotiſch denken konnten, waren nicht ärmer als wir. Das eine Zeitalter wird das Organiſche auf Koſten der Farbe lieben, ein anderes den Ausdruck auf Koſten des Charakters, ein drittes das Licht auf Koſten der Form, — und jedes iſt im Recht.

Unſere Künſtler haben aus dem letzten Menſchenalter des neunzehnten Jahrhunderts ein genügendes Maß neuer Kenntniſſe geſchöpft; und zweifellos werden auch von den kommenden Meiſtern manche ſich dieſer Lehren erinnern und ihnen von Zeit zu Zeit Geltung ſchaffen.

Schwer verſtändlich wird nur eins den Späteren ſcheinen: warum dieſe aufrühreriſche Epoche von 1860 bis 1880 die Allüren einer Revolution annahm, ſo leidenſchaftlich faſt wie die unſerer Literatur genau hundert Jahre zuvor.

Zur Erklärung mag herangezogen werden, was vorhin über Erinnerungsbilder und deren gewaltſame Störung geſagt iſt. Nichts Kleines wurde dem Beſchauer zugemutet: er ſollte gleichzeitig lernen, Lichtwerte zu genießen, Flächen zu umſpannen, und manches der Art mehr. Überdies begann die Antiromantik damit, ſich in die unappetitlichen Formen eines aggreſſiven Naturalismus zu hüllen. Für Naturalismus iſt aber noch nie eine Bourgeoiſie zu haben

gewesen, am wenigsten, wenn er sich als das Absolute ausgibt; und davon kann er nicht lassen: er hat es mit dem Liberalismus gemein.

In anderem Zusammenhang sollen diese Reflexe nochmals berührt werden. Hier sei nur bemerkt: die Revolution vom Jahrhundertsende war kein Staatsstreich der Malerei, sondern eine Rebellion des Publikums.

KUNSTPROGRAMME

Schuldoktrinen und Kunstprogramme sagen in der Regel nicht sowohl Das, was gemacht werden soll, sondern Das, was gemacht werden kann; ähnlich den Speisezetteln in Wirtshäusern, darauf man liest, was zu haben ist.

Etwas wider Willen sollen diese Zeilen mit zwei modern-programmatischen Leitsätzen sich befassen, deren stete Wiederholung Unbehagen verursacht.

Die erste These lautet: „Der Vorwurf ist gleichgültig: die Bedeutung des Kunstwerks liegt in der Kraft der Darstellung!“ Der Vordersatz soll des Friedens halber uneingeschränkt anerkannt werden: der Nachsatz erfordert Prüfung. Daß Malerei Darstellung ist, und daß diese Darstellung in letzter Linie lediglich in der Führung des Pinsels und der Wahl der Farben besteht, ist unbestritten. Wenn daher der Satz bedeuten soll: „Die Kunst der Malerei besteht in der Kunst des Malens,“ so ist auch diese Wahrheit anzuerkennen.

Doch die Doppeldeutung dämmert auf. Es könnte am Ende gemeint sein: „Das Wesen der Malkunst liegt in der Kraft des technischen Vortrages“. Das würde heißen: Gleichgültig ist, was der Künstler in die Natur hineinlegt oder aus ihr herausholt. Gleichgültig, ob er ihre Gesetze und Organismen respektiert. Kon-

zeption iſt überflüſſig, Phantaſie nebenſächlich. Wenn er nur mit kräftiger Fauſt breit und entſchloſſen die Farben aufſetzt, ſich einer gewiſſen Koloriſtik befleißt, einen Ziegelſtein nicht allzu rund und einen Apfel nicht allzu eckig malt, die Valeurs beobachtet, nicht braun untermalt und kein Schwarz auf die Palette nimmt, ſo iſt das große Kunſtwerk da.

Die Spitzfindigkeit dieſer Deutung wäre unerlaubt, wenn nicht merkwürdige Indizien ſprächen. Unter anderen lautet eine Art Kriegsgeſchrei äſthetiſcher Salonpropheten: „Das Spargelbund von Manet iſt höhere Kunſt als alles Vergangene und Gegenwärtige.“ Der künftige Chroniſt unſeres Kulturzuſtandes wird über dieſe Parole lächeln. Hier genügt es, bei aller Verehrung für Manet und ſeine exquiſite Kunſt, hervorzuheben, daß das Bild als ein Muſter temperamentvollen Vortrages und glänzender Farbengebung gerühmt zu werden verdient. Wem dieſe Studie aber mehr iſt als ein geiſtvolles Paradigma und ein ſubtiler Nervenreiz, wer ſie neben oder über Van Eycks Altar, Giambellins Beweinung oder Grünewalds Kreuzigung zu ſtellen wagt, für den iſt die Neunte Symphonie nicht geſchrieben und Lear nicht gedichtet. Der mag ſich ſeiner zarten Nerven freuen und ſich deſſen getröſten, daß eine unſterbliche Seele ihm nicht verliehen wurde.

Ein zweites Wort muß erwähnt werden, das ein wenig verruchter, aber ganz unterhaltend deshalb iſt, weil es mit der zuerſt erwähnten Theſe aufs entſchiedenſte ſtreitet. Kunſthiſtoriker haben gefunden, daß vor dreißig, vierzig Jahren, als unſere Großeltern ihre guten Stuben mit gemalten und geſtochenen Pendants zu ſchmücken liebten, Publikum und Maler an ſtark pointierten ſentimentalen oder humoriſtiſchen Sujets ſich erfreuten. Man hat es getadelt, wenn ein ſchwaches Werk anſcheinend nur dieſes literariſchen Inhalts wegen gemalt war oder um ſeinetwillen geprieſen und gekauft wurde. Durchaus mit Recht. Zwar hat Goethe den

Inhalt des kleinen dreifigurigen Ter Borch mit anerkennendem Behagen novelliſtiſch ausgeſonnen — das Bild iſt übrigens ein höchſt reizvolles Werk —: wir müſſen aber, unabhängig von aller Autorität, zugeſtehen, daß geſchichtlicher Vorgang eines Gemäldes, zumal wenn er auf allerlei Beiwerk rebusartig ſich ſtützt, neben der Kunſt hermarſchiert, ſo etwa wie eine moraliſierende oder politiſierende Tendenz, die ein Dichter ſeinem Drama oder Roman beizufügen für nötig hielte; ſie iſt ein Adiaphoron, der Wert des Werkes hat nichts mit ihr zu ſchaffen.

So weit gut. Nun haben aber die Kunſtpropheten ſich dieſes handlichen, leicht faßlichen Begriffs des „Anekdotiſchen“ bemächtigt und, wie die Juden um die Sinaigeſetze, einen handfeſten Zaun um das Götzlein gezimmert: „Das Anekdotiſche iſt ſchlechthin das kunſtfeindliche Prinzip!“ So ziehen ſie mit dem Ruf: „Jedes Sujet iſt erlaubt!“ die ganze Schöpfung an ihre Bruſt und verbieten mit gleichem Atem das „Anekdotiſche“ und ſchreien Anathema über die Mehrzahl menſchlicher Szenen.

Dies wäre nur lächerlich, wenn nicht aus der kleinen Verruchtheit gelegentlich eine große gemacht würde. Unſere Kunſt ſtammt vom Sakralen und hat von jeher menſchliche und göttliche Vorgänge verherrlicht. Mit dem neugefundenen Theorem hat man es in der Hand, jede Kreuzigung, jede Pietà, jede mythologiſche Szene zur Anekdote zu entwürdigen und mit einem Federzug die geſamte ältere Kunſt, mit Ausnahme einiger Landſchaften, Stillleben und Interieurs, zu vernichten. Ein wenig pſychologiſche Analyſe würde zwar den Kryptoromantikern klarmachen, daß ein Strickſtrumpf in poletariſchem Milieu genau ſo anekdotiſch iſt wie ein Liebesbrief in einem Penſionat, gleichviel; Kunſtprogramme ſind eben Speiſezettel.

VON GRÖSZE UND PERSÖNLICHKEIT

Wer mich zwingen will, mit ſeinen Augen zu ſchauen, mit ſeiner Seele zu empfinden, an ſeine Welt zu glauben und in ihr zu leben, der muß größer ſein als ich an Stärke der Empfindung, an Macht der Sinne, an Gewalt der Perſönlichkeit. Dann gebe ich, ein Gaſt ſeiner Seele, gern mein eigenes Selbſt hinweg im reinen Doppelgenuß des Empfangens und Verehrens. Und nach dem erſten Staunen und Erfaſſen folgt liebevoll eifriges Vertiefen und Begreifen. Wie hat der Meiſter jenes abſeitig fremde in die Einheit ſeiner Geſichte gefügt? Wie hat er dieſes naheliegende, gefahrvoll triviale ausgeſchaltet? Wie hat er die widerſtrebende Materie gebändigt? Wie den Strahl ſeines Geiſteswillens ans Materielle gebunden? Und Antwort auf Frage, Frage auf Antwort.

Unſere maleriſche Produktion in einem Jahr iſt größer als die ganze Summe der Mediceerzeit. Unſere Ausſtellungen berſten, unſere Wände ſtarren von Ölfarbe. Wo ſind die großen Menſchen, die ſolche Geſchäftigkeit vertreten und rechtfertigen?

Jedes Zeitalter bekommt ſeine Färbung durch das Geiſtesgebiet, dem die ſtärkſten menſchlichen Potenzen ſich zuzuwenden belieben. Heute, ſcheint mir, wenden ſich unſere größten Geiſter ab von den Künſten, zumal ab von der Malerei. Wiſſenſchaft, Technik und Erwerb haben alle Gewalten ergriffen und über allen Ländern tauſend unſichtbare Königreiche geſchaffen, die nach Herrſchern verlangen. Was vormals über alle Dinge den Mann reizte und lockte, die Gefahr, heißt heute Verantwortung. Da mag es denn manchem nicht verantwortlich genug ſein, eine Leinwand auszufüllen — wär' es noch die Stirnwand der Sixtina! — oder einen Band Papier mit Herzenswirrniſſen zu bedrucken. Wie dem auch ſei: die Mächte großer Menſchen bleiben aus. Helikon und Parnaß werden Luſtgeheg des Frauenzimmers und des Äſtheten, die ſich immer gut vertragen haben.

Ja, unſere Zeit iſt der Kunſt und ſie unſerer Zeit nicht mehr von Herzen zugetan, obwohl man niemals zuvor ihr ſoviel geräuchert hat. Um die Enteilende zu halten, öffnet man ihr die Kinderzimmer und füttert die Kleinen mit Botticelli, ſo daß ſie ſiebenjährig ſchon Symbolismen von ſich geben; man weiht ihr jeden Trambahnwagen und jede Schlummerrolle und würde wohl gar unſere Maſchinen und Brücken künſtleriſch „ausgeſtalten", wenn nicht zum Glück findige Köpfe entdeckt hätten, im Konſtruktiven läge eine Art von Äſthetik der Zukunft, die man nicht ſtören dürfe.

Die Kunſt entweicht. Erſt dann wird ſie verweilen, wenn man den Wert der wuchtigen Arbeit, der Meiſterſchaft und der gewaltigen Perſönlichkeit wieder ſchätzen gelernt hat.

Meiſterſchaft und Perſönlichkeit! Von den wenigen Vollmenſchen der Kunſt, die Deutſchland beſaß, ſind kürzlich zwei geſtorben: Lenbach und Menzel. Der eine ebenbürtiger Chroniſt und Bildner des Pandaimonions ſeiner Epoche, der andere ein kleines Wundermonſtrum, das ſechzig Jahre lang die preußiſche Kunſt, bald weit voran, bald im Getümmel, auf ſeinen Niblungenſchultern trug. Man hielt ihnen Leichenreden und behandelte ſie nicht ſchlechter als ſeines Gleichen. Man verzieh ihnen einen Teil ihrer Fehler in Anbetracht deſſen, daß der eine mit Leibl bekannt war, der andere einige dreißig Jahre vor Manet ähnliche Bilder gemacht hatte, und ließ dabei durchblicken, daß ſolche Ehren eigentlich nur Vereinsmitgliedern gebühren.

VON MEISTERSCHAFT

Kunſt iſt Handwerk. Keins von den rauhen zwar, die Felſen meißeln und Metalle ſtrecken. Von Alchemie erlöſt, da große Werke am Rhein unendliche Ströme von Farbſtoff über die Welt ergießen, formt Malerei ihre zarten Maſſen mit geſchmeidigem Werkzeug, das der weißeſten Hand nicht zu ſchwer

iſt. Handwerk immerhin, denn die eigene Hand iſt unerſetzlich: Bilder ſind bis heute noch nicht diktiert worden.

So reihte ſich vor Jahrhunderten, würdig und anſpruchslos, die Malkunſt neben die Kunſt der Goldſchmiede, der Schwertfeger, der Bildwirker, der Baumeiſter. Meiſterſchaft – die Erfahrenheit der Väter vermehrt um die eigene, bereichert durch Kenntnis fremder Länder und geſtützt auf raſtloſe Übung der Hand und des Auges –, Meiſterſchaft war Pol und Axe aller Kunſt. Wie denn noch heute in anſpruchsloſeren Berufen: vom Krämer und vom Diplomaten, vom Soldaten und Ingenieur, vom Schriftſteller und Muſikanten, das genaue Studium des Metiers, die hundertfältige Kenntnis der Mittel und meiſterliche Übung des Handwerks gefordert und geleiſtet wird.

So waren in jenen Zeiten auch die Aufgaben bedeutend, verantwortungsvoll, ja, unerſetzlich. Ein Altarbild an heiligſter Stelle beſtärkte die Verheißungen der Kirche, verkündete ſie Menſchen, die im Leben vielleicht kein zweites Gemälde erblicken ſollten. Eine Kloſterfahne mußte die überlegene Gottgefälligkeit des aufblühenden Ordens deuten. Der Schmuck des päpſtlichen Gemaches war eine Staatsaktion vor anbetenden Souveränen. So erhöhte das meiſterliche Werk, erniedrigte das mißratene auf alle Zeiten Künſtler und Beſteller.

Noch im Jahrhundert des Glanzes und der Aufklärung war der Meiſter an große aufgetragene Pflichten gebunden; wenn auch das Werk nur ein olympiſcher Plafond und der Beſteller ein Dutzendfürſt ſein mochte.

Als aber die Mächte des Feudalregimes zuſammenbrachen, trat eine Bourgeoiſie hervor, die wohl Konſument, aber niemals Beſchützer, niemals Richter ſein konnte. Der Maler mußte, was vormals wohl ein Tizian wagte, auf Vorrat arbeiten; das Werk wurde Ware. So war das Handwerk ſeines Bodens und Erdreichs beraubt,

entwurzelt. Damals begannen die Maler die Denkweisen des Handwerkers zu verlassen und die literarisch berühmten Allüren des Künstlers anzunehmen; Begriff und Diskussion des Talentes, das vormals nur ein Ingrediens der Meisterschaft gewesen war, trat in den Vordergrund.

Noch immer blieb der Beruf der Kunst hart und ernst. Da sandte die Natur, die alles Trägbehäbige haßt, der nicht mehr jugendlichen Bourgeoisie eine seltsame Plage: sie rächte sich für die Erblichkeit geistiger Arbeit und verfügte, daß in allen Häusern dieses Lasters die dritte oder vierte Generation als neue Varietät zur Welt kommen sollte. Diese Varietät zeigt sich in körperlich wenig bedeutenden Menschen, die, mit ungewöhnlicher Rezeptivität behaftet, frühzeitige und entschiedene Neigung für die Nervenreize der Kunst verraten und betätigen. Tritt die Erscheinung in Städten auf, so wird sie durch die Übersättigung unserer Kultur mit künstlerischen Surrogaten und Essenzen nicht unterdrückt, sondern gekräftigt. Da das Phänomen eine psychopathische Bezeichnung noch nicht gefunden hat, wird es in der Familie als die Erstehung eines Talentes begrüßt; und der Träger der Abnormität, den man einst zum Pfaffen oder Schneider gemacht hätte, zum Künstler ausgebildet.

So haben sich die Talente in unseren Tagen vertausendfacht. Und die angehende Vermischung des Künstlertums mit internationalen neuropathischen Talenten bedeutet die Entwurzelung des Künstlergeschlechtes.

Ein drittes ernstes Moment darf nicht verschwiegen werden. Übervölkerung und Lebensansprüche haben eine große Zahl von Frauen gezwungen, den Beruf der Liebe und der Herrschaft zu verlassen und nach der Art dunkler Rassen sich durch Arbeit zu ernähren. Dies hat ihre Anrechte an das äußere Leben gesteigert und auf das ihnen nächstgelegene Gebiet der Kunst rückgewirkt. Die Frau — ich rede nicht von androgynen Halbbildungen, die in

allen Tätigkeiten Vieles, meiſt Halbes, zuwege bringen — lebt in voller Unkenntnis des Materials und der Struktur, des Handwerks und der Konſtruktion. Sie ſcheut nicht vor gußeiſernen Nippestiſchen, vor papiernen Glasbildern und blechernen Telleruhren. Der grenzenloſe Rückgang der Gewerke, der Jammer des Warenhauströdels begann, als der Mann den Einkauf nicht mehr allein des Tandes und der Nahrung, ſondern auch des Hausrates ihr überlaſſen mußte. Auf die Kunſt wirkt nun die Frau ein als Ausſtellungbeſucherin, Dilettantin, Leſerin der Kunſtkritiken, Beraterin des Ankaufs. Ihr Geſchmack geht auf Modernes und Extremes.

Lauf und Leidensgang des Kunſtjünglings beginnen unter dieſen dreifach ſiniſtren Vorzeichen. Zwei Jahre Münchener, ein Jahr Pariſer Schule wappnen ihn mit dem Rüſtzeug des Jahrhunderts, erſte Zweifel an der Götterſendung werden durch Vergleich mit tauſend Gleichgearteten geſtillt; auf dem Gipfel des Lebens folgen die Tage der Stimmung und der Arbeit denen der Mißſtimmung und Untätigkeit in gemächlichem, ſorgſam reſpektierten Rhythmus.

Zenith des Jahres iſt die Ausſtellung. Bald iſt erkannt, daß ein Bild ſich nur in die Erinnerung des flüchtigen Beſchauers einbrennt, wenn es zur Rechten und zur Linken herzhaft abſticht. Der Satz: „Genialität iſt originell“, um ein kleines variiert: „Originalität iſt genial“, verlangt, daß jeder im Leben, Fühlen und Denken noch ſo durchſchnittlich Normale ſich eine Perſönlichkeit, Individualität oder Note beſchaffe, zum mindeſten aber ſich auslebe. Und iſt der Variationskreis der Originalitäten erſchöpft, ſo bleibt doch unerſchöpflich die Eigenart des Farbempfindens. Man kann wenigſtens Das blau ſehen, was der andere violett, oder gelb, was der dritte grün ſah.

Pinſelführung iſt wichtiger als Reſpekt vor der Natur. Kühne Kurven des Striches wirken friſch und launig. Ob ein Baum als lebendiger Organismus atmet, bleibt dahingeſtellt; in erſter Linie

iſt er leuchtender Fleck. Daß das Gerippe der Erde, bedeckt oder unbedeckt vom Gewand des Bodens, nach Urgeſetzen gewachſen ſei, iſt reine Theorie. Immerhin empfiehlt ſich, ein unbeſtimmtes Dünengelände, ſchon des Tones wegen, zu wählen. Zwei Geſetze jedoch gebieten ſelbſt der freiſten Originalität Halt: Das Porträt muß in der Kompoſition japaniſch und in der Farbe glasgowiſch ſein, die Landſchaft muß wirken wie ein flüchtiger Blick aus einem Fenſter.

Bei der Schilderung dieſes Treibens — die, wie der verſtändnisvoll Leſende empfindet, nur einem Teile der zeitgenöſſiſchen Malerei, den neumodiſch konſtituierten Talenten, gilt — darf ein grotesker Zug nicht ausbleiben.

Die Wahrheiten der neuen Schule ſind mittlerweile ja ziemlich ehrwürdig geworden; ſo alt etwa, wie Wahrheiten im allgemeinen zu werden pflegen. Außer den Kunſtfremden, die zeitlos ſind, lehnen nur noch Wenige ſie ab und laſſen es ungewiß, ob ihre Oppoſition der Sache oder dem Gebahren gilt. Dies hindert unſere Jüngſten nicht, in den Falten der Brutustoga die Rolle gekränkter Revolutionshelden friſchweg fortzuſpielen.

Begreiflich wär's, wenn die alten echten Revolutionäre — vielleicht, genau betrachtet, war es nur einer, der denn auch ein wahrer Meiſter wurde und geblieben iſt — ſich mit Groll der alten Kampfeszeiten erinnerten, als ſie, vereinſamt, verlaſſen von den Nächſtſtehenden, im unſauberen Hagel der Inſulten ſtanden. Aber wo ſind die Wunden der Jungen? Nach den neuſten Methoden hat man aus zweiter Hand ſie ihr Handwerk gelehrt und das verfloſſene kennen ſie vom Hörenſagen.

Gäbe es nicht zu ihrem Glück noch irgendwo einen konſervativen Miniſter — oder iſt es ein Akademiedirektor? —, der den markierten Feind ſpielt, ſo wäre der Traum der Revolution vernichtet; man hätte ein paar magere Staatsaufträge, und die reichlichen Käufe der Oppoſitionſpekulanten hörten auf. Darunter

verſtehe ich die Kunſtbeſchützer, die von ſpät erkannten Genialitäten gehört haben, und die in verſtändiger Würdigung des eigenen Inſtinktes Dasjenige kaufen, was ihnen ſo recht von Herzen zuwider iſt; hoffend auf das große Los und hundertfältige Vergeltung des Kapitals mit Zins und Zinſeszins.

DAS PUBLIKUM SPRICHT

Niemals hat Bourgeoiſie, weder ſchaffend noch richtend, die Kunſt gefördert. Aber innerhalb des großen ſichtbaren Publikums lebt ein unſichtbares kleines, das Achtung verdient; nicht die aufdringliche Schöngeiſtgemeinde dieſes und jenes Künſtlers, die ſich für die Mühſal des Kleinkramlebens durch lärmende Parteinahme in Kunſtſachen entſchädigt, ſondern die Summe der Beteiligten an einem wenig bekannten Nationalgut, dem geſunden Menſchenverſtand.

Solcher Geſtalt, denk ich mir, könnte dies Publikum ſich äußern:

Ihr habt uns gebändigt. Uns, die Nachkommen alter Jäger und Fiſcher, die wir den Vogel in den Zweigen, den Kahn auf höchſter See erſpähen: uns habt ihr gezwungen, nach Art der Franzoſen blinzeln, nach Art der Orientalen äugen zu lernen, um eure Bilder zu begreifen. Soll es immer dabei bleiben?

Ihr habt uns bewieſen, daß Licht und Sonne und wieder Licht der Gegenſtand der Malerei iſt. Wir wiſſen jetzt genau, wie Licht mit Ölfarbe gemacht wird. Wir wiſſen auch, wieviel Licht in der Ölfarbe ſteckt. Werden wir von jetzt ab nur noch Ölfarbenlicht zu ſehen bekommen?

Wir ſind davon überzeugt, daß es in der Natur viel mehr Violett gibt, als irgendein Menſch ahnt. Wir haben auch begriffen, daß eine weiße Schürze lediglich aus bläulichen, rötlichen und gelblichen Tönen beſteht, und daß Reflexe manchmal die merkwürdigſten Farben geben. Müſſen wir uns immer wieder von neuem wundern, wenn es jemand macht?

Euer Reich iſt durch Organiſation gefeſtigt. Die Töchter harmloſer Familien fangt ihr ein — ihr Klavierſpiel vormals taugte freilich auch nicht viel —, infiziert ſie mit den Keimen eurer ewig neuen Kunſt und laßt ſie in den Häuſern herumfahren, ſo daß die Großmutter pointillierte Nachtjacken verlangt und die Stopferin in Kontraſtfarben arbeitet. Die Preſſe iſt euch ergeben. Von Krefeld bis Magdeburg und von Chemnitz bis Graudenz hört die kunſtſchreibende Jüngerſchaft das Kommando eurer Führer. Sieben alte Meiſter werden reſpektiert, ein Dutzend neue bilden den Katechismus, und im übrigen wechſelt es ab mit der Farbenſymphonie des Herrn Müller, der Weltſeelenwurzelſchaft des Herrn Schulze und dem Erdgeruch des Herrn Cohn.

Eure Vettern und Baſen, die Möbelzeichner und Innenarchitekten, regieren in eurem Namen unſere Häuslichkeit. Sie haben uns klar gemacht, daß wir bisher weder richtig gegeſſen, noch getrunken, noch ſonſt was gemacht haben, und lehren uns, wie's geſchehen muß. Zum Eßzimmer muß man drei Stufen emporſteigen und es muß violett ſein, des Eſſens wegen. Zum Schlafzimmer muß man bergab ſteigen, weil es am Abend iſt. Die Möbel müſſen etwas Bäuerliches und etwas Altväterliches haben, und man muß verſuchen, ſich dazu in die zugehörige Stimmung zu ſetzen, wenn man auch am Tage andere Dinge im Kopf hat. Vor allem muß man ſorgfältig darauf achten, daß alles naiv ſei.

Ihr ſeht: wir ſind in allen Dingen gelehrige Schüler. Aber es iſt uns noch nicht gelungen, unſere ganze Natur gefügig zu machen. Noch immer ſind wir Deutſche. Wir erſchrecken vor dem Grellen, dem Aufdringlichen, dem Extremen. Unſere Gefühle und Leidenſchaften ſind tief, aber ſchamhaft gewöhnt, nicht an der Stirn getragen zu werden. Wir dämpfen den heftigen Ausdruck und deuten Unausſprechliches von fern her an, um nicht verzückt und aufgeregt zu ſtammeln. Wir beſchatten unſere Empfindungen und lieben

den Hauch der Wehmut über unſere Freuden gebreitet. Wir lieben die Natur mit bräutlicher Liebe, wir verſenken uns ehrfurchtvoll in die Schönheit ihrer Schöpfung, wir freuen uns der Zartheit eines Heidekrautzweiges nicht minder als der ſüdlichen Majeſtät ſchwarzer Zypreſſen. Ja, wir bekennen frei und unverzagt: Gläubig oder ungläubig ſind wir voll Frömmigkeit. Hinter dem Schleier der ſichtbaren Natur ahnen und verehren wir das Unausſprechliche, Ewige, geſetzmäßig Waltende, das die letzte Faſer alles Erſchaffenen durchglüht und heiligt.

Wir fragen euch: Werdet ihr uns jemals wieder eine Kunſt ſchenken, die wir nicht bloß begreifen, ſondern erleben? Werdet ihr uns die heilige Nacht unſerer Wälder, die Lauterkeit unſeres ſanften Himmels, die herbe Reinheit unſerer Nordlandſee widerſpiegeln, ſo daß wir, aus eurer Seele verklärt, durch unſere Augen ſie dankbar empfangen?

Kann ſolches Wunder ſich nicht ſo bald erneuen, ſo werden wir in den dämmernden Kyffhäuſerburgen unſerer Muſeen verweilen und geduldig ſpähen, wie lange noch die ſchwärzlichen Vögel über weſtliche und nördliche Grenzen hin und wieder ſchweifen und mit ſcharfer Stimme die Zeit der internationalen Herrlichkeiten preiſen.

So ſpricht ein Publikum, doch ein unſichtbares. Und ſeine Sprache iſt nicht laut vernehmbar; es iſt die Sprache eines dunklen Traumes, den nur ab und zu unwillige Bewegung verrät. So ſei es mir erlaubt, den Mund zu öffnen und ein letztes Hoffen zu gutem Ende auszurufen.

FROMMER WUNSCH

Gott ſchenke der deutſchen Kunſt ein gutes Jahr. Er ſchenke ihr Seele und Vertiefung, er erwecke ihr Reſpekt vor der Natur, gebe ihr mehr Meiſterſchaft und weniger Originalität und ſende ihr ein paar große Menſchen. 1905.

WIRTSCHAFTLICHE BETRACHTUNGEN

GESCHÄFTLICHE LEHREN

VOM ZIEL DER GESCHÄFTE

Daß Geſchäfte gemacht werden, um Geld zu verdienen, ſcheint vielen ein ſo ſelbſtverſtändlicher Satz, daß er nicht erſt ausgeſprochen zu werden braucht. Dennoch habe ich noch niemals einen wahrhaft großen Geſchäftsmann und Unternehmer geſehen, dem das Verdienen die Hauptaufgabe ſeines Berufes war, und ich möchte behaupten, daß wer am perſönlichen Geldgewinn hängt, ein großer Geſchäftsmann überhaupt nicht ſein kann.

Der Händler und Krämer, der von der Arbeit des Tages lebt, will und muß in erſter Linie an ſein Einkommen denken, denn er ſetzt ſeine leibliche und geiſtige Kraft in gleicher Weiſe in Lebensunterhalt um, wie der Fabrikarbeiter und Beamte; nur mit dem Unterſchiede, daß er eine gewiſſe, meiſtenteils ſcheinbare Selbſtändigkeit der Verfügung und Arbeitseinteilung ſich erhält. Aber wenn er auch einige Waren gegen Kredit erwirbt und auf Kredit verkauft, ſo macht er im eigentlichen Sinne ebenſowenig Geſchäfte wie ein Chauſſeehauspächter, ein Warenhausverkäufer oder ein Telegraphenbeamter. Er arbeitet als Mandatar und im Akkord ſeiner Gläubiger; es fehlt ihm die Freiheit der Dispoſition.

Durchaus nicht jeder Kaufmann iſt ein Geſchäftsmann, ſo wenig wie jeder Dienſtmann ein Kommiſſionär, jeder Kutſcher ein Fuhrmann und jeder Bierzapfer ein Reſtaurateur iſt. Zum Geſchäftsmann gehört zweierlei: ausreichendes eigenes oder fremdes Kapital

im Verhältnis zum Umfang ſeiner geplanten Geſchäfte, und eine natürliche Begabung, die weder durch Lehrzeit noch Akademie noch Praxis erſetzt werden kann.

Das Objekt, auf das der Geſchäftsmann ſeine Arbeit und ſeine Sorgen, ſeinen Stolz und ſeine Wünſche häuft, iſt ſein Unternehmen; es heiße wie es wolle: Handelsgeſchäft, Fabrik, Bank, Reederei, Theater, Eiſenbahn. Dies Unternehmen ſteht ihm gegenüber wie ein körperlich lebendes Weſen, das durch ſeine Buchführung, Organiſation und Firma ein unabhängiges wirtſchaftliches Daſein führt: es ſchuldet ihm Geld oder leiht ihm welches, es verdient oder verliert, es wächſt oder kränkelt, es beſoldet Angeſtellte, ſchreibt Briefe, wirbt, bittet, droht und verklagt; es feiert Jubiläen, vermählt ſich und pflanzt ſich fort, verzieht, wandert aus, ſtirbt und erſteht von neuem.

Der Geſchäftsmann kennt kein anderes Trachten, als daß dieſes Geſchöpf zu einem blühenden, ſtarken und zukunftsreichen Organismus erwachſe; materielle Wünſche außerhalb des Bereiches ſeiner Unternehmung hegt er nicht. Denn er weiß, daß wenn ſie zu genügender Tragfähigkeit erſtarkt, alle Belaſtungen geſteigerter Lebensführung, ſtandesgemäßer Repräſentation, ja ſelbſt vorſtrebenden Ehrgeizes ihr auferlegt werden können, und in gleichem Maße wie dieſe ſcheinbaren Güter ihm erſchwinglich werden, verlieren ſie an Wert.

Und zwar ſchwindet zuerſt die Freude an käuflichen Dingen. Denn wie die Fähigkeit des Menſchen zu extenſivem Genießen beſchränkt iſt, ſo iſt ſeine Kraft zu beſitzen eng begrenzt. Wenn einer zwölf Schlöſſer eignete und verurteilt wäre, auf jedem der zwölf einen Monat zu verbringen, ſo beſäße er von allen nicht ein einziges, ſondern wäre überall ein heimatloſer Gaſt.

Was von werbender Tätigkeit verbleibt, iſt Macht und Machtzuwachs. Macht bedeutet aber die Fähigkeit, Gedanken in Wirk-

lichkeit umzuſetzen; ſie kann nur den befriedigen, der Gedanken hat, und zwar verſtändige Gedanken. Denn nichts kommt dem geiſtigen Ekel gleich, den einer empfindet, der eine Torheit oder Abſurdität realiſiert hat, ſo daß ſie unzerſtörbar materialiſiert ihm und jeden des Weges Kommenden in ihrer Ungeſchlachtheit vor Augen ſteht.

Seltſamerweiſe erträumen diejenigen, die von ferne nach Reichtum und Macht ſtreben, etwas ganz anderes als was die Verwirklichung ihnen gewähren kann, die nämlich Verantwortung und Arbeit iſt: ſie träumen von üppigem Leben, maßloſer Freiheit und äußeren Ehren. Und ſo zeigt ſich hier abermals Natur in ihrer Rätſelhaftigkeit, wie ſie Eſſenz und Erſcheinung zu unfaßbaren Kontraſten kuppelt: was nach außen Aſſoziation, iſt nach innen Individuum; was nach außen Bewegung, iſt nach innen Empfinden; was nach außen Kunſt, iſt nach innen Leidenſchaft — und, bei unſerem vorliegenden ärmlicheren Beiſpiel: was nach außen Glanz und Freiheit, iſt nach innen Arbeit und Verantwortung.

Ich komme zum Ausgangspunkt zurück und bemerke, daß man von einem Manne, der mit dem Werkzeuge ſeines Unternehmens einer imaginären Macht nachſtrebt, ſchwerlich annehmen wird, daß er ſeine Einzelhandlungen, die man Geſchäfte nennt, nach dem Profit bemißt. Ebenſo wie die Einzelhandlungen eines Politikers nicht darin beſtehen, die Landesgrenzen ſtändig zu verſchieben, vielmehr darin, ſeine allgemeine Poſition auf dem Schachbrett der Welthändel zu ſtärken, ſo wird der Geſchäftsmann die Machtſtellung ſeines Unternehmens im Auge haben, und oftmals auf Gewinn, zuweilen auf Beſitz verzichten, wenn er das Feld ſeines Einfluſſes glaubt erweitern zu können. Er wird kaum am Ende des Jahres wiſſen wollen, ob und wieweit ſein Vermögen ſich vergrößert hat; es genügt ihm, wenn alle ſeine Unternehmungen in Ausdehnung und innerer Konſolidierung begriffen ſind.

VOM WESEN DER GESCHÄFTE

Auch dies ist nicht zutreffend: daß Geschäfte um so besser für den einen der beiden Abschließenden sind, je mehr sie den anderen schädigen. Vielmehr müssen Geschäfte für beide Teile gleich nützlich sein, schon deshalb, weil sie sonst Mißtrauen und Verstimmung hinterlassen; und sie können es sein, weil es im Wesen verständiger Geschäfte liegt, einem beiderseitigen Bedürfnis zu genügen.

Wenn man von vorbereitenden, assoziativen und akzessorischen Geschäften absieht, wie Kapitalvereinigung, Kreditbeschaffung oder Vermittlung, so bleiben drei Hauptkategorien solcher Geschäfte, durch welche Unternehmungen geschaffen oder vorwärts gebracht werden:

Begründung und Organisierung,
Erwerb und Tausch,
Vereinigung.

Die Schaffung und Organisierung eines Unternehmens, sein Ausbau oder seine Erweiterung ist ein Geschäft, das nicht mit einem persönlichen Gegenkontrahenten, sondern mit der wirtschaftlichen Gesamtheit abgeschlossen wird. Wenn jemand eine Eisenbahn baut oder einen Schacht niedertreibt, so handelt er, ohne sie zu befragen, mit einer ihm noch fremden Konsumentengemeinschaft, die ihm nur dann Folge leisten wird, wenn er eines ihrer Bedürfnisse ökonomisch befriedigt. Das Geschäft ist also nur möglich, wenn es auch der Gegenpartei nützt.

Erwirbt jemand ein Grundstück, eine Fabrik, ein Erwerbsunternehmen oder eine Verkehrsanstalt, so hat er den Wert zu bezahlen, den das Objekt für den Vorbesitzer darstellt, zuzüglich desjenigen Nutzens, der ihn bestimmt, sich von seinem Besitz zu trennen. Das Geschäft muß also für den Verkäufer räsonabel sein; für den Käufer ist es gleicherweise verständig, wenn er durch seine übrigen Be-

ſitzungen und Beziehungen dem Erwerbsgegenſtand eine erhöhte Bedeutung, eine beſſere Ausnutzung, eine längere Lebensdauer oder eine ökonomiſchere Verwaltung ſichern, ſomit ſeinen Wert über den Geſtehungspreis hinaus erhöhen kann. Alſo auch in dieſem Falle iſt das normale Geſchäft beiden Teilen nützlich.

Ohne weiteres evident iſt dies im Falle der Vereinigung. Hier wird ein Geſchäft nur dann zuſtande kommen, wenn das ſchwächere Unternehmen von der Verſchmelzung mit dem ſtärkeren ſich größere Sicherheit verſpricht; wenn das ſtärkere ſich von einer läſtigen Konkurrenz befreien will, deren Schädigung außer Verhältnis zum Gewinn des kleineren ſteht; wenn zwei gleich ſtarke zu der Überzeugung kommen, daß ſie mit vereinten Intelligenzen und Mitteln gleichzeitig ſparſamer und ausgedehnter wirtſchaften können.

Gewiß gibt es unter der großen Zahl von Geſchäften, die täglich und ſtündlich abgeſchloſſen werden, viele, die nur einſeitig nützlich oder beiderſeitig ſchädlich ſind. Aber dies liegt an der Fehlerhaftigkeit menſchlicher Vorausſicht, an zufälligen Schwachheiten oder an der Einwirkung nachteiliger Zeitverhältniſſe. Im Weſen der Geſchäfte ſelbſt iſt ſolcher Mißſtand nicht begründet, und die höhere Einſicht erfordert, daß gerade die ſtärkſten Kontrahenten ſich derartig einſeitigen Transaktionen enthalten: denn auf die Länge der Zeit kommt nichts ſo teuer zu ſtehen, als was man zu billig erworben hat.

VON DER GRUNDLAGE DER GESCHÄFTE

Bedürfniſſe erkennen und ſchaffen iſt die Grundlage aller Geſchäfte.

Wer den Anſpruch erhebt, daß die Nation ihm einen Teil der Verwaltung ihrer Intereſſen anvertraue und ihm einen Teil ihres Vermögenszuwachſes überlaſſe, darf nicht glauben, daß es als Gegenleiſtung genüge, wenn er die Idee faßt, in einer Groß-

ſtadt die Zahl der tauſend vorhandenen Galanteriewarenläden um ein Exemplar zu vermehren. Fällt es ihm nicht bei, dem Publikum eine neue Bequemlichkeit, eine neue Ware oder eine neue Anregung zu ſchaffen, ſo bedeutet ſeine wirtſchaftliche Exiſtenz nur eine verſuchte Beſteuerung ſeiner Konkurrenten. Die Klage über Schärfe der Konkurrenz iſt in Wirklichkeit meiſt nur eine Klage über Mangel an Einfällen.

Des ferneren ſollte ein Geſchäftsmann bedenken, daß die Intereſſen, die er erregen und ſich dienſtbar machen will, entweder ſehr ſtarke oder ſehr allgemeine ſein müſſen. Wer eine Million umzuſetzen wünſcht, muß tauſend Menſchen zu dem ſchweren Entſchluß zwingen, je tauſend Mark bei ihm gegen Waren einzutauſchen, oder er muß ſeinen Einfluß ſo ſtark über die Menge verbreiten, daß hunderttauſend Menſchen ſich gedrängt fühlen, mit ihm um zehn Mark zu handeln. Freiwillig ſuchen ihn weder die Tauſend noch die Hunderttauſend auf, denn ſie alle empfinden längſt andere Bedürfniſſe der Anſchaffung, die zurückgedrängt werden müſſen, wenn der neue Geſchäftsmann reüſſieren ſoll. Alſo fordert die Ökonomik der Welt mit Recht von ihm, daß er ſie durch ſeine Gedanken und Vorkehrungen bereichere, wenn er ſich ſelbſt bereichern will.

In dieſem Zuſammenhang ſind die Anforderungen der Bevölkerungsklaſſe zu betrachten, die ſich Mittelſtand nennt. Als ein bedeutendes und produktives Glied des wirtſchaftlichen Körpers verdient dieſe Klaſſe Exiſtenz und Förderung; wieweit ihre einzelnen Angehörigen Selbſtändigkeit verdienen, hängt von der Selbſtändigkeit ihrer Initiative und ihres Urteilsvermögens ab. Einer individuellen, künſtleriſchen oder örtlich notwendigen Tätigkeit wird dieſe Selbſtändigkeit zuzuſprechen ſein; fehlt ſie, ſo iſt der goethiſche Rat zur Stelle: Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an.

Aus dem Kontraſt wird dieſe Notwendigkeit erſichtlich: wollte man heute die Armeen mittlerer und kleiner Beamter der Induſtrie und des Handels auflöſen und aus ihren Elementen, rückwärts organiſierend, ſelbſtändige Krämer, Handwerker, Gaſtwirte und Agenten machen, ſo wäre mit einem Schlage unſere Produktionsfähigkeit vernichtet, und in einem fruchtloſen Konkurrenzkampf müßten dieſe Exiſtenzen ſich aufreiben, wo nicht ſie zu den früheren Gebilden ſich wieder zuſammenſchließen. Weder iſt es für den einzelnen eine Erniedrigung, noch für die Geſamtheit ein Anſtoß, wenn wirtſchaftliche Kräfte ſich einer Leitung unterwerfen, ſofern ſie der Initiative ermangeln, oder der Aufſicht, ſofern es ihnen an Verantwortungsfähigkeit gebricht. Die wirtſchaftliche Gemeinſchaft ſollte danach trachten, jedem einzelnen ſeine Exiſtenz und Verwendung zu garantieren; eine Garantie der Unabhängigkeit kann ſie nicht übernehmen.

VOM AUFBAU DER GESCHÄFTE

Iſt im vorangegangenen der Wert des geſchäftlichen Gedankens zum Ausdruck gekommen, ſo ſoll dennoch nicht behauptet werden, daß mit der „großen Idee“ allein etwas Erhebliches geleiſtet oder gar erreicht ſei. Große Ideen im Sinne einer geſchäftlichen Phantaſtik liegen auf der Straße; ein jeder berufsmäßige Prüfer und Beurteiler ſogenannter Zeitfragen mag ſie aufleſen. Zwei Meere durch einen Kanal verbinden, einen unerſchloſſenen Kontinent mit einer Bahn durchkreuzen, Seen austrocknen, die Kohlenwerke der Welt zu einem Syndikat vereinen, die Petroleumquellen dreier Erdteile monopoliſieren, ein Land mit dem Kupfernetz elektriſcher Kraftübertragung umſpannen — welche Schwierigkeit liegt darin, ein Dutzend ſolcher Probleme auf weißes Papier zu zeichnen? Derjenige, der ſie ausführt, und deſſen Namen ſie

dereinſt tragen, iſt ſelten Derſelbe, der ſie zum erſtenmal nannte. Das Wolkenſchiff des Gedankens durch feſte Taue im Erdreich verankern, die Notwendigkeit der Realiſierung ermeſſen, die Mittel erfinden und die Widerſtände beſiegen, das iſt das Werk des großen Geſchäftsmannes. So muß zunächſt geprüft werden, ob das Intereſſe an der Durchführung und ihre Ausſichten ſo gewaltig ſind, daß das kapitaliſtiſche Energiequantum, deſſen die Welt zur Bezwingung des Problems bedarf, ausgelöſt werden kann. Sodann iſt die techniſche Frage zu prüfen, und durch bedeutende Vorarbeiten in Übereinſtimmung mit dem Finanzplan zu bringen. Nun ſind politiſche Widerſtände zu beſeitigen oder zu brechen; dann muß die richtige Auswahl der wahren und hinreichend ſtarken Intereſſenten folgen. Der Aufbau der Finanzierung wird vereinbart, ſo daß er den Geldmärkten und der Zeitlage entſpricht, und es entſteht die verantwortungsvollſte Aufgabe, eine von denen, die über das Gelingen des Unternehmens entſcheiden: die geeigneten Menſchen zu entdecken und zu gewinnen, denen die Leitung der Geſchäfte übertragen werden darf. Die Ausführung beginnt; der mühſam entfachte Enthuſiasmus der Beteiligten verrauſcht, denn unvorhergeſehene Schwierigkeiten — ſo nennt man ſie, obwohl jeder weiß, daß ſie niemals ausbleiben — gefährden die Arbeit. Neue Rechtsfragen erheben ſich, unbeachtete techniſche Faktoren bäumen ſich empor, die Zeitverhältniſſe wechſeln und vertreiben die ſkeptiſcheren Mitarbeiter. Konkurrierende Unternehmungen ſind im Schatten der Werkſchöpfung entſtanden und drohen, mit leichtfertigerem Aufbau den Meiſter zu überflügeln. Umwälzungen der Weltwirtſchaft bereiten ſich vor und ſtellen die anfängliche ökonomiſche Berechnung in Frage. Daneben erſchöpfen ſich die Mittel. Denn allen Sicherheitsfaktoren zum Trotz ſind die Koſtenanſchläge überſchritten, während unabſehbare neue Neben- und Hilfsarbeiten als dringlich bezeichnet werden, die von den Be-

arbeitern des Projektes überſehen waren. Dies iſt der Moment, der in dämoniſcher Vorbeſtimmung irgend eine Kataſtrophe zu bringen pflegt, die außer dem Rahmen aller Vorausſicht ſich ereignet: Krieg, Erdbeben, Hochwaſſer, Feuersbrunſt, Aufſtand und Kriſen haben auf dieſen Zeitpunkt gewartet. Nun ſieht ſich der Initiator von allen verlaſſen; die Mitarbeiter werfen ihm die Verantwortung vor die Füße und laſſen ihn ſo allein und vereinſamt, wie er vor der Empfängnis ſeines Gedankens nie geweſen. Die öffentliche Meinung bemitleidet ihn, nicht ohne ſeine Unvorſichtigkeit und ſeinen Größenwahn ernſt zu rügen. Er aber, der geglaubt hatte, einen lebendigen Organismus aus Menſchen, Kapital und Rechten geſchaffen zu haben, welcher ſich ſelbſt bewegen und verteidigen würde, muß nunmehr, abermals ein einzelner Menſch, ſich in die Speichen des ermatteten Schwungrades hängen und mit neuentfachter Kraft ſeiner Ideen die Arbeit von neuem beginnen. Sie gelingt zum zweiten Male; das Werk iſt vollendet, aber die Erfolge ſtellen ſich nicht ſogleich ein. Die Errichtung erforderte ein Jahrzehnt, die Einarbeitung verlangt ein zweites, oft mühſameres, denn jetzt erſchöpft den Gealterten die Kleinarbeit, die immer wachſamere Kontrolle, die Erfindung neuer Propaganda, die Aufſuchung weiterer Erſparniſſe, der ſich verzweigende Ausbau der Organiſation. Sehr ſpät, längſt vorausgenommen durch vertagte Hoffnung und Verſprechung, naht der Erfolg. Und wenn nun die neue Generation bei mannigfacher Kritik die Tatſachen gelten und dem alten Fauſt das bedingte Lob widerfahren läßt, daß er doch immerhin rechtzeitig die Bedeutung ſeines eigenen Werkes erkannt habe, ſo trifft die Anerkennung einen Hartgewordenen, der ſich um die Meinung der Menſchen nicht mehr kümmert.

Nicht die ſchmerzloſe Konzeption des Gedankens allein ſchafft ſomit die wirtſchaftliche Tat; das Gedachte an das Wirkliche zu knüpfen und durch dieſe Verkettung es zur Wirklichkeit erſtarren

zu machen, ist die Eigenart geschäftlichen Handelns, die geistige Berufe nicht kennen.

Wollte man aber folgern, daß materielle Klugheit, Geschicklichkeit der Mache, rechnerisches Erfassen und diplomatische Schlagfertigkeit das Wesen des Geschäftsmannes umschreiben, so träfe diese Definition nicht die Größten ihres Schlages. Klugheit und Energie werden stets zu Erfolgen führen, aber diese Erfolge werden stets überflügelt durch andere, die man dem Glück beimißt, oder den Zeitumständen, oder rücksichtsloser Freibeuterei: mit Unrecht, denn sie gehören der Phantasie. Es gibt divinatorische Naturen, die auf jenen, zwar materiellen, doch aller Kalkulation sich entziehenden Gebieten die Entwicklung kommender Jahrzehnte, ihre Bedürfnisse und ihre Behelfe überschauen. Ohne Nachdenken, aus einer Geistesverfassung, die das Bestehende und Werdende in einem zweiten, abgebildeten Schöpfungsvorgang nachschafft, erblicken sie den Zustand des Verkehrs, der Produktion, des Austausches, so wie ihn die inneren Gesetze bestimmen und ändern, und richten unbewußt nach dieser Vision ihr Urteil und ihre Pläne. So sind sie beständig beschäftigt, neben der Arbeit des Tages eine vorschauende Tätigkeit zu üben, die Viele mißbilligen, Keiner ihnen streitig macht; und sind die Zeiten gereift, so erstaunt man kaum, sie da als Führer zu finden, wo scheinbar der Zufall die Ereignisse ihren Launen entgegengetrieben hat.

GESCHÄFTLICHE BEOBACHTUNGEN*

ORGANISATION

Einem Knaben wird eine winzige Dampfmaschine geschenkt, eine Lokomobile; unten gießt man Spiritus und oben Wasser hinein, zündet den Docht an, und das Rad dreht sich eine

* Der größere Teil der nachfolgenden Aufzeichnungen ist einem früheren Werk des Verfassers entnommen, das nicht mehr erscheinen soll.

halbe Stunde lang. Er bricht das Ding entzwei, um zu ſehen, welches geheimnisvolle Weſen innen ſitzt und den Kolben bewegt. Es iſt leer; und der Knabe ſtarrt enttäuſcht auf ein Häufchen Eiſenblech, ein Stänglein, ein Kölbchen und ein Hähnchen aus Meſſing. Das Geheimnis, das Spiritus und Waſſer zur regelrechten Arbeit zwang und aus dem toten Blech ein lebendes Geſchöpf machte, ſaß nicht im Innern; es war etwas Unfaßbares, Abſtraktes: die Geſtalt und Anordnung der Teile.

Ein Heer, eine Fabrik, ein Staat, ein Geſchäft: alle dieſe Dinge ſind Maſchinen aus lebenden Menſchenleibern. Von dem Haufen, der auf dem Marktplatz webt, ſind ſie nur durch ein Unſichtbares geſchieden: durch Ordnung, durch Organiſation.

Was iſt eine Zeitung, eine Bank, eine Fabrik, ein Theater, eine Reederei? Iſt es das Papier oder das Geſchäftshaus, ſind es die Maſchinen oder die Kuliſſen oder die Schiffe? Iſt es der Name? Sind es die Perſonen? Dieſe Einzeldinge ſind wechſelbar und erſetzlich. Der Zuſammenhang, der Aufbau, die Anordnung ſind das Weſentliche. Arbeit, Erfahrung, Zeitaufwand und Geiſt haben eine Organiſation geſchaffen; ſie ſind die Werte, die ſich darin kriſtalliſiert haben. Ich kann wohl ein Gebäude errichten, Werkzeugmaſchinen aufſtellen und Arbeiter werben. Habe ich dann eine Maſchinenfabrik? Nimmermehr! Es fehlt der Stab von Konſtrukteuren, der Pläne und Zeichnungen liefert, wie ſie den Bedürfniſſen des Ortes, der Leiſtungsfähigkeit des Werkes und der Arbeiter entſprechen. Es fehlen die Werkmeiſter, die mit den Eigenſchaften und Fähigkeiten der Arbeiter, der Maſchinen und des Materials vertraut ſind. Es fehlen Arbeiter, die auf gewiſſenhafte und exakte Ausführung geſchult ſind. Es fehlt der Apparat von Vertretern und Verkäufern, die die Vorzüge der Produkte und die Anforderungen der Käufer kennen. Es fehlt der Name und das Anſehen, das dem Käufer Bürgſchaft bietet. Es fehlt

endlich der Leiter, der ſein Fach, ſeine Leute und ſein Geſchäft kennt und beherrſcht. Iſt aber einmal der Organismus unter Mühen und Arbeit, Koſten und Zeitaufwand erwachſen, ſo erträgt er, ohne zuſammenzubrechen, die Umgeſtaltungen, die die Vielfältigkeit alter Inſtitutionen nach und nach verlangt. Neue Erzeugniſſe werden erfordert: man ſchafft neue Maſchinen, ſie herzuſtellen. Ein Meiſter altert und ſetzt ſich zur Ruhe: eine neue Kraft wird in kurzer Zeit ſich einarbeiten. Die lebendige Kraft des Organismus hält die Räder in Schwung, gleichviel, ob neue Maſſen und Gewichte, plötzlich angekuppelt, die Bewegung zu hemmen ſuchen.

□ □ □

Eine Organiſation ſoll ihr Gebiet bedecken wie ein Spinnennetz: von jedem Punkt ſoll eine gerade und gangbare Verbindung zur Mitte führen.

□ □ □

Du ſollſt die Organe kennen und beſtändig beobachten, aber niemals Das ſelbſt verrichten, was dieſe Organe ausführen können. Denn die wichtigſte Arbeit iſt ſolche, die kein andrer vollbringen kann; und deren gibt es ſtets genug.

□ □ □

Eine Verwaltung ſollte ſo beſchaffen ſein, daß jede Fußbreite des Gebietes von einer Verantwortlichkeit gedeckt iſt, beſonders auch der Bezirk, den du ſelbſt dir vorbehältſt. Deshalb vermeide Geſchäftsgeheimniſſe — ſcharf betrachtet, gibt es keine — und

halte mindeſtens einen Mann, der alle deine internſten Dinge erfährt und kennt.

□ □ □

Verlange, daß jeder deiner Leute einen Stellvertreter, keiner einen Adjutanten halte.

□ □ □

Unfähige Menſchen erkennſt du daran, daß ſie ihre Nachfolger zu unterdrücken ſuchen.

□ □ □

Der Militarismus erzielt große Wirkungen dadurch, daß von jedem der unteren Organe mehr verlangt wird, als geleiſtet werden kann. Hüte dich, im Wirtſchaftsleben dieſen Drill nachzumachen, ſelbſt wenn du die Gewalt hätteſt, ihn zu erzwingen: denn er entbindet deine Leute von der Pflicht der Initiative.

□ □ □

Sei ſtets um das Wohl deiner Leute beſorgt, nie um ihren Beifall.

□ □ □

Bei Streitigkeiten haben Beide unrecht.

□ □ □

Geſchäfte müſſen monarchiſch verwaltet werden. Kollegien arbeiten ſelten ſchlecht, aber im beſten Fall mittelmäßig.

□ □ □

Der Mann, den du an die Spitze eines Geſchäftes ſtellſt, mag ſein, was er will, Juriſt oder Techniker: bewährt er ſich, ſo iſt er Kaufmann.

□ □ □

Kollegialität heißt Feindſchaft.

□ □ □

Als Beamte kommen zwei Sorten von Menſchen in Betracht: Solche, die ein großes Maß von Spezialkenntniſſen und Schule beſitzen, und ſolche, die das haben, was die Briten common sense nennen. Leider ſchließt die eine Qualität faſt immer die andere aus. Charakter und Erziehung führen den Deutſchen zur erſten, den Engländer zur zweiten Geiſtesdisziplin; und hieraus ergibt ſich die Überlegenheit der einen Nation in techniſcher Spezialarbeit, der anderen in Unternehmungen des Handels und der Koloniſation.

□ □ □

Privatverwaltungen gegenüber iſt der Staat in dreifachem Nachteil: er arbeitet ohne Konkurrenz, alſo ohne vergleichenden Anſporn; er kann ſich untauglicher Menſchen nicht entledigen; und er leidet am Aberglauben der Anziennetät.

□ □ □

Haſt du einen Menſchen ungeeignet für ſeinen Poſten gefunden, ſo ſetze ihn eher mit vollem Gehalt zur Ruhe, als daß du ihn in ſeiner Stellung behältſt, denn er wird nicht nur dir und ſich ſelbſt, ſondern ungezählten Anderen ſchaden.

□ □ □

Wenn du Menſchen beurteilſt, ſo frage nicht nach den Wirkungen, ſondern nach den Urſachen der Fehler, die ſie machen.

▫ ▫ ▫

Wenn zwei Dritteile aller deiner Entſchlüſſe richtig ſind, ſo ſei zufrieden. Verſteife dich nicht darauf, alles richtig zu machen, ſondern handle nach den Grundſätzen, an die du glaubſt. Nicht alle Wege führen nach Rom; Zickzackwege beſtimmt nicht.

▫ ▫ ▫

Daß der Geſchäftsmann nur nach dem Erfolg beurteilt wird, iſt vielleicht ſeine beſte Erziehung. Der Staatsbeamte und Soldat wird für Einzelleiſtungen belobt und findet hierin eine Tröſtung und Stärkung ſeines Selbſtbewußtſeins. Der Wert des Handelns liegt aber nicht in einer Reihe von Bravouren, ſondern in der Durchführung des Großen und Ganzen.

VOM VERHANDELN

Briefliche Verhandlungen führen in verwickelten Dingen nie zum Ziel. Das geſchriebene Wort macht mißtrauiſch: den Schreiber, weil es unwiderruflich verbindet, den Empfänger, weil es nüchtern, berechnet und verklauſelt klingt. Hierzu kommt das unlösbare Problem alles Schreibens: ſo zu ſtiliſieren, daß der Leſer nicht anders leſen kann, als der Schreiber ſprach.

Daher ſagt ſich beim erſten Zuſammentreffen nach ſchriftlichem Verkehr jeder der Beiden: „Ich hatte mir den Anderen ſchlimmer vorgeſtellt.“ Iſt das nicht der Fall, ſo iſt die Entrevue vergebens.

▫ ▫ ▫

Im Vorteil iſt der Unterhändler, der vom Anderen unterſchätzt wird. Kleine Schwächen der Auffaſſung und des Benehmens haben ſchon manchem genützt, der es nicht ahnte, und Viele haben ſich um den Erfolg gebracht, weil ſie zu wenige Fehler begingen.

□ □ □

Glaube nicht, etwas dadurch zu erreichen, daß du alle Einwände vorwegnimmſt und widerlegſt. Niemand läßt ſich ad absurdum führen.

□ □ □

Es iſt nicht möglich, einen Menſchen zu überzeugen, geſchweige zu überreden. Führe neue Tatſachen und Geſichtspunkte an, aber inſiſtiere niemals. Die beſte Stärke liegt darin, neue Vorſchläge zu erſinnen, ſobald ſtarke Einwände erhoben werden.

□ □ □

Wenn du Vorſchläge machſt, ſo ſchicke alle ſchwachen Punkte voraus. Rechne nie darauf, daß dein Gegner etwas überſehen könnte.

Setze ſtets voraus, dein Gegner ſei der Geſcheitere.

□ □ □

Denke dich beſtändig an die Stelle deines Gegenüber. Proponiere nur, was du ſelbſt in ſeiner Lage annehmen würdeſt, und erwäge bei allem, was man dir ſagt, die Intereſſen, die dahinter ſtecken. Denke nicht nur für dich, ſondern auch für den Anderen.

□ □ □

Eine beſondere Geſchicklichkeit beſteht darin, von vornherein zu erkennen, welche Punkte die größeren Schwierigkeiten machen werden, und dieſe Punkte von Anfang an in den Vorverhandlungen zu klären.

□ □ □

Es iſt eine nützliche Gewohnheit, vor allen noch ſo ernſten Verhandlungen ein paar Minuten allgemeine Unterhaltungen zu führen. Man erkennt im voraus die Stimmung, die Abſichten und oft das Ergebnis.

□ □ □

Bei geſcheiten Menſchen, die in Verhandlungen erfahren ſind und ſich kennen, genügen wenige Worte, um wichtige Dinge zu entſcheiden. Ein unerfahrener Zuhörer würde kaum erkennen, daß ſie mit der Frage in Zuſammenhang ſtehen, und oft nicht einmal fühlen, ob eine Ablehnung oder Zuſtimmung erfolgt iſt.

□ □ □

In letzter Inſtanz entſcheidet die Anſicht, die die Menſchen voneinander haben. Ungemeſſener Aufwand von Studien, Vorarbeit und Mühwaltung ſachkundiger Kräfte wird vergeudet, — und ſchließlich erkennen zwei Führer, daß die Sprechweiſe des Einen dem Anderen unſympathiſch iſt.

□ □ □

Im allgemeinen lege auf Verhandlungen keinen zu großen Wert. Iſt deine Geſchäftspolitik — mit anderen Worten: Deine Vorausſicht der zukünftigen Entwickelung — richtig, arbeiteſt du mit geeigneten Mitteln und in zutreffender Schätzung deiner Kräfte, ſo

werden die Geſchäfte dich aufſuchen und die Verhandlungen werden nebenſächlich werden. Die größte geſchäftliche Stärke — und eigentlich die einzige — iſt der Vorſprung. Im Gegenſtand, in Beziehungen, in techniſchen Erfahrungen, in Organiſation, in Arbeitweiſe. Befaſſe dich heute mit den Geſchäften, die andere in einem Jahr machen werden, und du bedarfſt keiner Kunſtgriffe, keiner Diplomatie und keiner Verhandlungskunſt.

□ □ □

Ein ſchwieriger, komplizierter oder ſpitzfindiger Gedanke taugt in Geſchäften ſo wenig wie im Leben. Jede große geſchäftliche Idee läßt ſich in einem Satz ausſprechen, den ein Kind verſteht. Hier wie überall liegt die Kunſt in der Vereinfachung.

□ □ □

Eine Schwierigkeit beſteht darin, das Gleichgewicht zu finden zwiſchen umfaſſender und detaillierender Arbeit. Denn der Tag hat nur vierundzwanzig Stunden, und jede Stunde, die der Verantwortliche der Einzelarbeit widmet, läßt das Werk führerlos. Dies verkennen häufig die Techniker und ſonſtigen Spezialiſten, die aus Liebhaberei oder Eitelkeit die eleganteſten Aufgaben nicht ihren Hilfskräften überlaſſen wollen. Ein Direktor, der konſtruiert, iſt unbrauchbar; als Direktor ſicher, meiſt auch als Konſtrukteur.

Den entgegengeſetzten Fehler begehen oberflächliche Naturen, die der Schulung entbehren: ſie treiben beſtändig hohe Politik, und wiſſen doch nicht, welche Maſſen und Kräfte ſie in Bewegung ſetzen. Sind ſie geſcheit genug, ihre Schwäche zu empfinden und zu rechtfertigen, ſo beſchwichtigen ſie ſich mit dem Gedanken, daß ſie nicht alles einzelne überſehen können, und daß die detaillierte Vertiefung ihnen nur akzidentelle Einſicht ſchaffen würde.

Das letzte iſt wahr; aber die akzidentelle Einſicht wird für den, der Symptome abzuſchätzen weiß, zur generellen. Ein großer Geſchäftsmann liebt das Detail; er ſucht es in freien Stunden auf und erblickt es hinter jeder generellen Dispoſition. Wie denn jeder noch ſo abſtrakte Gedanke nur dann ſtark iſt, wenn durch ſeinen transparenten Körper das bewegliche Leben ſchimmert. Jeder Einblick in das Detail bedeutet ein wichtiges Experiment; ein gleiches wie die Bohrung für den Geologen, der zwar die Decke der Erde nicht lüften kann, und dennoch die Falten und Schichtungen der Gebirge durch örtliche Forſchung ſich aneignet.

□ □ □

Den Zeitpunkt erkennen, den καιρός, den die Griechen dem Glücke gleichſtellten, bedeutet eine Kunſt, die darin beſteht, daß man von jedem neuen Ereignis ſich die großen und kleinen Folgen klar zu machen ſucht.

□ □ □

Dem Blick für den Zeitpunkt iſt zu vergleichen der Blick für das Gebiet. Mit der gleichen Energie und Intelligenz, die einen Kommis zum Filialdirektor befördert, wird der Kleinkaufmann, der ſich im Goldlande anſiedelt, zum Weltunternehmer.

□ □ □

Verſchwendung auch im kleinſten zu bekämpfen, iſt nicht kleinlich, denn ſie iſt eine freſſende Krankheit, die ſich nicht lokaliſieren läßt. Es gibt große Unternehmungen, deren Exiſtenz davon abhängt, ob die mit Erde gefüllten Kippwagen rein entleert werden, oder ob eine Schaufel voll Sand darin zurückbleibt.

□ □ □

Das Bewußtſein eines Unternehmens iſt ſeine Statiſtik. Sie iſt richtig aufgebaut, wenn jedes Glied einen ſenſiblen Nerven ins Gehirn ſendet, der Spannung und Temperatur getreulich anzeigt.

□ □ □

Wer ſich beklagt, daß er zuviel zu tun hat, beweiſt, daß er nicht organiſieren kann. Napoleon hätte nie abgelehnt, Spanien zu erobern mit der Motivierung, er ſei überlaſtet.

Wer dagegen zu wenig zu tun hat, beweiſt, daß er überflüſſig ist.

□ □ □

Von nicht monopoliſtiſchen Unternehmungen pflegen nur ſolche Beſtand zu haben, die auf dem Prinzip der Maſſe beruhen, mithin auf der Summierung einer großen Zahl kleiner Wirkungen. Dieſen Aufbau haben ſie mit jedem Organismus der Natur gemein, der gleichfalls aus der Aſſoziation zahlloſer Zellenwirkungen ſein Leben ſummiert. Ein Baum ſaugt durch die feinſten Verzweigungen ſeiner Wurzeln die Nahrung des Bodens, läßt ſie durch die Zellenketten ſeines Stammes zur Krone emporſteigen und verteilt ſie auf die Blätter und Früchte ſeines Geäſts.

Unternehmungen, die den mühſeligen, langwierigen Ausbau dieſes Organismus verſchmähen, ſind als vorübergehende Erſcheinungen anzuſehen und ſollten demgemäß verwaltet, bilanziert und bewertet werden. Geſchäftsleute, die ihre Stärke in Einzelleiſtungen und Geſchicklichkeiten ſehen, denen der Aufbau und die Pflege von Organiſationen nicht zuſagt, finden ihren eigentlichen Beruf als Vermittler und Akquiſiteure.

□ □ □

Da auch die innere Verwaltung der Unternehmungen insofern Massenwirkung ist, als ähnliche Einzelvorgänge und Erscheinungen sich täglich und stündlich wiederholen, so ergibt sich, daß minimale Defekte in der Leitung oder Organisation sich zu bedeutenden Wirkungen summieren müssen. Die Vorliebe oder Abneigung eines verantwortlichen Beamten für oder gegen einzelne Gebiete oder Gepflogenheiten, die Indifferenz oder Überempfindlichkeit des Organisationskörpers gegen Anforderungen des Marktes oder des Publikums, fehlerhafte Zeiteinteilung oder Tolerierung kleiner Vergeudungen: alle diese Defekte können große Unternehmungen in der Reihe der Mitbewerbenden distanzieren oder vernichten.

Aus der Kenntnis des Geschäftsgebietes, der Organisation und der leitenden Personen läßt sich die Zukunft eines Unternehmens mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersagen.

1902. 1908.

VOM WIRTSCHAFTLICHEN GLEICHGEWICHT

Die Aufgabe der Wirtſchaftslehre iſt nicht, materielle Zufriedenheit aller anzuſtreben (denn dieſe iſt unmöglich und widernatürlich), ſondern ein Gleichgewicht der Kräfte und die Beſeitigung berechtigter Unzufriedenheit. Unter Gleichgewicht iſt der Zuſtand zu verſtehen, der allen Kräften geſtattet, in der ihnen eigentümlichen Richtung zu wirken, ſo daß möglichſt keine Kraft verurteilt iſt, ſich in Widerſtänden und Reibungen aufzuzehren. Es iſt der Zuſtand einer arbeitenden Dampfmaſchine, in der zwar nie ein Ruhepunkt erreicht wird, in der aber die Teile in der Richtung ihrer Bewegungskraft ſich ſchieben, heben, ſenken und rotieren dürfen und müſſen. Verderblich geſtört iſt der normale Zuſtand, wenn die Organe widergeſetzlich gegeneinander arbeiten und einander hemmen und klemmen.

Deshalb iſt Ausgleichung des Lebens- und Vermögensſtandes kein wirtſchaftliches Ziel. Denn der wirtſchaftliche Ehrgeiz iſt bei vielen und wirtſchaftlich wertvollen Menſchen eine unveräußerliche und wirkſame Kraft, die nicht grundſätzlich vernichtet werden darf. Ebenſowenig kann der Mangel ausgeſchaltet werden. Denn die Not und die Ausſicht auf Not macht der Wirtſchaft eine große Zahl ſolcher Kräfte dienſtbar, die durch Indolenz verloren gehen könnten. Freilich darf auch eine allzu einſeitige Vermögensanſamm-

lung in ganz wenigen Händen nicht geduldet werden, weil ſie die Macht- und die Marktverhältniſſe der Welt aus dem Gleichgewicht triebe.

Um den Gleichgewichtszuſtand der wirtſchaftlichen Verteilung zu betrachten, müſſen wir eine Erwägung über Beſitz, Vermögen und Reichtum vorausſchicken.

Beſitz iſt das Recht, von den Gütern der Welt einen beſtimmten Teil zu vernichten oder zu beſeitigen. Dieſes Recht iſt übertragbar und vom Staate verbürgt. Sofern der Beſitz übertragbar oder austauſchbar iſt, heißt er „Vermögen“. Das bedeutet: Macht.

Durch Tauſch kann Beſitz verloren, aber nicht vernichtet werden. Wenn ich für einen imaginären Steinbruch in Kamtſchatka hunderttauſend Mark zahle, ſo habe ich den Wert verſchenkt, aber nicht vernichtet. Wenn ich dagegen eine Dampfmaſchine, die hunderttauſend Mark koſtet, in die Luft ſprenge, ſo iſt der Wert vernichtet, auch wenn der Gegenſtand verſichert war.

Die Fähigkeit des einzelnen, Güter zu vernichten oder zu beſeitigen, iſt beſchränkt; und noch beſchränkter der Genuß, alſo der Anreiz. Das überſchießende Vermögen, ſo weit es nicht verſchenkt wird, verlangt nach Anlage: es muß verwendet werden zum Kauf oder zur Beleihung, die auch nichts anderes als Kauf iſt.

Hat nun ein reicher Mann ſein Vermögen in zwanzig Landgütern, zwanzig Fabriken und zwanzig Betriebsunternehmungen angelegt, ſo werden ihm dieſe ſechzig Beſitztümer eine jährliche Einnahme bringen, die er, nach Deckung ſeines perſönlichen Verbrauches, abermals inveſtiert. Am Ende des Jahres hat ſich alſo für ihn zunächſt nur das eine geändert: das Verzeichnis ſeiner Beſitztümer iſt gewachſen. Inzwiſchen haben ſeine Direktoren gelebt und verdient, ſeine Beamten und Arbeiter haben ſich ernährt und Erſparniſſe gemacht, ohne vielleicht nur zu wiſſen, an wen die Erträgniſſe überwieſen wurden. Die Neuinveſtitionen des Millionärs dienen auch nur wieder dazu, weitere Direktoren, Beamte und

Arbeiter zu ernähren. Denn alle Güter, die auf ſeinen Anlagen erzeugt werden, ſind beſtimmt, verbraucht zu werden, und der Beſitzer weiß das eine ſicher: Nicht er wird ſie verbrauchen (abgeſehen von ſeinem einmal feſtgeſetzten Konſum), ſondern Andere. Einerlei, ob es Getreide, Kupfer, Holz oder Transport iſt.

Was der Eigentümer von jedem neuen Beſitz erhält, iſt nur ein Machtzuwachs. Er kann den Betrieb erweitern, erhalten oder ſchließen, er kann Beamte und Arbeiter entlaſſen und anſtellen, Dispoſitionen und Direktiven geben. Sein Intereſſe erfordert, daß dies nicht willkürlich, ſondern nach vernünftiger Überlegung geſchehe. Macht bringt Verantwortung.

Das zweite und letzte alſo, was der Reiche am Ende des Jahres erlangt hat, iſt ein Zuwachs ſeiner Arbeit und Verantwortung. Und hierin beſteht der hauptſächliche pſychologiſche Reiz des Reichtumes für diejenigen, die ihn beſitzen; für diejenigen, die ihn nicht beſitzen, bedeutet er vornehmlich Anrecht auf Konſum.

Da nun die Fähigkeit der Menſchen, zu disponieren und zu verwalten, verſchieden iſt, ſo ergibt ſich, daß jede Vermögens- und Machtverteilung, die nicht im Verhältnis dieſer Fähigkeiten ſteht, dem Gleichgewicht der Kräfte nicht entſpricht. Auch die Aufhebung des Vermögens oder ſeine Überantwortung an den Staat wäre ein Fall gleichgewichtwidriger, alſo ſchlechter Verteilung: denn den zur Verwaltung Unfähigen würde ein zu großer Anteil an der Dispoſition und Verantwortung übertragen (zumal dieſe Unfähigen immer in der Majorität ſein werden) und es wäre nicht genügend für die Genußſüchtigen und Ehrgeizigen geſorgt, deren brauchbare Köpfe und leidenſchaftliche Mitarbeit die heutige Welt nicht entbehren kann.

So entſteht die doppelte Aufgabe: anzuſtreben, daß der Güteranteil in den Händen der zur Verantwortung Unfähigen nicht allzuſehr anwachſe; dieſe Aufgabe heiße die der Nivellierung; und

anzuſtreben, daß der Güteranteil der zur Verantwortung Fähigen nach dem Maß gerechter Anſprüche zugemeſſen werde; dieſe Aufgabe heiße die der Inſtaurierung.

NIVELLIERUNG. Hier iſt zunächſt die Entſtehung großer Vermögen zu betrachten. Durch Spekulation werden ſie ſelten erworben; ebenſo ſelten durch beſoldete Tätigkeit. Dagegen werden ſie gewonnen

1. Durch Erbſchaft. An dieſer Art des Erwerbes hat die Gemeinſchaft nur inſofern ein Intereſſe, als es ſich um die Erhaltung gewiſſer Kaſten handelt: Ackerbauer, Beamte und Krieger.

2. Durch ſinguläre bevorzugte Erwerbsſituationen, die hier in erweitertem Sinn Monopole genannt werden ſollen. Solche Monopole ſind: Grundbeſitz, wenn er durch ſtädtiſchen, navigatoriſchen oder Eiſenbahnverkehr, durch wertvolle Bergrechte oder andere örtliche Vorzüge ausgezeichnet iſt. Dies iſt das Monopol der Lage. Gewerblicher Vorſprung, der durch Erfindungen, rechtzeitige Organiſation oder Tradition der Geſchäftsverbindung geſchaffen wird. Dies iſt das Monopol des Vorſprunges. Erwerbsvereinigungen, welche die Konkurrenz einſchränken oder beſeitigen. Dieſe ſind Syndikatsmonopole. Endlich Konzeſſionen oder Staatsrechte, welche Monopole im eigentlichen Sinn ſchaffen.

Das Monopol des Grundbeſitzes iſt das ungerechteſte, denn der Beſitzer trägt zur Wertſteigerung in keiner Weiſe bei; ſie wird ihm durch die Tätigkeit der Gemeinſchaft mühelos erworben. Das Monopol des Vorſprunges kann nur durch intelligente Tätigkeit dauernd erhalten werden. Da es beſtändig ſich erhöhender Kapitalien bedarf, ſo entzieht es ſich auf die Dauer dem Einzelbeſitz und verliert ſo ſeine vermögenhäufende Kraft. Syndikatsmonopole ſind zu gewiſſen Zeiten und für einzelne Induſtrien notwendig, bedürfen aber ſtaatlicher Kontrolle. Auf Konzeſſion beruhende Monopole werden heute im allgemeinen nur auf beſchränkte

Dauer und unter Einſchränkung des Gewinnes von Staaten und Körperſchaften verliehen.

Durch Aufzählung der Monopolarten iſt die Löſung der Nivellierungsaufgabe angedeutet. Sie hat ſich zu erſtrecken auf Beſteuerung der Erbſchaften und Schenkungen, auf das Recht der Verſtaatlichung von Bergwerken, Verkehrs- und Zentraliſierungsunternehmungen und ſtädtiſchem Grund und Boden, auf ſtaatliche Kontrolle der Syndikate, auf Beſchränkung öffentlicher Konzeſſionen. Daneben wird allgemein eine ſtark progreſſive Einkommenſteuer ihre nivellierende Wirkung üben.

INSTAURIERUNG. Die höchſte Ungerechtigkeit und Torheit der heutigen Geſellſchaft beſteht darin, daß ſie jährlich Tauſende von Intelligenzen und Impulſen wiſſentlich verkümmern läßt: Abgeſehen von der Verletzung der Menſchlichkeit ſchafft ſo die Gemeinſchaft ſich Legionen begabter Feinde; erbitterter Feinde: weil jeder einzelne ſich des erlittenen Unrechtes bewußt iſt.

Abhilfe kann hier nur durch Selektion der Talente geleiſtet werden. Es iſt ſchwierig und koſtſpielig, aber nicht unmöglich, das Unterrichtsweſen ſo zu reorganiſieren, daß von der elementaren Schulung an die Ausleſe der begabteſten Knaben und Jünglinge und ihre Überweiſung an höhere und ſpezialiſierte Anſtalten durchgeführt wird. Techniſche, wiſſenſchaftliche, praktiſche und künſtleriſche Befähigung entſcheidet über die fernere Art der Ausbildung. Bei den hervorragendſten Talenten würde polytechniſches, humaniſtiſches und akademiſches Studium, zuletzt ein freies Stipendium für ſelbſtändige Ausübung der Wiſſenſchaft oder Kunſt den Abſchluß bilden.

Wollte man entgegnen, daß dieſe Selektion auf Vermehrung des akademiſchen Proletariates hinausläuft, weil ſie den herangebildeten Schüler mittellos entläßt, ſo iſt das Folgende zu erwidern. So groß der Andrang nach jeglicher Anſtellung ſich heute erweiſt,

ſo gering iſt das Verhältnis zuverläſſig qualifizierter oder auch nur zuverläſſig empfohlener Elemente. Wie heute ein vorzüglich beſtandenes Examen von Keinem überſehen wird, der Beamte anſtellt, ſo wäre die Tatſache einer unparteiiſchen Selektion aus Hunderten, ja, aus Tauſenden eine gewichtige Empfehlung. Daß aber im deutſchen Erwerbsleben einmal erkannte tüchtige und begabte Arbeiter und Beamte ein Fortkommen finden, das nur durch ihre Befähigung begrenzt wird, kann Jeder beſtätigen, der jemals für Angeſtellte zu ſorgen hatte. Die Behauptung, daß in privaten Laufbahnen die Befähigten unterdrückt und gehemmt werden, iſt falſch und ſchädlich; ihre weite Verbreitung rührt daher, daß ſie von den Unfähigen ausgeht. Den Gegenbeweis mag ſich jeder von einem beliebigen Leiter induſtrieller oder finanzieller Inſtitute holen; ausnahmelos wird er hören, daß oberſte und verantwortungsvolle Stellen nicht oder nur unzureichend beſetzt werden konnten, weil es an geeigneten Kräften fehlt. Es gibt bedeutende Unternehmungen, die jeden Bewerber von offenkundiger Begabung und Tüchtigkeit zu gewinnen ſuchen, auch wenn ſie ihn im Augenblick nicht verwenden können.

Ein anderer Einwand gegen den Grundſatz der Selektion wäre denkbar: dem Proletariate dürfen nicht die Talente entzogen werden, die in ihrer untergeordneten Situation ſich voll befriedigt fühlen und ihren Standesgenoſſen als Wortführer und Vorkämpfer unentbehrlich ſind. Daß die erſte Prämiſſe nicht zutrifft, iſt leicht erweisbar: denn gerade die Begabteſten des vierten Standes empfinden ihre Lage als ſo bitter ungerecht, daß ſie ſich nicht begnügen, nach Verbeſſerung zu ſtreben, ſondern faſt ausnahmelos die gänzliche Vernichtung des beſtehenden Wirtſchaftsverhältniſſes als eines unheilbar kranken verlangen. Daß es aber auch nach erfolgter Selektion den Übrigbleibenden nicht an Verfechtern ihrer Intereſſen fehlen würde, zeigt die Tatſache, daß ſchon heute eine große Zahl

der proletariſchen Vertreter nicht dem Stande ſelbſt angehört. Einerlei: wir haben nicht das Recht, zu fordern, daß ein Menſch ſein materielles Glück und Gedeihen opfere, weil Andere behaupten, daß er nur dann ſeine Kraft ihnen widmen könne, wenn er in Unzufriedenheit erhalten werde.

Dagegen entſteht der Geſellſchaft die Verpflichtung, für die aus der Selektion Zurückgebliebenen mit erhöhter Fürſorge zu wirken, gerade weil dieſe minder Klaſſierten unter dem Kampf um die Güter des Lebens ſchwerer leiden. Unſere Sozialgeſetzgebung iſt nur ein Anfang. Als abgeſchloſſen kann ſie erſt gelten, wenn nicht nur alle zum Erwerb Unfähigen verſorgt, ſondern auch für die ſchwächeren Erwerbsfähigen verbeſſerte Lebensbedingungen geſchaffen ſind.

1908.

ANMERKUNG VOM KONSUMANTEIL

In einem induſtriell gut funktionierenden Lande muß der Konſumanteil der arbeitenden Kräfte beſtändig wachſen. Unter gutem induſtriellen Funktionieren iſt zu verſtehen, daß alle wirtſchaftlichen Kräfte (Kapital, Hände, Boden) angeſpannt arbeiten; daß die Induſtrie ſich aller bekannten techniſchen Mittel bedient; daß die Einteilung der Produktion in bezug auf die relative Wichtigkeit aller Produkte vernünftig iſt. Dieſe drei Bedingungen ſcheinen in Deutſchland und in den Vereinigten Staaten heute annähernd erfüllt zu ſein.

ERSTES ARGUMENT. Arbeit als Ware.

Erſt in neueſter Zeit iſt auf dem deutſchen Arbeitsmarkt ein Verhältnis entſtanden, das man als ein normales Handelsverhältnis bezeichnen kann: es gibt keinen unverwendbaren Überſchuß an Händen mehr; der Markt braucht ſich auf, Angebot und Nachfrage halten einander das Gleichgewicht. Damit iſt eine geſunde Preisbildung möglich, die zugunſten des Arbeiters wirkt und ihre Grenze nur in der Minimalrente findet, die der Kapitaliſt von ſeinem Unternehmen verlangen zu müſſen glaubt. Die Erfahrung zeigt, daß Arbeitervereinigungen in regelmäßigen Abſtänden mit Erfolg ihn zwingen, ſeine Rente zu mindern. Hinzu kommt, daß

die Vermehrung des Kapitals raſcher fortſchreitet als die Vermehrung der Hände; auf die Länge muß ſich alſo der Nutzungswert des Kapitals im Verhältnis zum Nutzungswert der Hände verringern.

ZWEITES ARGUMENT. Die Ergiebigkeit der Arbeit.

Angenommen, vor fünfzig Jahren habe ein Arbeiter einen Tag gebraucht, um einen Strohhut herzuſtellen und jetzt ſei eine Maſchine erfunden worden, an der der Arbeiter zehntauſend Strohhüte täglich herſtellt: ſo iſt klar, daß in jener Zeit ein anderer Arbeiter, der den Hut erwerben wollte, mindeſtens den Wert eines Tagewerkes daran ſetzen mußte, um nur den Arbeitsanteil am Werte des Hutes zu bezahlen. Heute wäre dieſer Arbeitsanteil ſo irrelevant geworden, daß praktiſch nur der Rentenanteil zu zahlen bliebe.

Wollte man hiergegen einwenden, daß inzwiſchen auch der Ertragswert, alſo die Kaufkraft der Arbeit, im ſelben Maß geſunken ſei, ſo widerſpräche das nicht nur der Erfahrung, ſondern der Möglichkeit. Denn wir haben geſehen, daß auf einem ausgeglichenen Arbeitsmarkt der abſolute Wert der Arbeit (gemeſſen an Lebensbedingungen im Verhältnis zum Kapitalwert) nicht ſinken kann. Da aber in jeder Generation die Ergiebigkeit der Arbeit ſich ungefähr verdoppelt, ſo müßte, wenn eine entſprechende Entwertung der Kaufkraft erfolgen ſollte, der abſolute Arbeitswert ſich in jeder Generation halbieren.

Ein anderes Moment kommt hinzu. Mit ſteigender Ergiebigkeit der Arbeit wachſen die Anſprüche an den Intellekt des Arbeiters. Eine ideale Fabrik wäre eine, die wie ein rieſiges Uhrwerk automatiſch funktioniert und nur eines einzigen Arbeiters als Aufſeher bedarf. Die Krafterzeugungsinduſtrie und die techniſche Chemie nähern ſich dieſem Zuſtand. Dieſer Arbeiter als Aufſeher aber hätte ausſchließlich geiſtige Arbeit aufzuwenden und wäre vor eine

ſehr große Verantwortung geſtellt. Geradezu wahnſinnig müßte der Unternehmer ſein, der dieſem Mann gegenüber auch nur den Verſuch machte, ſeine Poſition auf dem Arbeitsmarkt zur Geltung zu bringen, um den Lohn des Mannes zu kürzen. Denn zunächſt ſpielt es in ſeiner Ökonomie keine Rolle: der Lohn iſt in der Kalkulation ein ſehr kleiner Faktor. Auch würde ein Verſehen des Mannes ihn tauſendmal mehr koſten als die Lohnerſparnis. Im Gegenteil: der Arbeitgeber wird glücklich ſein, wenn er nicht zu wechſeln braucht; er hat ein lebhaftes Intereſſe daran, daß der Mann ſich gut ernährt, Muße zum Nachdenken hat, zufrieden und guter Laune iſt. Die Verhältniſſe in Amerika beſtätigen, daß der gut bezahlte Arbeiter außerordentlich viel mehr leiſtet als der ſchlecht bezahlte. Vorauszuſetzen iſt dabei freilich, daß ſeine Arbeit genug intellektuellen Spielraum bietet.

Hier ſoll nicht behauptet werden, daß der Zuſtand vollkommener Mechaniſierung irgendwo in der Welt ſchon erreicht ſei: wer aber irgendwie mit der Entwickelung der techniſchen Induſtrie vertraut iſt, wird zugeben, daß wir uns dem Ziel nähern.

1908.

VOM WESEN INDUSTRIELLER KRISEN

Die Erfahrung zeigt, daß während der Dauer wirtſchaftlicher Krankheitsperioden, die wir Kriſen nennen, der Abſatz ſtockt, obwohl genügend viele Verbraucher der Waren bedürfen: ſie können eben, weil ſie beſchäftigungslos ſind, dieſe Waren nicht kaufen. Auch die Produktion ſtockt, obgleich ſich viele Hände nach Arbeit ausſtrecken. Das Geld iſt verſchwunden, obgleich der Beſitz der Erde an Gütern nicht vermindert iſt, und obgleich das Metall nach wie vor zirkuliert. Der Unternehmungsgeiſt erblaßt, obgleich Kaufleute, Induſtrielle und Finanzleute nach der Gelegenheit ſpähen, ökonomiſche Aufgaben zu ſtellen und zu löſen. Es gibt keine Verkäufer, weil es keine Käufer gibt; es gibt keine Käufer, weil es keinen Verdienſt gibt; und es gibt keinen Verdienſt, weil nichts zu verkaufen iſt. Es iſt, als wäre der Blutumlauf des ökonomiſchen Körpers plötzlich gehemmt; und da man keine phyſiſche Urſache wahrnimmt, wäre man faſt geneigt, eine pſychiſche Erkrankung zu vermuten. Tatſächlich iſt die Krankheit zum Teil auch pſychiſcher Art; aber ſie ſtammt aus körperlichen Defekten.

□ □ □

Das an den Tag tretende Vermögen einer Nation kleidet ſich in zweierlei Form: als Ware und als Anlage wird es ſichtbar.

Waren ſind Güter, die ihre letzte Beſtimmung noch nicht erreicht haben (die Beſtimmung des Getreides, zum Beiſpiel, iſt, verzehrt zu werden, die des Ziegelſteines, vermauert zu werden); Anlagen ſind Güter, die ihre endgültige Form angenommen haben. Zu den Anlagen gehören: Grund und Boden, Gebäude, Bergwerke, Fabriken, Maſchinen, Schiffe, Beleuchtungsanlagen, Straßen, Waſſerkräfte und tauſend andere Dinge.

Die Zirkulationsform, das teilbare umlaufende Abbild der Ware, iſt in erſter Linie der Wechſel; die Zirkulationsform der Anlage iſt der Pfandbrief, die Obligation, die Aktie, die öffentliche Schuldverſchreibung.

Eine dritte Form materiellen Vermögens exiſtiert nicht. Auswärtige Guthaben und Staatsanleihen ſind nichts anderes als Anſprüche auf Waren: denn in Gold und Silber (die übrigens auch Waren ſind) können die Schulden und Zinſen der Welt nicht bezahlt werden.

□ □ □

Die beiden Güterformen, deren Definition ſich mit den herkömmlichen Begriffen mobilen und immobilen Kapitals nicht deckt, unterſcheiden ſich in ihrem innerſten Weſen und vereinigen ſich zu Wechſelwirkungen.

Die Ware ſtrebt beſtändig nach Immobiliſation. Alles Eiſen, das heute dem Hochofen entſtrömt, wird morgen als Schiene, Brücke, Bedachung, Maſchine oder Werkzeug wirtſchaftlich erſtarren. Das Getreide, das heute in der Scheune oder im Bauch des Schiffes ruht, wird morgen in Muskelkraft verwandelt, die ſich wiederum in Ware oder in Anlage umſetzt.

Die Anlagen dienen dazu, als Wohnſtätten, Heizungs-, Beleuchtungs-, Transportmittel, als Heilanſtalten, Lehranſtalten, Vergnügungsſtätten, Kaſernen, Waffen das Leben zu erhalten, zu

fördern, zu beſchleunigen und zu ſchützen; oder ſie dienen dazu, als Fabriken, Bergwerke, Äcker von neuem Waren zu erzeugen. Wenn auch auf dieſe Weiſe ein Teil des Anlagevermögens wieder nach Mobiliſation ſtrebt (indem es nämlich Ware produziert), ſo vermehrt ſich doch unaufhörlich der feſte Rückſtand immobiler Werte und erreicht im Lauf der Jahrhunderte immenſe Größen. Man wird daher gut tun, beim Vergleich des Wohlſtandes zweier Nationen nicht ſowohl ihren Beſitz an Waren in Rechnung zu ziehen als (abgeſehen von ethiſchen Werten) ihr produktives Vermögen, mit anderen Worten: die Umgeſtaltung ihres Erdinneren und ihres Erdäußeren.

Der fundamentale Gegenſatz beider Vermögensformen iſt dieſer: Waren ſind, allgemein geſprochen, ſtets austauſchbar. Wer einen Vorrat an Kupfer beſitzt, kann dafür in irgend einem Verhältnis Weizen verlangen und dieſen gegen Baumwolle oder Zement vertauſchen: ebenſo iſt das wirtſchaftliche Korrelat dieſer Güter, der Wechſel oder das Guthaben, im allgemeinen ſtets in Ware umſetzbar.

Zwar iſt auch das immobile Vermögen in Form des Pfandbriefes, der Aktie oder Obligation teilbar und verkehrsfähig, aber ſeine Umlaufkraft iſt geringer. Zunächſt wegen der Eigenart ſeiner Beſitzer. Während der Kaufmann und Fabrikant, in einer gewiſſen Unabhängigkeit von der Höhe ſeines Vermögens, ſoviel Ware zu erwerben ſucht, wie er irgend mit ſeinem Kredit erſchwingen kann und zu verkaufen hofft, iſt der Beſitzer angelegten Vermögens in der Regel ein „Kapitaliſt“. Das heißt: auf ſeine Art ein Sammler, der ſeinen Beſitz nach Geſchmack und Höhe ſeines Vermögens richtet. Da ſeine Inveſtitionen meiſt bis an die Grenze dieſes Vermögens gehen, ſo iſt er vielfach ſelbſt bei entwertenden Preiſen nicht aufnahmefähig; ja, er wird (und hier beginnt die pſychiſche Wirkung) oft um ſo zäher zurückhalten, je ſtürmiſcher das Angebot ſich auf-

drängt. Auch ist der Kapitalist nicht, wie der Kaufmann, auf Umsatz begierig. Ihm verschlägt es nichts, sobald seine Stimmung beunruhigt ist, jedes Angebot neuer Anlagen abzulehnen und statt dessen etwa seine Guthaben im Ausland anwachsen zu lassen.

Auch ist der innere Wert der Anlagen schwerer feststellbar als der der Waren, so daß dem Ankauf weit ausschauende Erwägungen vorhergehen müssen, nicht minder der Beleihung. Vom internationalen Austausch vollends, der für die Ware ein Hauptmoment der Beweglichkeit bildet, bleibt der größte Teil aller Anlagen ausgeschlossen.

□ □ □

Auf diesem Kontrast beruhen die industriellen Krisen unserer Zeit. Die Umwandlung des Warenvermögens in Anlagevermögen schreitet fort, bis ein gewisser Sättigungspunkt überschritten ist; ein rückwärtiger Austausch von Anlage gegen Ware ist unmöglich; die weitere Immobilisation der Ware ist gehemmt, und somit ein Teil der Produktion seiner Verwendung beraubt.

Wo der Sättigungspunkt liegt, läßt sich leicht ermessen.

Ein Land von ergiebiger Erdkruste ist in der Warenerzeugung und im Warenumlauf fast nur gebunden an die Leistungsfähigkeit und Arbeitskraft des Einzelnen, der um so mehr verbrauchen kann, je mehr er zutage fördert und verarbeitet. Der Güterumlauf läßt sich daher theoretisch ins Ungemessene steigern. Investieren jedoch kann ein Land nur so viel, wie es erspart. Das heißt: die Differenz zwischen Erzeugung und Verbrauch. Investiert es mehr, so geschieht das auf Kredit des Auslandes: also ist auch dieser Sättigungspunkt insofern ein psychologischer, als es von der Meinung des Kreditgebers wie des Kreditnehmers abhängt, wie weit es ihnen wünschens-

wert erſcheint, ein Abhängigkeitsverhältnis, das in der Natur des Produktionsprozeſſes nicht liegt, zu gewähren oder zu erdulden.

Iſt nun der Sättigungspunkt erreicht, die Kriſis eingetreten, ſo iſt alsbald der Kreis der Lähmungen geſchloſſen. Die verringerte Produktion verſchlechtert die Erträge der Anlagen und vermindert ihren Kapitalswert, die Bevölkerung ſieht ihren Geſamtbeſitz, durch Kapitalsverluſt, Rentenverluſt und Arbeitsloſigkeit, dreifach geſchmälert und verliert ihre Kaufkraft: und dieſer Ausfall wirkt abermals zurück auf das ohnehin geſchwächte Erzeugungsvermögen.

Ein Einwand iſt hier berechtigt. Wenn es zutreffend iſt, daß die Ware international beweglich und austauſchbar bleibt: warum ſenden die Produktionsſtätten nicht die Mengen, die ehemals zur Immobiliſierung dienten, ins Ausland und erhalten ſich ſo den vorigen Stand der Gütererzeugung? Die Antwort iſt einfach. Die techniſche Leiſtungsfähigkeit der Nationen iſt heute ſo ausgeglichen, daß ſelten die eine der anderen Fracht und Zoll vorgeben und dabei lukrieren kann. Reine Exportinduſtrien gibt es wenig. Die Gewerbe ſind zufrieden, wenn ſie das Ausland als ein Notreſervoir benutzen können, das gelegentliche Überflüſſe aufnimmt; als Hauptkonſumenten wünſcht es ſich niemand. Und hierin liegt eine der hauptſächlichen Rechtfertigungen eines gewiſſen Zollſchutzes; denn ohne ihn würde jedes von einer Kriſe betroffene Land die Nachbarn mit den Gütern, die es ſelbſt nicht verbrauchen kann, überſchwemmen und ihre geſunden Induſtrien unterſpülen.

□ □ □

Therapie und Diätetik der Kriſen ſind bekannt: Hunger und Laxative. Nach einer gewiſſen Zeit haben ſich wieder Kapitalien angeſammelt, die Verwendung ſuchen, neue Inveſtitionen fordern,

und den Prozeß der Warenimmobiliſierung erneuern; gleichzeitig hat die Technik unter dem Keſſeldruck der Not ſtörriſche Verfahren geläutert, unbeachtete Rückſtände verkocht und die leichter flüſſige Ware in neue Kanäle gepreßt. Die Stirn des Rentiers hat ſich geglättet, neue Unternehmer haben die abgeſpielten von der Bühne vertrieben und modernere Stücke und Namen angeheftet; und vor allem hat die Menſchheit einige neue drängende Bedürfniſſe entdeckt, die nach dem Paradies materieller Glückſeligkeit weiſen.

So ſind alle Vorbereitungen für die Wiederholung des Kreislaufes getroffen.

1907.

VIER NATIONEN

Drei Faktoren beſtimmen die wirtſchaftliche Bedeutung eines Landes: Phyſik, Hiſtorie und Pſychologie.

Der phyſiſche Faktor umfaßt Klima und Bodenbeſchaffenheit, geologiſche Formationen, geographiſche Lage und Konfiguration, inneren und äußeren Verkehr, Bevölkerungszahl.

Der hiſtoriſche Faktor bedeutet die Anſammlungen vergangener Epochen: an Kapital, an Verkehrseinrichtungen, an gemeinnützigen Anlagen und kultureller Tradition.

Der ethiſche Faktor ergibt ſich aus der Veranlagung und den ſittlichen Werten der Bevölkerung.

Alle drei Faktoren ſind variabel. Der erſte wird vornehmlich durch Politik und Technik beeinflußt oder umgewertet, der zweite durch zeitliche Entwickelung, der dritte durch Raſſengeſtaltung. Außerdem iſt jeder von den beiden übrigen abhängig.

Die beiden erſten Faktoren ſind ſtatiſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Vergleichen nicht unzugänglich, der dritte bleibt ſubjektiver Bewertung unterworfen. Für die Beurteilung der wirtſchaftlichen Weltbilanz bedeutet er viel; deshalb ſollte der Verſuch einer vergleichenden pſychologiſchen Wertung der hauptſächlichen werbenden Nationen von Zeit zu Zeit gewagt werden.

ENGLAND

Wenn mehrere Jahrhunderte guter Einkochung eine gewiſſe Homogenität oder gar Reinheit der Raſſen bewirken können, ſo iſt England eine der bevorzugten Nationen der Welt. Die Homogenität ſcheint bereits ſich darzutun: nicht nur in der übereinſtimmenden Schönheit und Tüchtigkeit der Körper, ſondern auch in einem ſeltenen Gleichklang der Intereſſen und in Dem, was aus beidem folgt.

Durch Lage und Geſchichte ſind die Briten Händler und Verwalter; Händler als Inſulaner, Verwalter als Inhaber eines Imperium. Hierin erſcheinen ſie als die Erben der Römer, als die überlebenden Rivalen der Venezianer und Holländer.

Aus der Homogenität der Raſſe und der Intereſſen entsteht eine ſeltene Einheitlichkeit der Politik. Man kann ſagen, daß die beiden engliſchen diametralen Parteien ſich kaum erheblicher unterſcheiden als zwei liberale Schattierungen unſeres Reichstages, etwa Nationalliberale und Freiſinnige. Die wechſelnde Regierung der beiden Parteien, die auf dieſe Weiſe patriotiſche Verantwortung teilen, verleiht der engliſchen Politik die Stabilität eines geometriſchen Mittels.

Eine weitere Folge iſt die Gleichartigkeit des Geſchmackes und der Sitten, die durch ungeſtörte Tradition ſich potenziert. In den uniformen Straßen Londons birgt jede Faſſade das gleiche Heim, und man möchte meinen, daß an einem beſtimmten Tage zur ſelben Stunde neun Zehntel aller Engländer Dasſelbe erleben und verrichten.

Endlich ergibt ſich eine Identität des Urteils, der Zuneigung und Abneigung, die nach außen ſich als eine der ſtärkſten öffentlichen Meinungen darſtellt, ſtärker vielleicht und zugleich verſtändiger als die franzöſiſche, und nach innen eine Kräftigung der Überzeugung

des Einzelnen hervorruft, die durch den germaniſchen Optimismus des Volkes zu ſelbſtbewußteſter Sicherheit anwächſt. Vielleicht gibt es kein Land der Erde, in dem aus freiem Bewußtſein ſo viel gebilligt und ſo wenig gemäkelt wird; tritt zeitweilig ein witziger Mann kritiſch und mit Originalitätsanſprüchen dem engliſchen Geiſt entgegen, ſo erweiſt er ſich meiſt als fremdartiger, enterbter Kelte.

Das politiſche Imperium Englands bekunden die Atlanten; das wirtſchaftliche erkennt jeder, der in den Straßen der City die Meſſingſchilder der Haustüren ſtudiert. Was in exotiſchen Ländern an Finanz- und Verkehrsunternehmungen, an Betrieben und Induſtrien geſchaffen wurde, iſt zum großen Teil England tributär. Dies politiſch-wirtſchaftliche Doppelweltreich hat der Heimatinſel im Lauf der letzten Menſchenalter große Reichtümer geſchenkt und einen beiſpiellos umfaſſenden und wohlhabenden Mittelſtand geſchaffen.

Wohlhabenheit, verbunden mit der Kraft der Raſſe, führte zu einem Gleichgewicht des Wollens und Könnens, das uns nur aus fernen Zeiten bekannt iſt. Durch Sport und Landleben iſt der Leib gekräftigt, durch mäßige Arbeit der Geiſt angeregt. Durch Wiſſen nicht allzu beengt, bewegt ſich die Phantaſie in den ruhigen Bahnen einer Praxis, die ſie common sense nennen; Angſt, Sorgen, verwickelte Gedanken und Eifer lehnen ſie ab und laſſen nur, wo es nötig wird, eine gewiſſe Eile und Promptheit der Entſchließung zu. Vielſeitigkeit wird ebenſowenig geübt wie äußerſte Spezialiſierung; jeder wählt ſeinen Lebens- und Intereſſenkreis, ſeinen Verkehr und ſeine Ambition nicht zu eng und nicht zu weit, füllt dieſes ſein Gebiet aus, läßt die umliegenden gelten und ſtrebt weder nach dem Abſoluten noch nach dem Originalen. Selten findet man ſie in Experimenten oder ſchiefen Situationen; einfach deshalb, weil keiner ſich freiwillig auf ein dubioſes Gebiet begibt. Selbſt das Verbrechen iſt eher Beruf und Sport als angſtvolle oder

leidenſchaftliche Zwangestat. Als ein Mittelding von Sport und gewerblicher Beluſtigung gilt ihnen Kunſt, die mit allen zuläſſigen Mitteln, aber ohne Innerlichkeit und Leidenſchaft, mehr verrichtet als geweiht wird. Ähnlich der Gottesdienſt.

Dieſe innere und äußere Verfaſſung erzeugt eminente Politiker, Gubernatoren und Berufsleute. Auch Geſchäftsmänner; aber mit der Einſchränkung, daß ſie nur in klaren und reichlichen Verhältniſſen, bei guten Margen und ruhiger Konkurrenz fortkommen.

Hier liegt die Begrenzung engliſcher Erwerbsfähigkeit. Der Verkehr hat die Produzenten der Welt ſehr nah gerückt; das Tempo des techniſchen Fortſchrittes, der Bemühung, der Erſparnis und der Expanſion wird von den Vorgeſchrittenſten beſtimmt; wer ſich beſinnt oder raſtet, wird überrannt.

Dem techniſchen Fortſchritt ſteht entgegen der Wunſch, eine frohe, gut ſituierte und ſportfreudige Jugend mit lexikographiſcher Spezialkenntnis nicht zu überlaſten; ſteht ferner entgegen die Abneigung gegen experimentelle und nicht nachweisbar gewinnbringende Inveſtitionen.

Das Arbeitquantum des Einzelnen iſt begrenzt durch die Gewohnheit eines erholungsreichen Lebens; die Neigung, über Erſparniſſe nachzuſinnen, liegt nicht im Weſen eines Gentleman. Starke Konzentration und Ausdehnung der Unternehmungen wird nicht angeſtrebt, wo ſie ſich nicht durch die Verhältniſſe aufdrängt; die Tradition erfordert, das Beſtehende zu erhalten und in Ruhe zu entwickeln.

England beginnt zu empfinden, daß es der amerikaniſch-deutſchen Phaſe des Erwerbslebens nicht mehr dieſelbe Präponderanz entgegenträgt, die den größten Teil des neunzehnten Jahrhunderts hindurch herrſchte. Verſchiedene Maßnahmen und Reformen werden beſprochen, aber keine kann die Eigenſchaften der Nation, die nur an den Schwächen ihrer Vorzüge leidet, umgeſtalten. Und

vielleicht ist sie dieser Umgestaltung auf unbestimmte Zeit enthoben: so lange nämlich ihre Aufgabe mehr auf der Seite des Erhaltens als auf des Erwerbens liegt.

FRANKREICH

Dieses Land, so erklärte einer seiner Gelehrten, wurde ehemals von blonden Franken beherrscht, während es jetzt dunklen gallolatinischen Südrassen gehört. Die Verehrung der Tradition und der Gesinnung wurde durch die Revolution vernichtet; seitdem dominieren die bürgerlichen und plebejischen Talente: Advokaten, Journalisten und Entrepreneurs. Das Land meridionalisiert sich, seine Ideale nehmen den Weg vom Glück zum Genuß, von der Ehrfurcht zum Beifall, von der Erkenntnis zur Sensation, vom Geist zum Witz. Große Qualitäten sind noch immer vorhanden: Tapferkeit, Ehrliebe, Ritterlichkeit; aber sie wollen sich nur noch vor Zuschauern sehen lassen.

In diesem Lande entscheidet die allgemeine Meinung, also der Schein. Und da wenig der Sache wegen, viel des Zweckes wegen geschieht, so ist der Schein höchster Zweck. Schon die Menschen Corneilles sprachen beständig von „ma gloire", „ma renommée"; und in der heutigen Literatur bildet neben der Liebe die Geltung fast das einzige Motiv.

Frankreich konnte im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben dem modernen Aufbau sich nicht entziehen, der auf Organisation, somit auf Hierarchie und Beamtentum beruht. Aber der Franzose ist Beamter wider Willen; er mag nicht für ein Anderes einstehen und wirken, sondern nur für sich selbst. Weder Lehre noch Arbeit beglückt ihn an sich; sie sind ihm Mittel zum Zweck. Deshalb lernt er am liebsten Formelhaftes, also Prüfbares, und arbeitet am liebsten in sich Geschlossenes, das sich präsentieren läßt. Die anonyme Tagesarbeit des Angestellten wird gern verkürzt; sie beginnt mit

der Erinnerung an den vergangenen Abend und verläuft in Erwartung des kommenden. Fährt man in Frankreich über eine der altmodiſch konſtruierten Eiſenbahnbrücken, ſo erſtaunt man, daß wirklich ein franzöſiſcher Bureauingenieur ſich die langweilige Arbeit gemacht hat, Spannungen und Querſchnitte durchzurechnen; und geht man der Sache nach, ſo erfährt man denn oft genug, daß es ein Schweizer war.

Da nun Bedürfniſſe und Aufwand dieſe Menſchen ſehr beſchäftigen, ſo wird die Karriere eine bedeutende Frage, an der auch die Frauen teilnehmen. Und ſo prüft ſich jeder beſtändig, ob er nicht eigentlich größerer Beachtung, höherer Bezahlung und beträchtlicheren Einfluſſes würdig wäre, findet ſich vielfach zurückgeſetzt, gibt der Intrige ſchuld und ſucht Abhilfe durch Protektion.

Wo die öffentliche Meinung und der Wunſch, zur Geltung zu kommen, herrſcht, da wird geredet. Selbſt in Sitzungen nachdenklicher Geſchäftsleute, die nicht erwarten, einander über ihre Intereſſen belehren zu können, liebt man das eigene Wort; und bei internen Beratungen rollen die Tiraden „la grandeur de la nation“ und „le développement de l'industrie“. Wo aber viel geredet wird, da bekommt man wenig Auskunft. „On réfléchira sérieusement“; „études approfondies“; „examiner de très près“: Das ſind die Antworten von Leuten, die ſich nicht entſchließen können. Manchmal gelingt es dann dem Fragenden, einen unſcheinbaren Mann zu finden, der etwas abſeits in der Verwaltung ſitzt und beſcheiden, in ſchlechtem Franzöſiſch (denn er iſt aus dem Elſaß oder aus Frankfurt am Main), einen klaren Beſcheid gibt: Ja oder Nein.

Nüchtern und geſchäftig iſt der kleinere Gewerbetreibende. Auch ihm iſt das Geſchäft nur Mittel; es ſoll dem Vierzigjährigen die Rente ſchaffen, mit der er materiell behaglich lebt, ſeinen Sohn zum Beruf, ſeine Tochter in garnierter Jungfräulichkeit zur Heirat präpariert. Aber bis zur Ruhezeit leiht er dem Geſchäft ſeine

ganze Kraft, ein überlebender mittelalterlicher Handwerker und Kommerzant, dem die hundertjährige Tradition und Lehre nicht durch Heimatkriege zerriſſen wurde. Freilich iſt er im Zeitenlauf gealtert; ſeine Arbeitskraft reicht für ein ganzes Menſchenleben nicht mehr aus, und ſeine karge Nachkommenſchaft kann die Bevölkerung des Landes nicht vermehren.

In den Händen dieſes Bourgeois liegt die Verwaltung des großen franzöſiſchen Nationalvermögens, das, gleichaltrig mit dem Stande des Beſitzers, in faſt ungeſtörtem Zuwachs gewuchert hat. In fruchtbarem Kulturland und Weinbergen, in Bauten, Kanälen, Bahnen und Kolonialwerken liegt es erſtarrt, in Metallen, Rentenanſprüchen und Verſchreibungen ruht es flüſſig in den Banken. Aber der Eigentümer, gewinnſüchtig als Geſchäftsmann, geizig als Rentner, wagt nicht, ſein liquides Vermögen zu beleben; er begnügt ſich lieber mit kleinſten Erträgen, als daß er Unternehmungen fördert, die Reichtümer verſprechen. Nicht mit Unrecht; denn ſo oft der franzöſiſche Sparer durch landesüblich pomphafte Verſprechungen ſich bewegen ließ, den Beutel zu öffnen, wurde er ſchmählich betrogen und verlor, was er hatte. Und ſo iſt unter der Decke der nationalen Phraſe die Handlung ein aufrichtiges Zeugnis des unausgeſprochenen Bewußtſeins: Mißtrauen dem Finanzmann, Mißtrauen dem Unternehmer, Mißtrauen dem Beamten. Robert Macaire geht um.

Frankreichs wirtſchaftliche Bedeutung liegt in ſeinem liquiden, aber trägen Reichtum und wird ſolange beſtehen, als ihn das tätigere Kapital der übrigen Wirtſchaftsländer nicht ebenſo überflügelt, wie die perſönlichen Vermögen der franzöſiſchen Reichen von den Dollarmächten überflügelt worden ſind. Die Bedeutung der franzöſiſchen Induſtrie und Unternehmung, die noch zur Zeit von Eugeniens großer Weltausſtellung den erſten Platz des Kontinentes behauptete, erlahmt aus Mangel an Menſchen und an

Vertrauen. Frankreich ſpielt in der Weltwirtſchaft die Rolle des verdroſſenen, vorurteilsvollen Rentners, der in der Fremde ſich nicht zurecht findet, in der Heimat ſich nicht wohlfühlt. Und wenn er durch das Fenſter ſeiner Grenzen den Völkerkeſſel Deutſchlands erblickt, der unter einem Druck von ſechzig Millionen Menſchen zittert, ſo fragt er ſich ſorgenvoll, ob bei der Verdoppelung durch zwei Generationen das weſtliche Vakuum noch genügend geſchützt ſei.

VEREINIGTE STAATEN

Wer zum erſtenmal mit Amerikanern ſich unterhält, bekommt leicht den Eindruck von außergewöhnlichen Menſchen. Eine klare Sachlichkeit tritt ihm entgegen, ein abgewogenes und doch kühnes Urteil, ein ſelbſtverſtändliches Bewußtſein der eigenen Meinung und Perſon und eine überraſchende Sicherheit und Objektivität in Dem, was ſie wollen. Die Gedanken tragen ein lebhaft bildliches Kleid, denn die Sprache iſt in ſchöpferiſcher Bewegung; die Ausdrucksweiſe liebt eine gewiſſe Souveränität, mit der ſie das Ungewöhnliche in faßliche Grenzen verweiſt und extreme Meinungen durch praktiſche Vorſchläge verkörpert und bekräftigt. Auch bei Frauen, ſelbſt bei Kindern findet man den freigearteten Ton ſicherer Entſchiedenheit, der Phraſe und Unklarheit, Ängſtlichkeit und Reſerve, Sentimentalität und Kritikluſt erblaſſen macht.

Gewöhnt man ſich an amerikaniſches Weſen, ſo erkennt man die Uniformität dieſer ſchönen Eigenheiten. Denn die Homogenität des Landes iſt groß; man ſagt, weil die raſſebildende Kraft der Luft und des Bodens mit unglaublicher Energie die zuwandernden Völkerpartikel zur Einheit verſchmilzt. Dieſe Einheit iſt nicht in gleichem Maße wie die engliſche eine Identität der Intereſſen und Gewohnheiten, wohl aber des Phyſikums und des Intellektes, der Ideen und der Sprache. So haben es die Amerikaner leicht:

in jedem von ihnen denkt und ſpricht der univerſale Geiſt des Landes, und dem Fremden erſcheint der Mangel an Individualität als Stärke des Einzelnen. Er iſt es, ſofern die Betrachtung die Geſamtheit einer Bevölkerung, nicht das Individuum als Einheit ſich wählt.

Tritt man dieſem Geiſt näher, ſo erkennt man: er iſt natürlich und geſund, aber ſeelenlos. In dieſem Lande gibt es kein großes Glück und keinen großen Schmerz, wenig Leidenſchaft, keine Sehnſucht, keine Phantaſie und keine Tranſzendenz. In dieſen Menſchen iſt etwas Knabenhaftes. Ohne ſtarke Sinnenfreude iſt all ihr Denken auf das Materielle gerichtet; die Tatſache beherrſcht das Land, und ihre Übertreibung: die Senſation. Rein materiellen Menſchen erſcheint dies Denken und Tun manchmal phantaſtiſch. Das iſt es nur in der handgreiflichſten Richtung, im Kultus der Dimenſion. Quantität und Dimenſion iſt den Amerikanern das Wichtigſte, wie bei uns den Kindern; der Superlativ iſt ihr Inbegriff. „The biggest boat in the world", „the highest tree", „the quickest train", „the most expensive picture": Das ſind ihnen Dinge, die keiner Interpretation bedürfen. Faſt alle ihre Schriftſteller verehren materielle Daten und Quantitäten, und ſelbſt die Religion nähert ſich den materiellen Formen des Geſchäfts- oder Sanitätsbetriebes.

So iſt der Verſtand der Yankees klar und konſequent, aber banal. So wenig wie Individualität, kennen ſie eine Perſönlichkeit der Denkform. Auch ihre größten und kühnſten Unternehmungen und Transaktionen, wie die meiſten ihrer Erfindungen und Konſtruktionen, beruhen auf herkömmlichen Rezepten. Allen Schwierigkeiten gehen ſie aus dem Weg; kommt eine Fabrik techniſch in Rückſtand, ſo läßt man ſie zugrunde gehen, arbeitet ſie eine Weile mit Schaden, ſo ſetzt man ſie außer Betrieb. Auch Zuſammenhänge, Kenntniſſe und Naturgeſetze, wenn ſie dem Geiſt

zu kompliziert werden, läßt man beiſeite. Deshalb, und weil die demütige Tätigkeit des Lernens den Amerikanern nicht zuſagt, iſt der Bildungsſtand, mit wenigen Ausnahmen, gering.

Seltſam kontraſtierend mit der Anbetung des Fakts, nicht auf Unwahrhaftigkeit, ſondern auf Größenfreude beruhend, iſt eine Neigung zum Übertreiben. Wer, aus der poſitiven Mitteilungsweiſe folgernd, alle Angaben der Amerikaner ernſt nimmt, gerät leicht in Irrtum.

Man hat Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt; eine Bezeichnung, die zutrifft, wenn man den Erdteil mit Blicken betrachtet, die auf das Handgreifliche gerichtet ſind. In Wahrheit iſt in dieſem Land, ſolange die Raſſe ſich gleichbleibt, alles Wichtige unmöglich: unmöglich iſt eine amerikaniſche Kultur, unmöglich eine amerikaniſche Geiſteshegemonie, unmöglich eine amerikaniſche Philoſophie, Wiſſenſchaft, Kunſt oder Religion, unmöglich ſelbſt eine amerikaniſche Geſchichte. Möglich iſt lediglich Erwerb, Technik und Politik; dieſe drei in großen, ſelbſt größten Dimenſionen, aber ohne Individualität des Gedankens.

Die großen Erfolge Amerikas auf dem Gebiet des Erwerbes beruhen weder auf der Stärke der Bildung noch des Fleißes noch der Disziplin. Dennoch ſind ſie zum großen Teil Verkörperungen ideeller Werte von hoher Bedeutung. Jeder Amerikaner iſt ein geborener Unternehmer. Er fürchtet Verantwortung nicht, ſondern ſucht ſie auf; er ſtrebt nicht nach Univerſalität, ſondern nach Spezialiſierung; er ruht nicht, bis er ein für ihn geeignetes Projekt gefunden hat, hängt ihm an mit Konſequenz, Rückſichtloſigkeit, faſt mit Leidenſchaft; er handelt entſchloſſen, kühn, kraftvoll und optimiſtiſch. Unternehmer iſt er als Stiefelputzer und als Arbeiter, als Kellner, Paſtor, Arzt oder Künſtler. Er dient nie und will ſein eigenes Schickſal führen. Bricht er nieder, ſo iſt er weder erſtaunt noch entmutigt: er beginnt von neuem. Auch fürchtet er weder

Niederbruch noch Ruin; und dieſer Mut (der freilich tauſende Exiſtenzen vernichtet), trägt Früchte, die kein zweites Land kennt. Spezialkonſtruktionen wie die Setzmaſchine, die regiſtrierende Kaſſe, die Schreibmaſchine, die ein Menſchenleben zur Ausarbeitung erforderten, konnten nur in einem Lande gelingen, wo Menſchen jahrzehntelang ihr Alles auf eine Karte ſetzen. Dieſer Mut, dem es denn auch oft gelingt, gleichgeſinnte Partner zu erwärmen, ſchafft, gleichſam auf dem Wege des Experimentes, große Unternehmungen und Kombinationen, die, wenn ſie mißlingen, keine Verzweifelten hinterlaſſen, wenn ſie glücken, das Wirtſchaftsleben gewaltig fördern. Man kann ſagen, daß in den Vereinigten Staaten jede ökonomiſche Idee Anhänger, und jede Vereinigung Kapital findet.

Und das Land rechtfertigt dieſen Optimismus. Auf abgeſondertem Erdteil, gegen feindliche Rivalität geſchützt, birgt es in ſeinen Flanken jede Materie und Kraft, deren der Haushalt der heutigen Welt bedarf. Und dieſe Schätze, unter gemäßigtem Himmelsſtrich, in unerſchöpflicher Fülle angeſtaut, ſind leicht zu heben, fließen auf natürlichen und künſtlichen Straßen ohne Reibungsverluſt in die Rieſenſtädte, ihre Behälter, wo man ſie ſammelt, zubereitet und verwandelt, und erreichen den Weltmarkt ſo mühelos und wohlfeil, daß Sorgloſigkeit, Verſchwendung und Zwiſchengewinn ſie nicht hindern können, die Waren anderer Länder zurückzudrängen. Daher iſt Amerika das Land der großen Margen und der Wirtſchaft aus dem Vollen; der Sparſamkeit bedarf es bei ſo reichen Quellen nicht, und von dem, was Amerika vergeudet, könnte Deutſchland leben.

Deshalb erträgt Amerika viel höhere Löhne, Gehälter und Gewinne als die alten Länder, und während die erhöhte Lebensführung einen intelligenten und gutgelaunten Mittelſtand ſchafft, wird das Land, das nicht die Not des Sparens kennt, der größte Kon-

ſument der Erde. Hierdurch aber beſſern ſich abermals die Bedingungen der Produktion; denn Amerika kann ſeine Erzeugungsmethoden aufs äußerſte ſpezialiſieren und durch Maſſenherſtellung verbilligen, während die übrigen Länder ihre Werkſtätten mit verſchiedenartigen, oft disparaten Fabrikaten füllen müſſen, um den notwendigen Umſatz zu erreichen.

Die Spezialiſierung der Produktion geſtattet die höchſte Ausnutzung der menſchlichen Arbeitskraft; ſie geſtattet aber auch die umfangreichſten Einrichtungen zur Arbeiterſparnis. Und hierin ſind die Amerikaner unermüdlich; der hochbezahlte und zum Gentleman entwickelte Arbeiter verrichtet nicht ſtumm und ſtumpf ſein mechaniſches Tagewerk, ſondern ſinnt nach, die ihm anvertraute Maſchine zu verbeſſern, und erreicht es oft, ſeinen eigenen Handlangerdienſt als Erfinder überflüſſig zu machen.

So ſchließt ſich der Kreis der Wechſelwirkung zwiſchen den Kräften des Landes und den Eigenſchaften ſeiner Bewohner: der Reichtum des Bodens und der Tiefe, die Müheloſigkeit ſeiner Gewinnung richtet den Geiſt der Menſchen auf materielle Produktion und rechtfertigt jedes kühne und verſtändige Unternehmen. Kühnheit und Optimismus der Menſchen ſchafft täglich neue Gewinnquellen, und der Gewinn wird durch keine innere Reibung, Enge der Bedingungen und erzwungene Sparſamkeit beeinträchtigt. Dieſe Freiheit geſtattet günſtige Lebensbedingungen und fördert durch dieſe die Intelligenz; ſie macht zugleich das Land konſumfähig und befruchtet damit die Gütererzeugung aufs neue.

Daß in dieſem elektrodynamiſch ſich ſteigernden Kreislauf nicht menſchliche, ſondern phyſiſche Qualitäten das urſprüngliche Agens bedeuten, beſtätigt ſich, wenn man betrachtet, wie alle Volkstypen in Amerika zur erfolgreichen Tätigkeit ſich entwickeln, während die Amerikaner außerhalb ihres Landes, in den engeren Verhältniſſen Europas, nichts mit ſich anzufangen wiſſen. In ihrem Lande

ſelbſt ſind ſie auserſehen, die reichſten und mächtigſten Unternehmer der Welt zu werden. Hätten ſie nicht die Gewohnheit, alle paar Jahre einmal durch mutwillige Kriſen ihr Gebäude gleich Kindern zu zertrümmern, ſo wäre das, was man die amerikaniſche Gefahr nennt, ſchon jetzt, nach kaum einem Menſchenalter amerikaniſcher Evolution, den alten Völkern empfindlich fühlbar. Die amerikaniſche Suprematie der Wirtſchaft, beſiegelt durch den welthiſtoriſchen Akt der Geſetzgebung Mac Kinleys, beſteht, und kann nur von Unkundigen bezweifelt werden. Wie weit ſie für die europäiſchen Nationen eine Gefahr bedeuten wird, hängt davon ab, ob dieſe Nationen gezwungen ſein werden, für alle Zeit die wirtſchaftliche Entwickelung als Maß der Volkskräfte gelten zu laſſen.

DEUTSCHLAND

Die Grenzen zu lang und ohne natürlichen Schutz, von rivaliſierenden Völkern umgeben und eingebuchtet, ein kurzer Strand, die Bodenſchätze im Norden mäßig, im Süden null, die Scholle von mittlerer Fruchtbarkeit, die wirtſchaftliche Entwickelung alle hundert Jahre durch Kriege und Invaſionen zertreten: ſo bildet Deutſchland den rechten Gegenſatz zu Amerikas glücklichem Phyſikum. Nicht dieſen Qualitäten verdanken wir es, daß Deutſchland heute um den zweiten Preis der Weltwirtſchaft ringen darf, ſondern dem Geiſt: ethiſchen Werten.

Das Erbteil der germaniſchen Stämme iſt Individualität, Idealismus, Tranſzendenz, Treue und Mut. Die ſlaviſche Miſchung brachte Gehorſam, Disziplin und Geduld. Der jüdiſche Einſchlag gab eine Färbung von Skeptizismus, Geſchäftigkeit und Unternehmungsluſt.

Der Deutſche lernt um der Erkenntnis willen. Bis in die Tiefen des Volkes hinein herrſcht der Drang, zu lernen, zu leſen, ſich zu bilden. Die deutſchen Schulen, trotz großen Unvollkommenheiten,

die Hochſchulen und Univerſitäten in vollkommenerer Wirkſamkeit, entlaſſen Adepten mit einer Wiſſensmenge, die faſt zu ſchwer für junge Schultern iſt; ſo daß man ſich fragen mag, ob nicht in den Räumen des Gehirns die Bibliothek den Fechtſaal einengt und ſo Urteil und Entſchließung verkümmert. Der Hang zum Individualismus aber fügt es, daß jeder Gelehrte ſich auch als Forſcher verantwortlich fühlt und ein Gebiet ſeiner Wahl, ob groß oder klein, mit Treue bearbeitet und verwaltet. Hierauf beruht die deutſche Wiſſenſchaft und Technik, die nicht wie ein fremder Geiſt über dem Volke ſchwebt, ſondern kräftig ſeine Lebensfunktionen durchdringt. Kaum der kleinſte induſtrielle Betrieb arbeitet ohne einen wiſſenſchaftlich geſchulten Techniker. Faſt möchte man ſagen: Wo ein Schwungrad ſich dreht und eine Retorte kocht, da ſteht ein Ingenieur oder Chemiker daneben; und ſeltſam, wenn dieſer Mann in ſeinen Mußeſtunden nicht über das Problem ſeines Tagewerkes ſich Gedanken macht.

Der Deutſche arbeitet um der Sache willen. Einerlei, ob es ſeine oder die Sache eines anderen iſt: hat er ſich ihr vermählt, ſo dient er ihr; nicht des Lohnes und der Anerkennung wegen, ſondern aus Hingebung und Liebe. Gewiſſenhaft und beſcheiden fügt er ſich gern der Organiſation und Disziplin. Er will befehlend gehorchen. Hierauf beruht unſer Beamtenſtand.

Wiſſenſchaft als Technik und Beamtentum als Element der Organiſation haben unſer neueres Wirtſchaftsleben geſchaffen. Es gibt heute kein Land, das ſo wiſſenſchaftlich, ſo ſtraff organiſiert, ſo forſchungsluſtig und ſo ſparſam ſeine Produktion betreibt wie Deutſchland. Bewundernswert iſt dieſe Sparſamkeit; ohne ſie könnten die kargen Rohſtoffe des Landes die Herde der Induſtrie nicht erwärmen. Außer Aſche und Rauch gehen wenige Produkte in Deutſchland verloren, und es iſt vielleicht hart, aber nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß wir von Rückſtänden leben.

Da, wo ein kühnes und gesundes Unternehmertum die Führung übernahm, sind aus den Elementen Technik und Organisation Erwerbskomplexe erwachsen, die fast über das Maß unserer wirtschaftlichen Berechtigung hinausragen. Denn unser Wohlstand, obgleich er sich in zwei Jahrzehnten verdoppelt haben mag, ist jung und nicht also gefestigt, daß wir, wie England zuvor, als Unternehmer für die Welt uns auftun dürfen. So ist denn Deutschland im Aufschwung seiner Kohlen- und Eisenindustrie, seines Maschinenbaues, seiner Schiffahrt, Chemie und Elektrizität bis an die Grenzen seiner Mittel vorgedrungen und befindet sich heute in der etwas unbequemen Lage eines Landwirtes, der in sein prosperierendes Gut für Meliorationen mehr als den Ertrag seines Jahres hineingesteckt hat.

Daß ein Unternehmertum in Deutschland sich gebildet hat, zumal ein so mächtiges, wie unsere Finanzorganisationen und industriellen Komplexe es aufweisen, ist seltsam genug. Zum Teil hat Konkurrenz und Vorbild des Auslandes hierzu beigetragen, zum Teil der mit dem Wohlstand steigende Wagemut. Daneben ist ein fremder Einfluß in dieser Richtung zu spüren, die der Genügsamkeit und Zurückhaltung des Deutschen wenig zusagt: der Einfluß des Judentums. Diese Emanation eines an sich vielleicht einseitigen und übermäßigen Geschäftsdranges dürfte in der angedeuteten Wirkung kaum zu tadeln sein, denn sie kompensiert eine Schwäche unseres Volkscharakters, die vielleicht aus Zeiten der Leibeigenschaft, der Armut und Bedrückung herrührt. Gemeint ist eine gewisse Kleinlichkeit, die zwar wohltätig wirken kann, wenn sie sich im Sinn der Sparsamkeit äußert, die aber, wenn sie sich zur häßlichen Eigenschaft des Neides verdichtet, manches gute und große Werk zerstören kann.

Beruht die Entwickelung unserer deutschen Wirtschaft auf ethischen, nicht auf physischen Qualitäten, auf dem Wesen der Men-

ſchen, nicht des Landes, ſo ſcheint hier ein altes und großes Verhängnis zum Guten gewendet. Der tranſzendente und individualiſtiſche Sinn der Deutſchen, der ſich vorzeiten in inneren Kämpfen, Religionszwiſt und fruchtloſer Spekulation aufrieb, hat in den wiſſenſchaftlichen, organiſatoriſchen und kampfgerechten Aufgaben des Wirtſchaftslebens ein Gebiet gefunden, das ihn zu einem Wert von hoher Realität erhebt. So iſt aus der einſtigen Schwäche eine Stärke erwachſen, die auch bei uns, in einem mäßig begüterten Lande, dem politiſchen Imperium ein wirtſchaftliches an die Seite ſtellt.

1907.

ENGLANDS INDUSTRIE

Die engliſche Großinduſtrie iſt die älteſte der Erde. Bis in das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat ſie die Führung und Meiſterſchaft der Welt innegehabt und behauptet. Wer in Deutſchland, Frankreich oder Amerika eine Induſtrie begründen wollte, mußte ſich Vorbilder, Werkzeuge, Maſchinen und Organiſation von England leihen. Eine engliſche Spezialmaſchine zu kaufen, war ein induſtrieller Gedanke von ſolcher Seltenheit und Ergiebigkeit, daß oftmals drei Generationen Exiſtenz und Wohlſtand dieſem ſimpel ſcheinenden Entſchluß verdankten. Man erzählt, daß die Maſchinenfabrik, die dem preußiſchen Staat alle Lokomotiven lieferte, jahrelang dasſelbe engliſche Modell kopierte und ſich nicht entſchließen konnte, das veraltete zu erſetzen, bevor nicht die beabſichtigte Zahl von Abzügen hergeſtellt war.

Die Urſachen für Englands hundertjährige Hegemonie waren begründet in dem Wohlſtand des Landes, in der Größe des Eigenkonſums, in der Mächtigkeit der Bodenſchätze, in der Intelligenz der Bewohner und in der Leichtigkeit des auswärtigen Abſatzes, die der Bedeutung des Kolonialreiches entſprach.

Die induſtrielle Kraft Großbritanniens iſt in ſich ſeitdem nicht gemindert; ihr Wachstum dauert an. Aber der abſolute Fortſchritt iſt ein relativer Rückgang im Vergleich zu dem beiſpielloſen Aufſchwung der Vereinigten Staaten und Deutſchlands, ja, ſelbſt im

Vergleich zu der ruhigeren Entwickelung der übrigen kontinentalen Länder. Die Urſachen dieſer Verſchiebung ſcheinen in folgendem begründet.

Zunächſt iſt der Vorſprung Englands im allgemeinen Wohlſtand kein ſo inkommenſurabler mehr wie früher, als kontinentale Kriege periodiſch die Erſparniſſe der Völker verzehrten. Auch die Bewohner des Kontinentes, mehr noch aber Amerikas, ſind heute konſumfähige Menſchen, gewöhnt an Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten, verwöhnt in Luxus und Qualitäten. Daneben iſt das angeſammelte Vermögen unternehmend geworden. Man wartet nicht mehr auf engliſches Kapital, um Häfen und Bahnen, Waſſerwerke und Gasanſtalten im eigenen Lande zu bauen, ſondern man finanziert ſolche Unternehmungen ſelbſt, oft in fernſten Ländern. Der Unternehmer aber iſt der Pfadfinder und Beſchützer des Induſtriellen, denn einheimiſches Geld geht nicht in die Fremde, um ſich in ausländiſche Ware zu verwandeln.

Rapid mit fortſchreitendem Wohlſtand und Konſum, Schritt vor Schritt mit den Forſchungen und Entdeckungen der Wiſſenſchaft entwickelte ſich die Technik. Nach wenigen Jahrzehnten ſchon beruhte ſie nicht mehr auf einer beſchränkten Zahl von Grunderfindungen und Grundphänomenen. Bald verzweigte ſich der Stamm ſo vielfach und ſo dicht, daß nur äußerſte Spezialiſierung der Disziplinen, vereinigt mit umfaſſender Überſicht über den geſamten Wiſſensorganismus, erfolgreich an der Weiterbildung arbeiten durfte. Die wiſſenſchaftlich-techniſche Schulung wurde zu einem Lebensgebiet, das umfaſſende Inſtitutionen und Gelehrſamkeitsapparate erfordert, denen der ſtarke, aber gern aufs Unmittelbare gerichtete Verſtand des engliſchen Volkes abhold blieb.

Überhaupt begannen bei den Briten die Fehler ihrer Tugenden, bei den Kontinentalen die Tugenden ihrer Fehler in die Entwickelung des induſtriellen Prozeſſes einzugreifen. Der Eng-

länder, wohlhabend, gesund und muskelfroh, liebt die Arbeit, aber er opfert sich ihr nicht. Er verlangt freie Wochentage, freie Tagesstunden, Landleben und Sport. Der Deutsche liebt seine Arbeit über alles, ist unersättlich im Wissen, und wo die Liebe nachläßt, da steht unerbittlich die Gewissenhaftigkeit und verdoppelt seine Pflicht. Auch ist er anspruchslos, insofern er vom materiellen Leben eigentlich nur Getränk verlangt. Alte Kultur, ruhmvolle Tradition und Gewöhnung weist den Engländer zum Konservativismus und warnt ihn vor Abenteuern und Versuchen im täglichen Leben. Den Amerikaner dagegen begeistert das Risiko; er stürzt sich in jedes neue Wagnis, in dem Bewußtsein, daß auf hundert Opfer ein Erfolg entfällt, der tausendfach entschädigt. Selbst die besonnenere deutsche Industrie ist heute schnell entschlossen, Neuerungen einzuführen, wenn Rechnung und Wahrscheinlichkeit sie befürworten, ohne die mathematische Sicherheit abzuwarten, die erst sich meldet, wenn es zu spät ist. Ja, so weit ist man bereits yankisiert, daß Zahlen nicht mehr schrecken; Aktienwesen und eine freiere Auffassung des Bankgebahrens haben hier im extensiven Sinn gewirkt. Der Engländer aber ist konservativ, ist nicht durch Armut genötigt, sich auf gefährliche Wagnisse einzulassen, und da er gern im eigenen Geschäft, mit eigenem Geld arbeitet, fragt er vor jeder Neuerung so lange: „Will it pay?", bis sein Betrieb veraltet ist.

Eine schwere Belastung der englischen Industrie sind endlich die Gewerkvereine. Der englische Arbeiter träumt nicht von Zukunftsgesellschaft und internationaler Herrlichkeit, sondern lediglich von der Verbesserung seiner Lebensbedingungen. Und er hat es vermocht, diesen Träumen solche Nachwirkung zu geben, daß heute der Fabrikant sein willenloses Werkzeug geworden ist. Die Gewerkschaft schreibt ihm vor, wie viele und welche Arbeiter er zu beschäftigen hat; welche Tagelöhne er zahlt; welche Stücke er in

Akkord vergeben darf, und welche Akkordſätze gelten. Sie genehmigt oder verbietet die Aufſtellung arbeitſparender Maſchinen, die Ausdehnung, Spezialiſierung und Erweiterung des Betriebes. Vielleicht wären auch die deutſchen Sozialiſten mit ſolcher Machtbefugnis nicht unzufrieden; ſie werden Dergleichen aber ſchwerlich gewinnen, ſo lange ſie nach ſcheinbar Höherem ſtreben, nämlich nach impoſanten Wahlziffern und dem Schatten politiſchen Einfluſſes. Denn ebenſolange werden ſie gezwungen ſein, plauſible, populäre und generelle Verſprechungen ohne Fälligkeitstermin auszuſchreiben, während nur ein pragmatiſches Programm die innere Stärke verdichten könnte, — freilich auf Koſten der äußeren Breite.

So wäre denn Der in einer ſeltſamen Lage, der heute in England eine neue Induſtrie begründen ſollte. Rohmaterialien und Transportmittel findet er in ausreichender Menge. Beim Techniker beginnt die Schwierigkeit. Deutſche Schulung, Gelehrſamkeit und Praxis iſt nicht zu haben. Was zu haben iſt, koſtet ſo viel wie unſere beſte Qualität. Der Kaufmann arbeitet um den fünften Teil kürzer und koſtet um ein Drittel mehr als in Deutſchland. Er iſt tüchtig, aber er ſchafft nur, was normal und in landläufiger Praxis zu erledigen iſt. Kompliziertes und Anormales bezeichnet er als unmöglich und läßt es heiter und ohne Bedauern liegen. Zweifellos freut er ſich, wenn das Geſchäft gut geht; doch ſieht er den Mißerfolg als eine nicht weiter diskutable Privatangelegenheit des Chefs an. Die hier erwähnten Eigenſchaften bedeuten übrigens keineswegs Indolenz; ſie entſprechen der Tatſache, daß das reine Handelsgeſchäft noch immer in England das Normale bleibt, und daß dieſes große und ganz in traditionellen Bahnen bearbeitete Erwerbsgebiet jeden, der ſich ihm mit regulären Fähigkeiten widmet, ohne Schwierigkeit ernährt. Von dem, was der Induſtrielle auf dem Arbeitsmarkt zu erwarten hat, war bereits

die Rede; ſo braucht nur noch erwähnt zu werden, daß die Generalkoſten jedes Geſchäftes exorbitant ſind und daß der Board of Directors und der Manager in vielen Fällen Das konſumieren, was von der Ertragskraft des Unternehmens übrig bleibt.

□ □ □

Dieſen Erwägungen entſprechende Tatſachen beobachtet jeder, der England heute induſtriell betrachtet. An muſtergültigen Anlagen erfreut man ſich ſelten. Auch die gewaltigen Komplexe, wie ſie heute die deutſche und amerikaniſche Technik aus Elementarinduſtrien vereinigt, um die Erzeugung des Endproduktes aus ſeinen Urbeſtandteilen unter einer Obhut zuſammenzuhalten, wird man vergebens ſuchen. Die Textilinduſtrie iſt noch immer vorbildlich, aber mehr aus merkantilen als aus induſtriellen Urſachen. Die gewaltige Kohlenförderung geſchieht mit primitiven Einrichtungen, die Metalltechnik iſt der amerikaniſchen und deutſchen nicht ebenbürtig, obwohl ihre wirtſchaftlichen Vorausſetzungen nicht übertroffen werden können. Die chemiſche Induſtrie iſt von der unſeren weit überflügelt, weil die engliſche Wiſſenſchaft nicht die Kraft hat, die enorm verzweigten Quellen dieſer ſchwarzen Kunſt in den Strom der Technik zu leiten, und weil das Gewerbe die Gelehrtenarmee nicht aufzutreiben vermag, die ſich jährlich aus unſeren Hochſchulen rekrutiert. Ähnlich häufen ſich die Schwierigkeiten in der Elektrotechnik.

Als dieſe Disziplin, um deren wiſſenſchaftliche Grundlagen engliſche Gelehrte ſich unſterbliches Verdienſt erworben haben, begann, eine Induſtrie zu werden, lag ſie in den Händen von abenteuernden Empirikern, die durch unwiſſendes Taſten der Wiſſenſchaft kühnlich vorgriffen. So lange hielt England faſt mit Amerika Schritt. Dann wurde die Praxis zur vielwiſſenden, rechnenden Technik: und England mußte aus Mangel an geeigneten Kräften

die konſtruktive Führung abtreten, obwohl hervorragende Spezialiſten die Forſchung vertiefen halfen. Bald waren die wichtigſten Fabriken Eigentum ausländiſcher Kapitalien oder Perſonen; aber die vorhin geſchilderten Schwierigkeiten engliſcher Fabrikation hinderten die internationale Expanſion. Die Induſtrie blieb auf die Heimat beſchränkt. Hier fand ſie freilich für Beleuchtung und Bahnen einen unvergleichlichen Konſum; aber ſie mußte ihn mit ausländiſchen Eindringlingen teilen und mühte ſich im Wichtigſten, im Kraftübertragungsweſen, über ein Jahrzehnt lang gegen den ſtarren Konſervatismus der engliſchen Induſtriellen. Ein ſchnell erblühtes Unternehmergeſchäft mußte dieſelben verdrießlichen Erfahrungen machen wie bei uns, weil die maſſenhaft entſtandenen Unternehmungen mit der Rendite zögerten, und konnte doch wiederum nicht im ſelben Maß ſich mit der Induſtrie wechſelſeitig befruchten, weil dieſe in ſich nicht die genügende Reife beſaß. Eine eigenartig engliſche Kalamität trat ſchließlich hinzu, um den geplagten Fabrikanten das Leben unleidlich zu machen. Der engliſche Realismus war ſich ſtets ſeiner Grenzen bewußt und ſtets bereit, auf alle Erkenntnis jenſeits dieſer Grenzen zu verzichten. So hatte er bald die Schwierigkeit der elektrotechniſchen Wahrheiten und ihrer Anwendung für ſeine perſönlichen Zwecke erkannt; und feſt entſchloſſen, ſich mit den Begriffen von Volt und Ampère, von Ein-, Zwei- und Drei-Phaſenſtrom nicht zu befaſſen, tat er dasſelbe, was deutſche Familien tun, wenn ſie ſich ein neues Eßzimmer wünſchen und an ihrem Geſchmack zweifeln: er ſchuf ſich einen Mittelsmann, der die Einrichtung zu beſorgen hatte, und nannte ihn Consulting Engineer. Dieſe Fachleute (heute finden wir einige hervorragend tüchtige unter ihnen) ſind doppelt unbequem: erſtens ſchmälern ſie den Warengewinn, um ihre nach kontinentalen Begriffen ungeheuren Honorare dem Beſteller wiederzugewinnen; dann verlangen ſie beſtändig, kraft techniſcher Auto-

rität, Maſchinen und Apparate, die es nicht gibt. Will der Fabrikant ihnen zur Zufriedenheit dienen, ſo muß er fort und fort neue Typen ſchaffen, ſozuſagen auf Maß arbeiten, alſo gegen den elementarſten Grundſatz der Großinduſtrie verſtoßen.

□ □ □

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Engländer ſich über die Poſition ihrer Induſtrie im internationalen Rennen klar ſind. Der Groll gegen Deutſchland hat ſeinen Urgrund in der Rivalität der Werkſtatt und des Arſenals.

Die Vorausſetzungen des induſtriellen Rückganges ſind zu ernſt und liegen zu tief, als daß ſie jemals ausgeglichen werden könnten, ſolange Induſtrie mit den heutigen geiſtigen und wirtſchaftlichen Mitteln betrieben wird. So hat man es denn, in Erwartung größerer, bisher mit kleineren Mitteln verſucht.

Zuerſt kam das Made in Germany. Wie man weiß, ein Fehler; denn dieſer Apothekertotenkopf wurde zur Ehrenmarke und die engliſchen Kolonien lernten zum erſtenmal ihre Lieferanten kennen.

Dann erfand man eine Art von ideellem Schutzzoll. Man erweckte auf wirtſchaftlichem Gebiet das „National feeling“ und erreichte, daß das engliſche Publikum heute für einheimiſche Waren ungefähr dieſelbe Vorliebe hegt, wie das deutſche Publikum für ausländiſche ſie immer gehegt hat. Staat und Gemeinden ſchützen dieſe Empfindung und haben ſich gewöhnt, bei Submiſſionen die billigere ausländiſche Offerte zugunſten der teureren engliſchen zu verwerfen. Hieraus mag, in Parentheſe, man entnehmen, welches Intereſſe die Induſtrie Englands daran hat, politiſche Zwiſchenfälle mit Deutſchland hervorzuheben und in ſo und ſo vielen Pounds, Shillings und Pence wirtſchaftlichen Nationalgefühles umzuſetzen. Durch dieſen ökonomiſchen Patriotismus fühlen ſich manche Induſtrien weſentlich geſtärkt, manche in ihrer Exiſtenz erhalten.

Doch kann der ideelle Protektionismus den Induſtriellen Großbritanniens auf die Dauer nicht genügen. Er iſt von ſubjektiven Momenten abhängig, er bietet eine dauernde ärgerliche Kontrolle, und er erſchlafft mit der fortſchreitenden induſtriellen Diſtanzierung. So ſcheint es unabwendbar, daß irgendeine Regierung, ſei es die nächſte, ſei es die übernächſte, vom Windſtoß erfaßt und gezwungen werden wird, die große engliſche Tradition des Freihandels zu brechen und das Land zum Schutzzoll zu führen. Dieſer Entſchluß wird die größte handelspolitiſche Maßnahme ſeit Einführung der Goldwährung und ſeit der Geſetzgebung Mac Kinleys bedeuten.

□ □ □

Mit Recht würden unſere engliſchen Freunde beluſtigte Geſichter machen, wenn wir uns einfallen ließen, ihnen einen Rat zu geben. Denn keine Nation hat jemals beſſer gewußt, was ſie zu tun hatte. Aber ſie können uns nicht verwehren, ihnen etwas zu prophezeien und zu erwägen, was paſſiert, wenn die Prophezeiung eingetroffen iſt. Denn hiernach haben auch wir unſere Entſchlüſſe einzurichten, die uns etwa vor die Frage ſtellen könnten, ob zur Zeit eines Schutzzolles deutſch organiſierte Induſtrien in England von Nutzen ſein könnten.

Dies wird ſchwerlich der Fall ſein; denn ein engliſcher Schutzzoll kann nicht dauern. Zunächſt deshalb nicht, weil Treibhausſchutz zwar ein junges Pflänzchen kräftigt, einen Waldbaum aber verweichlichen und zerſtören muß. Auch eine geſchützte engliſche Induſtrie wird den Weltmarkt nicht wiedererobern. Der Kampf um den Weltmarkt aber iſt es, der die Technik friſch und progreſſiv erhält. Schreitet die Technik nicht fort, ſo werden ſich die Kolonien für die Produkte des Mutterlandes bedanken und ſchwere Konflikte heraufbeſchwören.

Vor allem aber fordert die Handelsmetropole und das Handelsmonopol der Erde den Freihandel. Was wir Deutſche an engliſchem Induſtrieexport verlieren, würde allzureichlich aufgewogen durch den Zuwachs des hamburger und bremenſer Handels. Und wenn nicht auch dann noch immer unſere Regierung Märkte und Börſen als eine Schmach empfindet, ſo könnte es ſehr wohl ſein, daß die eine oder andere der Weltbörſen, etwa die der Metalle, ſich in ſolcher Zeit von England freimacht.

Wie alſo? Kann England ſeine Induſtrie dem Handel opfern? Ich glaube: Ja. Die geographiſche, wirtſchaftliche und kulturelle Miſſion Englands iſt, das Meer zu regieren und Marktplatz und Meſſe aller Länder zu ſein, der Rialto der Welt. Dieſem Monopol iſt die Landwirtſchaft zum Opfer gefallen; und mit Recht. Die Induſtrie, richtiger: die induſtrielle Weltſtellung, wird ihr folgen. Und England wird nur um ſo mächtiger in ſeinem alten Beruf daſtehen.

Es gibt Leute bei uns und anderswo, die glauben, England ſei eine Inſel, ſo groß etwa wie Frankreich und ebenſo dicht bevölkert. Nein: dieſes Inſelreich iſt nichts als der Markt der ganzen und das Verwaltungsgebäude eines vollen Dritteils der bewohnten Erde. Ob in dieſem Rieſenpalaſt irgendwo abſeits ein wenig gehämmert, gegoſſen, gekocht oder geſponnen wird, iſt im größeren Sinn ohne Bedeutung. Wir anderen ſind Handwerker, die von ihrer Arbeit leben. Dieſe aber leben vom Regieren und vom Beſchützen.

1906.

ERWÄGUNGEN ÜBER DIE ERSCHLIESZUNG DES DEUTSCH-OSTAFRIKANISCHEN SCHUTZGEBIETES

SR. EXZELLENZ DEM HERRN STAATSSEKRETÄR DES REICHSKOLONIALAMTS B. DERNBURG, BERLIN

Lieber Freund,

in der Aufzeichnung, die ich Ihnen heute überreiche, habe ich verſucht, die Ergebniſſe unſerer oſtafrikaniſchen Studien zuſammenzufaſſen. Ich habe darauf verzichtet, die niedergelegten Anſichten zu beweiſen und entgegenstehende zu widerlegen. Das Material an Tatſachen und Zahlen, Beobachtungen und Berechnungen, das uns als Rohſtoff diente, iſt jederzeit zur Hand, und der wahre Beweis, Das, was einer Überzeugung Leben und Gewißheit verſchafft, liegt nicht im Dialektiſchen, ſondern in der Anſchauung.

Die Gedanken der beifolgenden Blätter ſind Ihnen nicht fremd. In der Morgenfrühe der Märſche, an den Abenden vor unſeren Zelten, auf den Bahnſtrecken von Uganda, auf den Fahrten über den Victoriasee und Indiſchen Ozean ſind in langen Stunden des Wechſelgeſpräches dieſe Sätze aufgetaucht, geprüft, gebilligt, manchmal verworfen und wieder hervorgeſucht worden. Was ein jeder von uns zuerſt angeregt oder ausgeſprochen, das kann und ſoll

heute nicht mehr ermittelt werden. Vereint, wie ſie entſtanden, mögen unſere Meinungen niedergelegt bleiben als ein Zeugnis gemeinſamer Arbeit, Sorge und Zuverſicht. Möge Das, was unſicher und unvollkommen hier ausgeſprochen wurde, zur Wahrheit und Zulänglichkeit erwachſen und dem oſtafrikaniſchen Lande, ſeinem Volke und ſeinen deutſchen Beſchützern zum Segen gedeihen.

Freundſchaftlichſt der Ihre

Berlin, 15. November 1907 W. Rathenau

I. VORBEMERKUNGEN

KLIMA, LAND

HEMMNISSE. Viele der häufig hervorgehobenen Bedenken gegen die wirtſchaftlichen Vorausſetzungen von Deutſch-Oſtafrika ſind zuzugeben. Das Land liegt durchweg unter tropiſchem Himmelsſtrich und Klima. Sein wertvollſtes Produkt, die menſchliche Bevölkerung iſt groß, aber wenig dicht; ihre Dichte iſt etwa zwölf bis fünfzehnmal geringer als die der Heimat. Das Wachstum der Bevölkerung ſchreitet nur langſam voran; ſchwere endemiſche und epidemiſche Krankheiten gefährden ihren Beſtand.

Das Land iſt nicht waſſerreich. Nur zwei größere Flüſſe führen erhebliche Waſſermengen in den Indiſchen Ozean. Ein nicht geringer Teil des Landes beſteht aus Steppen, große waſſerarme Flächen im Innern tragen dürftige Porivegetation. Waldbeſtände finden ſich in geringer Zahl und mäßiger Ausdehnung; ihr Mangel trägt zur Unregelmäßigkeit der Bewäſſerung bei.

Da die Erhaltung der Viehbeſtände an das Vorhandenſein permanenter Waſſerquellen gebunden iſt, ſo bleibt für Viehzucht die Grenze der Ausdehnungsmöglichkeit ſcharf gezogen. Periodiſche Vieh-Seuchen treten hinzu und erſchweren die Transporte der Tiere

und der Waren. An Tieren und Menſchen fordert allerhand Raubzeug jährlich beträchtliche Opfer.

Mineralvorkommen wurden vereinzelt feſtgeſtellt, bieten aber nicht durchweg Ausſicht auf Exploitation. Der Umfang bergmänniſcher Betriebe iſt minim.

VERKEHR

Natürliche Verkehrsſtraßen bilden nur die Seen. Von dieſen iſt der größte durch die engliſche Ugandabahn mit der Küſte verbunden. Die deutſchen Bahnen erſchließen lediglich einen Teil des Küſtengebiets, darunter den Plantagendiſtrikt Uſambara. Fahrſtraßen beſtehen kaum und müſſen zurückſtehen, ſolange Küſtenfieber und Tſetſefliege das Gelände für Zug- und Laſttiere ungangbar machen. Eingeborenenpfade und alte Karawanenſtraßen bilden die Adern des Verkehrs, der menſchliche Kraft als alleiniges Transportmittel zuläßt. Für Plantagen wurden erhebliche, für Anſiedelungen mäßige Mittel inveſtiert. Aber dieſe Aufwendungen blieben bisher ertraglos; nur vereinzelte Unternehmungen, die mit dem Anbau neuer Spezialkulturen vorgegangen ſind, dürfen gute Rentabilitäten für die nächſten Jahre erwarten.

HANDEL

Die Handelsſtatiſtik ſtellt ſich mit 35 Millionen Mark Geſamthandel nicht ungünſtig dar; indeſſen reduziert ſie ſich erheblich, wenn die Beträge für einmalige Inveſtitionen und für die den Verwaltungskoſten entſprechenden Ein- und Ausfuhrziffern außer Betracht bleiben. Sie dürfte als Wertmeſſung des reinen Handelsverkehrs ſich auf etwa 24 Millionen Mark belaufen, eine an ſich reſpektable Zahl, zumal wenn ihr ſtetiger Zuwachs Beachtung findet, aber außer Verhältnis zu Größe und Einwohnerzahl des Landes.

So muß das Land im weſentlichen als unerſchloſſen gelten, und die Schwierigkeiten, die ſich der Erſchließung entgegenſtellen, müſſen dauernd vor Augen bleiben. Nur dann, wenn die Geſamtheit und der innere Zuſammenhang aller hemmenden und fördernden Faktoren der Betrachtung offen liegt, kann eine von Optimismus freie

und auf das Weſentliche gerichtete Politik der wirtſchaftlichen Erſchließung ſich einſtellen.

KOLONISATORISCHE ZIELE. Bevor die Erörterung auf die beiden möglichen Wege kolonialer Bewirtſchaftung gelenkt wird, ſcheint es erforderlich der Frage näher zu treten, welcher ökonomiſche Endzuſtand des Landes angeſtrebt werden ſoll.

Auf die Frage nach dem Zweck einer Kolonie erhält man heute die verſchiedenſten Antworten. Die Einen verlangen ein Aufnahmegebiet für überſchüſſige heimiſche Arbeitskräfte, eine Zuflucht für Auswanderung. Dieſe Auffaſſung, die dem antiken kolonialen Gedanken entſpricht, kann für unſere Zeit nicht generaliſiert werden. Unſere heimiſche Bevölkerung iſt ein Schatz, den nur ſchwere wirtſchaftliche Kriſen verringern können und dürfen. Bleibt die gegenwärtige induſtrielle Evolution nur einigermaßen erhalten, ſo erhebt ſich weit mächtiger die entgegengeſetzte Aufgabe, dem Heimatlande neue Quellen menſchlicher Kräfte zuzuführen.

Eine weitere Definition des kolonialen Endzwecks iſt die Schaffung neuer Abſatzgebiete. Gewiß wäre dieſe Antwort richtig, wenn es dauernd gelänge, Abſatzgebiete zu monopoliſieren. Daß dies nur bedingt möglich iſt, zeigt das Beiſpiel Großbritanniens. Unſer Abſatzgebiet bleibt der Weltmarkt. Können wir hier erfolgreich konkurrieren, ſo wird es uns an Abſatz nicht mangeln, ſelbſt im Kampfe gegen ideelle und materielle Schutzzollſyſteme; können wir es nicht, ſo dürfen wir nicht hoffen, unſeren eigenen Kolonien überteuerte Produkte aufzuzwingen.

Beachtenswerter iſt die Auffaſſung, daß jedes Land ſeine Rohprodukte daheim oder über See ſelbſt erzeugen ſollte. Aber auch dieſe Betrachtung iſt keine abſolute. Denn einerſeits ſteht der internationale Markt an Rohprodukten jedem Lande offen, anderſeits wird der deutſche Konſument ſeine Ausgangsprodukte ſchwerlich zugunſten einer Kolonie teurer bezahlen, als er ſie anderswoher erhält.

Ohne weitere Definitionsverſuche des kolonialen Endzwecks zu berühren, ſei es geſtattet, ein naheliegendes Gleichnis zur Erläuterung der hier vertretenen Anſicht herbeizuziehen. Ein Induſtrieller mag mancherlei Wünſche an das Gelingen ſeines Lebenswerkes knüpfen: Ehrgeiz, Streben nach Macht und Vermögen, die Hoffnung, ſeine Konkurrenten zu überflügeln, die Abſicht, ſeinen Kindern eine tätige Lebensſtellung zu ſchaffen. Keine dieſer Tendenzen wird in ſeinen Einzeloperationen ihn beeinfluſſen. Vielfach wird er zugunſten des höheren Zweckes auf handgreifliche Vorteile verzichten und dieſen Zweck darin erblicken, ſein Unternehmen in ſich groß, lebensfähig und blühend zu machen. Iſt dieſes Ziel verwirklicht, ſo weiß er, daß die Tragfähigkeit des Unternehmens ihm die Realiſierung aller Einzelwünſche geſtattet. Je nach Bedarf kann er ihm die Belaſtung geſteigerter Lebensführung, repräſentativer und wiſſenſchaftlicher Aufgaben, des Unterhalts und der Beſchäftigung qualifizierter Menſchen auferlegen.

KOLONIALER ENDZWECK

Analog dieſem Bilde darf angenommen werden, daß ein kolonialer Idealzuſtand, bei dem das Land unter Entfaltung aller ſeiner Kräfte in ſich zur Blüte gelangt, alle Einzelwünſche des Mutterlandes nach Zeit und Bedarf befriedigen wird, gleichviel ob es ſich um Einfuhr und Ausfuhr, um Einwanderung und Anſiedelung, um Verwaltungskoſten und Ruhegehälter, um politiſchen und merkantilen Einfluß handelt. Der Zuſtand der Blüte aber müßte ſo definiert werden, daß eine dem Flächenraum entſprechende Einwohnerzahl unter Aufbietung aller wirtſchaftlichen Kräfte und unter Befriedigung aller verſtändigen Bedürfniſſe die gegebenen Naturkräfte und Produkte in Werte umſetzt, daß dieſe Werte ohne transportliche Reibungsverluſte und konkurrenzfähig den Weltmarkt erreichen, und daß die weitere Entwicklung adäquat den Errungenſchaften der Technik in friedlichen Bahnen vorſchreitet.

In dieſer Betrachtung liegt, wenn man von transzendenten

Momenten abſieht, die wahre wirtſchaftliche Berechtigung dafür, daß fremden Volksſtämmen die heimiſche Herrſchaft, Denk- und Arbeitsweiſe auferlegt wird; wobei freilich die Erwägung hinzutritt, daß die alten Kulturvölker ihren Nachkommen dafür verantwortlich ſind, daß irdiſche Naturſchätze an keiner Stelle brachgelegt und abgeſperrt bleiben dürfen.

WEGE DER KOLONIALEN ERSCHLIESZUNG. Zwei Wege der wirtſchaftlichen Erſchließung können beſchritten werden: der eine, bei dem die arbeitenden Kräfte des Landes weſentlich als paſſive Hilfsmittel angeſehen werden, der andere, bei dem dieſe Kräfte zu ſelbſtändigem Wirken beſtimmt ſind. Der erſte Weg, der dem Europäer die ſchaffende, dem Eingeborenen die mechaniſche Arbeit zuweiſt, iſt derjenige der Plantagen und Anſiedelungswirtſchaft; der zweite, der dem Europäer die Führung und Vermittlung, dem Eingeborenen ſelbſtändige Arbeit und Wirtſchaft überträgt, iſt derjenige der kommerziellen Erſchließung. Zwiſchen beiden Methoden, die einander durchaus nicht völlig ausſchließen, die aber, wie leicht erſichtlich, abgeſehen von ihren wirtſchaftlichen Konſequenzen, verſchiedenartigen hiſtoriſchen Auffaſſungen entſprechen, iſt der richtige Schwerpunkt zu finden. Daß dieſer Schwerpunkt in den vorliegenden Ausführungen näher bei der kommerziellen als bei der agrariſchen Wirtſchaftsmethode geſucht worden iſt, darf ſchon jetzt ausgeſprochen werden.

BEDÜRFNISSE DER EINGEBORENEN

In den Mittelpunkt dieſer Erwägung tritt die Frage, ob der Neger erweiterter materieller Bedürfniſſe fähig ſei, und ob er Fähigkeit und Nachhaltigkeit genügend beſitze, um durch ſelbſtändige Arbeit für ihre Befriedigung zu ſorgen. In dieſer Aufzeichnung, die nicht Beweiſe erbringen, ſondern Ergebniſſe zuſammenſtellen ſoll, darf nur generell das Bild entworfen werden, das durch Anſchauung und Erkundung von der gewerblichen Veranlagung des Eingeborenen gewonnen wurde.

Der Neger iſt nicht nur nicht bedürfnislos ſondern ausgeſprochen begehrlich, vorausgeſetzt, daß ihm neue faßliche Beſitztümer nähergebracht werden, und er die Vorſtellung gewinnt, daß ſie ihm erſchwinglich ſeien. Wenn bei den gegenwärtigen Transportverhältniſſen jede Trägerlaſt von 30 Kilogramm ſich für jede 40 Kilometer, die ſie der Küſte nähergebracht werden muß, um je einen vollen Arbeitstag im Werte verringert, der Gegenwert an Waren dagegen ſich im gleichen Maße verteuert, ſo entſteht ein derartiges Mißverhältnis zwiſchen den Tauſchobjekten, daß in vielen Fällen auf Produktion verzichtet wird. Ein Mann wird gern bereit ſein, für ein Stück Baumwollenzeug eine Woche zu arbeiten; lehnt er es ab, einen Monat oder mehr darum zu werben, ſo iſt hierdurch Mangel an Bedürfnisfähigkeit nicht bewieſen.

Mit Ausnahme einzelner entwurzelter Nomadenſtämme, denen die fortſchreitende Pazifizierung ihre Lebensvorausſetzungen entzogen hat, ſchaffen ſich die Farbigen ihren Unterhalt durch hergebrachte Kleinkulturen, die ſie durch Anpflanzung neuer Produkte zu erweitern bereit ſind, wenn ein baldiges Ergebnis ihnen vorgeſtellt werden kann. Überall, wo die Verkehrswirkung der engliſchen Ugandabahn auf deutſchem Gebiet zu ſpüren iſt, wächſt die Produktion, ſowie die Kenntnis und der Bedarf an Gegenwerten. Wo die alten und primitiven Verkehrsverhältniſſe beſtehen, bleibt die Produktion beſchränkt und läßt, da Weiber einen großen Teil der Arbeit verrichten, den Männern müßige Zeit übrig. Aber gerade hier gelingt es den Anwerbern, kräftige Leute, die im übrigen von ihren Anbauten leben konnten, zum Dienſt in Plantagen zu bewegen, weil eben der Wunſch nach Erwerb genügend erregt ist. Daß dem Neger die Nachhaltigkeit des Okzidentalen nicht innewohnt, iſt bekannt. Wer aber den Eingeborenen als Landwirt kennen lernt, wird die Behauptung, daß er zu eigenen Kultivationen nicht fähig ſei, ſchwerlich aufrecht erhalten.

Erſcheint auf der einen Seite der Eingeborene durchaus nicht in der Beleuchtung Derer, die ihn als wirtſchaftsunmündig zu charakteriſieren verſuchen, ſo bleiben anderſeits über Plantagen und Anſiedelungsweſen einige landläufige Vorſtellungen zu verifizieren. Eine generelle Vorbemerkung ſei auch hier geſtattet.

KRITIK DES PLANTAGEN-WESENS

In Deutſchland fehlt es an einer Gentry, das heißt an einem herrenmäßig gearteten und gezüchteten Mittelſtande, der in England verbreitet iſt. Der Deutſche mittlerer Schichten iſt an Subordination gewöhnt, zu Koordination und Vereinigung in letzter Zeit gebildet, zur Übung der Superordination iſt er nur in vereinzelten Fällen gelangt, und nicht vorzugsweiſe in denjenigen Klaſſen, die als Kolonen eine neue Heimat ſuchen. Die Kultur in Negergebieten beruht aber auf einer ſehr ausgedehnten Herrſchbefugnis; und wenn auch die Stellung des in den meiſten Kolonien unter Aufſicht arbeitenden Farbigen nicht als rechtlos bezeichnet werden darf, ſo iſt und bleibt doch der Arbeitgeber für vieles, was er tut, nur ſich ſelbſt verantwortlich. Die hieraus ſich ergebende eigentümliche Umgeſtaltung der Lage für einen weißen Einwanderer, der bei ſeinem erſten Schritt an Land ſich als eine Art Vorgeſetzten von zahlloſen Menſchen empfindet, verbunden mit der phyſiſchen Wirkung der Tropen auf das Nervenſyſtem, die Unbequemlichkeiten mancher gebotenen Abſtinenz und die Konſequenzen ihrer Überſchreitung, die Schwierigkeiten, die ſich der Erhaltung eines Familienlebens entgegenſtellen, ſchließlich die Einarbeitung in gänzlich neue, häufig paradox erſcheinende Verhältniſſe: alle dieſe Faktoren wirken zuſammen, erzeugen eine unklare, nervöſe und erhitzte Stimmung, führen zu Gewalttätigkeiten und Exzeſſen, verwirren den geſchäftlichen Blick und machen ſich ſchließlich in leidenſchaftlichen Anklagen und Beſchuldigungen Luft. An Orten, wo die Zahl der von ſolchem Ungemach Betroffenen ſich häuft, zumal wenn vorübergehend im Lande beſchäftigte und hoch bezahlte

Unternehmerbeamte ſich hinzufinden, beobachtet man vielfach unerfreuliche Bilder entſtellten kolonialen Lebens. Es darf die Bemerkung hinzugefügt werden, daß die Einwirkung und Anſteckung durch ſolche Zuſtände, der gelegentlich auch Staatsbeamte erliegen, wohl manche Unzuträglichkeiten von der Art verſchuldet haben, die man gewöhnlich einem ſogenannten Aſſeſſorismus zur Laſt legt.

Arbeitet ſomit von vornherein der deutſche Einwanderer unter erſchwerten Verhältniſſen, ſo könnte nur durch überreiche Ergiebigkeit der Natur ein Ausgleich geſchaffen werden. Weder die Geſchichte der bisherigen noch die Betrachtung der gegenwärtigen Plantagenarbeit laſſen eine ſolche Kompenſation im allgemeinen erkennen. Es mögen die Hauptprodukte dieſer Wirtſchaft kurz charakteriſiert werden.

PLANTAGENPRODUKTE, KAFFEE

KAFFEE. Die Ergiebigkeit der Pflanzen iſt im Verhältnis zu anderen Kulturländern erheblich zu klein. Bei den reduzierten Preiſen des Produkts ſteht der Umſatz zu den Anlagekoſten außer Verhältnis. Mehrere Pflanzungen ſind aufgegeben, keine iſt rentabel.

KAUTSCHUK

KAUTSCHUK (Manihot Glaziowii). Das Produkt iſt kein erſtklaſſiges. Es hat zu konkurrieren gegen die Mengen der im Kongoſtaat wild und teilweiſe durch Raubbau gewonnenen Ware; ferner iſt bei der Leichtigkeit der Anpflanzung kleiner Beſtände die Konkurrenz durch Eingeborenenkultur nur eine Frage der Zeit. Umſatz und Anlagewert ſtehen bei gegenwärtigen Preiſen in richtiger Relation, auch bleibt bei den mäßigen ſchon jetzt tragenden Beſtänden ein leidlicher kalkulierter Nutzen, der in Erweiterungen angelegt wird. Größere Komplexe werden in den nächſten Jahren ertragsfähig.

SISAL

SISALAGAVE. Die Siſalfaſer erſetzt den Manilahanf, deſſen Produktion ſich durch die Mißwirtſchaft der Amerikaner auf den Philippinen verringert hat. Die Preiſe ſind hoch und der Anbau iſt auf den relativ kleinen bisher tragenden Feldern ein vorzüg-

liches Geſchäft. In den nächſten drei Jahren wird die Produktion von gegenwärtig ca. 2000 Tons ſich verſechsfachen und dennoch für die zunächſt in Betrieb kommenden Anlagen vermutlich gleichfalls rentabel ſein. Auf eine lange Ausdauer der Konjunktur iſt indeſſen kaum zu rechnen, denn die Kultur gehört zu den leichteſten und am ſchnellſten ergiebigen. Es wird daher in mehreren Kolonien das raſch zur Beliebtheit gelangte Produkt in erheblichen Mengen angebaut, und eine Überlaſtung des Marktes, der auf 100000 Tons geſchätzt werden kann, iſt in abſehbarer Zeit zu befürchten. Die Produktion iſt eine großkapitaliſtiſche, weil zu jeder Plantage eine maſchinelle Entfaſerungsanlage erheblichen Umfangs erfordert wird. Eine Zentraliſierung dieſer Entfaſerungsarbeit verbietet ſich aus Gründen des Transports, da die Blätter das Vierzigfache des Reinprodukts an Ballaſt enthalten und außerdem friſch verarbeitet werden müſſen.

BAUMWOLLE

BAUMWOLLE. Die große Regenzeit reicht für die Beſtellung und das erſte Wachstum aus, die kleine Regenzeit kommt vielfach für die Bewäſſerung der Blüteperiode zu ſpät und fällt ſomit außer Betracht. Es ſind daher die Erträge ſehr unregelmäßig; ſie ſtehen gegen die ägyptiſchen um das Zwei- bis Vierfache zurück. Bewäſſerungsanlagen großen Stils ſind in der Nachbarſchaft von Waſſerläufen nicht ausgeſchloſſen; ſie würden die Ernten ſtabiliſieren, ihren Durchſchnitt mindeſtens verdoppeln und die Betriebe rentabel machen, die gegenwärtig noch an keiner Stelle namhafte Erträgniſſe liefern. Hier iſt abermals der Fall großkapitaliſtiſcher Inveſtitionen gegeben und erfordert, wobei alsdann die weitere neue Frage entſteht, ob dieſe Inveſtitionen in allen Fällen beſchafft und zu angemeſſener Rentabilität geführt werden können.

KOKOSPALME

KOKOSPALMEN. Dieſe eigentümliche Kultur wird bisher vorzugsweiſe von Arabern betrieben. Sie charakteriſiert ſich finanziell als eine relativ geſicherte, langſichtige und gut verzinsliche Kapital-

anlage für wohlhabende Leute. Die Palmen beginnen erſt nach dem ſiebenten Jahre in mäßigem Umfang zu tragen; vom zehnten Jahr an bleiben die Erträge normal und erhalten trotz eintretender Ruhejahre im Durchſchnitt eine gute Proportion zu der Kapitalsanlage. Dementſprechend iſt die Rentabilität bei den gegenwärtigen Preiſen eine günſtige; ſie würde auch Rückgängen ſtandhalten können. Die Kultur erfordert Erfahrung und Geduld; als eine eigentliche Aufgabe für Pflanzer, die ihre Arbeitskraft raſch in Werte umzuſetzen ſuchen, kann ſie nur bedingt gelten, während ſie dem orientaliſchen Rentner eine wünſchenswerte Nebenaufgabe der Bewirtſchaftung ſtellt.

HOLZGEWINNUNG aus den Waldbeſtänden von Oſt- und Weſt- HÖLZER Uſambara und Uluguru hält ſelbſt bei verbeſſerten Transportverhältniſſen der Kalkulation nicht ſtand. Die wertvollſten Hölzer ſtehen vereinzelt und können nur mit hohen Koſten geſammelt werden, die mittleren Qualitäten vertragen die Belaſtung nicht, die Rücken, Abfahren, Eiſenbahnbeförderung, Umladen, Schiffstransport, Zinsverluſt und Verſicherung ihnen auferlegt. Mangrovengewinnung aus den Sumpfgebieten des Rufiji ſcheint in mäßigem Umfang die Koſten zu decken, Gerberakazien werden in Weſt-Uſambara neuerdings angepflanzt und berechtigen für dies Einzelgebiet zu einigen Hoffnungen.

Faßt man den wirtſchaftlichen Eindruck des Plantagenweſens zuſammen, ſo kann man ſagen, daß die bisherigen Ergebniſſe und die Ausſichten für die nächſte Zukunft gering ſind, ſoweit es ſich nicht um einige großkapitaliſtiſche Inveſtitionen handelt, die aber ihrerſeits zum Teil Konjunkturgeſchäfte ſind. Dieſer Eindruck entſpricht nicht den Erwartungen Derer, die auf ein Plantagengeſchäft als Verwertung perſönlicher Arbeit und Initiative bei relativ mäßiger Inveſtition hofften. Verwendung für deutſches Großkapital findet ſich allenthalben; möglicherweiſe in den Kolonien ſelbſt in lohnen-

derer Form, wenn ſpäter merkantile, bergmänniſche und induſtrielle Aufgaben hervortreten.

ANSIEDLER

Noch ſchwieriger iſt die Lage für den kleinen Anſiedler. Will dieſer ſich darauf beſchränken, alle Erforderniſſe ſeines Lebens, Nahrung, Kleidung, Genußmittel, Hausrat durch eigene Produktion zu gewinnen, ähnlich wie es bei den Buren des Transvaal geſchah, ſo bleibt ihm einige Ausſicht, für ein mühevolles Leben einen kleinen Kreis von Bedürfniſſen einzutauſchen, immer vorausgeſetzt, daß er in geſunder Gegend ſich anſiedelt. In die Heimat als begüterter Mann zurückzukehren, wird ihm kaum beſchieden ſein, denn die Güter die er ſchafft, kommen als Tauſchwerte bei endlicher Liquidation der Wirtſchaft kaum in Betracht. Die hervorragende Kraft dieſes Anſiedlers — ſie muß es ſein, wenn er ſo vielſeitigen Anforderungen genügen ſoll — geht daher der Heimat in gewiſſem Sinne verloren, was ſich um ſo weniger rechtfertigt, als Kräfte dieſer Art durch keinerlei Notſtand gezwungen werden, das Stammland zu verlaſſen.

Beabſichtigt der Anſiedler dagegen — und dies iſt der allgemeine Gedanke — einen Teil ſeiner Lebensbedürfniſſe durch Handel zu beſchaffen, ſo wird er erkennen, daß der Bedarf der im Lande lebenden Europäer an Landesprodukten bald gedeckt iſt, und daher an den Exportmarkt appellieren müſſen. Hier aber findet er keine Befriedigung. Denn es beſteht nicht das mindeſte Anzeichen dafür, daß in einem von Europäern veranſtalteten tropiſchen Kleinbetriebe konkurrenzfähige Weltmarktprodukte erzeugt werden können, weder an Vieh, noch an Feldfrüchten, noch an Tropenprodukten.

Erſtarkt aber die Eingeborenenproduktion bis zu einem gewiſſen Grade — und dies zu hindern wäre nur eine ebenſo konſequente wie mißverſtändliche Regierungspolitik imſtande — ſo ſchwebt über Pflanzern und Anſiedlern die gleiche unabwendbare

Gefahr der Konkurrenz. Denn der Schwarze kennt weder Anlagekapital noch Verzinſung, Verwaltungskoſten, Abſchreibungen, Zeitverrechnung. Seine Erzeugungskoſten ſind gedeckt, wenn er ſich den Tag über ernährt hat. Konkurrenzfähig bleiben ihm gegenüber nur die dem Großkapital und der Kapitalsaſſoziation vorbehaltenen Erzeugniſſe.

Vielfach wird zugunſten der Plantagenwirtſchaft und gegen die Eingeborenenwirtſchaft der Satz geltend gemacht, daß jene einen erheblich größeren Umſatz, auf den Kopf des Arbeiters berechnet, zuwege bringe. Dieſer Satz erhielte erſt dann eine Bedeutung, wenn im Verhältnis zu dieſem Umſatz und vor allem im Verhältnis zur aufgewendeten Kapitalsanlage ein entſprechend höherer Nutzen nachgewieſen würde. Sonſt wäre es im Sinne dieſes ökonomiſchen Dogmas das wünſchenswerteſte, alle Neger zu Goldarbeitern zu erziehen oder ſie zur Bedienung koſtſpieliger Maſchinerien zu verwenden, wo denn der Umſatz pro Kopf, freilich ohne Rückſicht auf das Endergebnis, beliebig geſteigert werden kann.

LOHNFRAGE

Anſiedler und Pflanzer ſind ſich ihres unſicheren Zuſtandes teils dunkel, teils mit Klarheit bewußt. Indem ſie aber den Sitz ihres Leidens falſch lokaliſieren, ſuchen ſie vorwiegend die Arbeiterverhältniſſe, gelegentlich auch Regierungsmaßnahmen verantwortlich zu machen. Über Höhe der Löhne wird ausnahmslos geklagt, ohne daß gegenüber dem Satz von 12 Rp. = 16 Mk. pro Monat ein Maßſtab deſſen, was teuer und was billig iſt, etabliert werden kann. Auch in ſolchen Fällen werden Klagen leidenſchaftlich geäußert, in denen, wie beim Kaffeebau, ein Mehr oder Weniger des Lohnſatzes auf das Endergebnis nahezu irrelevant iſt. Berechtigter ſind Beſchwerden über ungenügenden Arbeiterzufluß. Dieſer Punkt und verſchiedene unzuläſſige Selbſthilfen der Arbeitgeber ſollen bei Behandlung der Einwohnerfrage näher berührt werden.

Es wäre eine ſtarke Übertreibung, wollte man auf Grund dieſer

Betrachtung den Satz ausſprechen, das Deutſch Oſt-Afrikaniſche Schutzgebiet ſei ein Land für Schwarze und nicht für Weiße. Dagegen muß offen ausgeſprochen werden, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Entwicklung und Pflanzungstechnik Plantagen nur bedingte und vorwiegend auf großkapitaliſtiſche Durchführung geſtützte Ausſichten beſitzen, und daß Anſiedelung von Kleinbetrieben nur in Ausnahmefällen ſich lohnend erweiſen wird. Schwerlich kann die Regierung zu ſolchen Experimenten ermutigen und auffordern, wie dies in früheren Zeiten der Fall war.

Verſchiebt ſich ſomit der Schwerpunkt des Verwaltungsintereſſes nach der Seite der Eingeborenenkultur, ſo muß nicht vergeſſen werden, daß deutſches Kapital und deutſche Arbeit in gutem Glauben und, abgeſehen von gewiſſen geſchäftspatriotiſchen Entrepriſen, in ernſtem Streben in der Kolonie ſeit Jahren gewirkt hat, und daß dies tätige Vertrauen den Schutz und das Wohlwollen der Regierung in ſchweren Zeiten beanſpruchen darf.

II. REGIERUNGSPROGRAMM

Iſt durch die voraufgegangene Betrachtung der Eingeborene und ſeine Produktion dem Mittelpunkte des kolonialen Intereſſes nähergerückt, iſt er ſelbſt als das wertvollſte Aktivum des Landes charakteriſiert, ſo wird ein zielbewußtes Regierungsſyſtem von verſchiedenen Punkten gleichzeitig auszugehen haben, um die Kräfte, die in einer geſunden Politik der Eingeborenenfürſorge enthalten ſind, auszulöſen.

Zunächſt wird die Behandlung des Eingeborenen dahin zu richten ſein, daß er unter rückhaltloſer Bekennung zu deutſcher Regierungsgewalt ein friedliches und tätiges Erwerbsleben führen kann.

Sodann werden Produktionsbedingungen und Produktionsmethoden des Landes zu prüfen und ſoweit Regierungsmaßnahmen dies ermöglichen, zu heben ſein.

Eine weitere und zweifellos wirkſam zu löſende Aufgabe iſt die Erſchließung des Landes für äußeren und inneren Verkehr.

Schließlich, zur Sicherung des Regierungsmechanismus und als Vorausſetzung aller übrigen Löſungen, muß dafür geſorgt werden, daß die Kräfte des Beamtenſtandes, dem ſich äußerſt ſchwierige und in Deutſchland unbekannte Probleme auf Schritt und Tritt darbieten, durch richtige Organiſation und Auswahl befähigt bleiben, dieſen Aufgaben gerecht zu werden.

Bei dieſen Erwägungen muß dauernd vor Augen ſtehen, daß wirtſchaftliche Ziele mit wirtſchaftlichen Methoden zu erreichen ſind; bei aller Förderung und Fürſorge für die eingeborene Bevölkerung muß dieſer Grundſatz, ungetrübt von ſentimentaler Gefühlspolitik, der leitende bleiben.

CHARAKTERISTIK DES NEGERS

EINGEBORENENFRAGE. Der Neger unterſcheidet ſich geiſtig vom Okzidentalen durch weit herabgeſetzte Fähigkeit zur Abſtraktion und Konzentration. Allgemeine und ideelle Begriffe ſind ſeinem im Handgreiflichen nicht ungewandten Denken nahezu unfaßbar; andauerndes, bis zum Endergebnis wachgehaltenes Intereſſe und Nachdenken macht ihm Schmerzen, er weicht ihm aus.

ERZIEHUNG

Deshalb wird eine feſtgegründete geiſtige Entwicklung des Negers für alle abſehbare Zeit ein frommer Wunſch bleiben; wollte man ſie forcieren, ſo könnte leicht durch mißverſtandene Nachahmung okzidentalen Weſens ein ähnliches Zerrbild hervorgerufen werden, wie es der amerikaniſche Nigger bietet.

Erziehung wird daher, ſoweit ſie nicht auf Erlernung einzelner Fertigkeiten, Notionen und Handgriffe hinausläuft, ſondern ihren idealen Weg als Geiſteskultivation verfolgt, ein für die afrikaniſche Wirtſchaftsentwicklung wenig bedeutender Faktor bleiben; es darf daher ihre Betrachtung aus dieſer Darſtellung ausgeſchaltet werden.

SICHERUNG DES LANDES

Nach einer unvordenklichen Periode von Stammeskämpfen und Häuptlingsfehden hat die deutſche Okkupation dem Schutzgebiet einen Landfrieden und ſomit die Stabiliſierung des Status quo gebracht. Dies Friedenswerk und die Gewährleiſtung des Beſitzes bedeutet für ackerbauende und unkriegeriſche Stämme zweifellos einen Vorteil, kriegeriſche Nomaden, wie die Maſſai, haben darunter gelitten und teilweiſe ihre Exiſtenzbedingungen verloren. Für die Landesregierung bleibt jedenfalls die Erhaltung des inneren Friedens eine der höchſten Aufgaben, und wenn auch kaum erwartet werden darf, daß Aufſtände für alle Zeiten abgetan ſind, ſo beſteht das Erfordernis, ſolche Bewegungen nach Möglichkeit örtlich einzuengen. Es mag zugegeben werden, daß Aufſtände im allgemeinen aus wirtſchaftlichen Urſachen entſpringen; immerhin können je nach der Zeitſtimmung und Wirtſchaftslage ſolche Urſachen jederzeit als vorhanden empfunden werden in einem Lande, das, abgeſehen von anderen Laſten, allein an Hüttenſteuer demnächſt 2½ Millionen Mark aufzubringen hat. Können dieſe vielleicht permanenten Urſachen einigermaßen als lokaliſiert angeſehen werden, inſofern als die Belaſtungsfähigkeit und auch die Belaſtung der verſchiedenen Landesteile variiert, ſo handelt es ſich darum, die auslöſenden Anläſſe, wo nicht zu unterdrücken, ſo doch ebenfalls einzugrenzen. Als vornehmſtes Mittel wird hier die Aufrechterhaltung einer ausreichenden und richtig verteilten Truppenmacht gelten, deren Abteilungen durch Verkehrsmittel und Nachrichtendienſt — die drahtloſe Telegraphie dürfte hier ein Anwendungsgebiet finden — verbunden ſein müſſen. Daneben wird eine dauernde Überwachung der Sultane und Zauberer, die vor dem letzten Aufſtande leider nicht genügend funktioniert zu haben ſcheint, kaum zu entbehren ſein. Vor allem aber ſind ethiſche Momente in Betracht zu ziehen, die in der Rechtslage und Behandlung des Schwarzen ihren Ausdruck finden.

RECHTSLAGE DER EINGEBORENEN

Zu den wenigen Abſtraktionen, deren der Neger fähig iſt, gehört ein gewiſſes Rechtsbewußtſein und ein deutlicher Gerechtigkeitsſinn. Er kennt die Grenzen des Eigentums, beanſprucht eine leidliche Selbſtbeſtimmung und nimmt verdiente Strafen mit Ruhe, man möchte faſt meinen mit einer gewiſſen Befriedigung, entgegen. Soll nun die Frage geprüft werden, ob und wie weit ſeine gegenwärtige Lage dieſen Empfindungen Rechnung trägt, ſo wird die Grenze zwiſchen doktrinärer Humanität und realer Fürſorge ſcharf innezuhalten ſein.

Ein Land von nahezu zehn Millionen Einwohnern ſoll durch wenige Hundert weiße Männer und einige Bataillone farbiger Schutztruppen in Schach gehalten werden. Neben der eingeborenen Indolenz der Schwarzen bringt nur der grenzenloſe Reſpekt vor der Tatkraft des Europäers, der Macht ſeines Landes und der zauberähnlichen Kraft ſeiner Hilfsmittel dieſe paradoxale Wirkung hervor. Der Reſpekt iſt erhöht durch die Furcht, welche die Konquiſtadoren des Landes durch ſcharfes, oft brutales Vorgehen erweckt haben — worin, wie in Parentheſe bemerkt ſei, eine gewiſſe Rechtfertigung mancher in der Heimat ſchwer empfundener Handlungsweiſen enthalten iſt. Bildet ſomit Furcht und Reſpekt die Grundlage unſerer Machtlage, ſo iſt hiermit die Möglichkeit gleicher Behandlung der Weißen und Schwarzen ausgeſchloſſen, wobei dann freilich zu fordern iſt, daß der Reſpekt auch im ethiſchen Sinne durch eine vorbildliche Führung der Europäer beſtärkt werde.

Daß dieſe Ungleichheit ſich auch auf die Rechtspflege erſtrecke, iſt darin begründet, daß Ehren- und Freiheitsſtrafen auf den Neger nicht wirken, und daß Verhaftung oder Verurteilung von Weißen durch Farbige in dieſem Gedankenkreiſe unzuläſſig iſt. Es iſt zuzugeben, daß wir in der Kolonie Raſſenjuſtiz betreiben und ohne ſolche zurzeit nicht beſtehen können. Um ſo mehr aber iſt der Schwarze berechtigt zu verlangen, daß er innerhalb ſeiner

Juſtiz geſichert ſei, daß Übergriffe aus dem Rechtsgebiet der Europäer nicht ſtattfinden, und daß dieſe innerhalb ihres Rechtsgebietes gleichfalls einer unerbittlichen Gerechtigkeit unterworfen ſeien. Dieſe Forderungen ſind heute unerfüllt.

Es wurde bereits erwähnt, daß der Europäer ſogleich beim Betreten afrikaniſchen Bodens ſich als eine Art von Vorgeſetzten des ſchwarzen Bruders empfindet, und zwar eines Vorgeſetzten ohne Verantwortlichkeit. Er wird in dieſer Anſchauung durch Lebensregeln und Ratſchläge wohlmeinender Landsleute entſchieden beſtärkt und erwirbt vielfach ſchon am erſten Tage ſeines Aufenthaltes einen Kiboko (Nilpferdpeitſche), der als Spazierſtock getragen und als Verſtändigungsmittel benutzt wird.

PRÜGELSTRAFE

Als gerichtliche Strafe iſt die Prügelſtrafe in der Kolonie noch nicht entbehrlich; auch die Engländer wenden ſie an und zwar, wie aus Gerichtsprotokollen hervorgeht, in weit höherem Umfange, als in der Statiſtik angegeben wird. Durch Erlaß des Staatsſekretärs ſind der Verhängung und Ausübung der gerichtlichen Prügelſtrafe gewiſſe Kautelen beigegeben, die einſchränkend zu wirken geeignet ſind. In Form eines quantitativ begrenzten, ſonſt ziemlich uneingeſchränkten Strafmittels beſteht ferner die Prügelſtrafe unter dem Namen des Züchtigungsrechtes der Plantagenbeſitzer und Karawanenführer. Ein mäßiges Züchtigungsrecht ſteht überdies jedem Dienſtherrn zu. Daß von dieſer Strafbefugnis, die ihrer Natur nach eine Appellation ausſchließt, ein weitherziger und vielfach unzuläſſiger Gebrauch gemacht wird, ja daß darüber hinaus qualifizierte Mißhandlungen Schwarzer durch Weiße gelegentlich erfolgen, wird zugegeben. Gerichtliches Vorgehen gegen ſolche Ausſchreitungen findet ſelten ſtatt oder verſagt; tatſächlich iſt ſeit länger als einem Jahr keine gerichtliche Verurteilung erfolgt.

ÄNDERUNG DES ZÜCHTIGUNGS-RECHTS

Nach mehreren Richtungen hin muß hier Abhilfe geſchaffen werden. Das Strafrecht der Plantagenbeſitzer und Karawanen-

führer muß, wo nicht eingeſchränkt, ſo doch ähnlichen Kautelen wie beim gerichtlichen Strafvollzug unterworfen werden. Das Züchtigungsrecht der Dienſtherrſchaft könnte dahin abgeändert werden, daß die Anwendung jedes wie immer gearteten Inſtruments unterſagt wird. Endlich wird zu erwägen ſein, inwiefern die Strafverfolgung wegen Negermißhandlung durch Europäer wirkſamer geſtaltet werden kann.

Von den Klagen der Arbeitgeber über mangelnde Arbeitskräfte wurde bereits geſprochen. Wir begegnen hier einer eigentümlichen grundſätzlichen Auffaſſung der Europäer, die nicht unerwähnt bleiben darf.

ARBEITSZWANG

Es iſt durchaus erfreulich, daß der Weiße, der ſich in ein unaufgeſchloſſenes, von unentwickelten Völkerſchaften bewohntes Land begibt, ſich als Träger und Überbringer eines Teils des Kulturſchatzes der okzidentalen Welt betrachtet. Dieſes Bewußtſein wäre um ſo ſegensreicher, wenn allenthalben die ernſte Verantwortlichkeit, die dieſer Miſſion anhaftet, rein empfunden würde, was freilich, wie aus manchen Erfahrungen zumal in Uſambara und Morogoro hervorgeht, durchaus nicht unbedingt der Fall iſt. Bemerkenswert iſt aber die Spezialinterpretation, die der Intereſſent ſeiner Kulturaufgabe unterlegt: er ſei berufen, den Neger zur Arbeit zu erziehen, und zwar wohlverſtanden zur Plantagenarbeit. Er geht weiter und konſtruiert — dieſe Deduktion wurde bei offizieller Gelegenheit vorgetragen —: ähnlich wie das deutſche Kind zum Schulbeſuch, ſei der Schwarze zu regelmäßiger Arbeit in den Unternehmungen der Europäer verpflichtet.

Dieſe Anſichten, die von früheren Gouvernements wo nicht geteilt, ſo doch toleriert wurden, haben zu teils gelegentlichen, teils andauernden Folgeerſcheinungen geführt, die an Menſchenraub und Leibeigenſchaft erinnern. Wie aus den Akten der Regierung in Tabora hervorgeht, wurden noch zu Beginn dieſes Jahres Ein-

geborene zwangsweiſe von Werbern weggeführt und Hütten niedergebrannt. Welchen Umfang ſolche Vorfälle angenommen haben, mag dahingeſtellt bleiben; ſie ſtehen auf gleicher Linie mit den zwangsweiſen Viehankäufen, die vor Jahren dazu geführt haben, Ruanda und Urundi gegen Europäerbeſuche abzuſchließen.

ARBEITS-VERTRAG

In Uſambara lautet der normale Arbeitsvertrag nicht auf eine beſtimmte Arbeitszeit ſondern auf Arbeitstage. Fällt ein Arbeitstag aus — was freilich nach dem Geſchmack des Negers häufig genug geſchieht — oder wird an einem Arbeitstage nach Ermeſſen des Arbeitgebers nicht genügendes geleiſtet, ſo wächſt, abgeſehen von der geſetzlichen Strafbefugnis, dieſer Tag der Kontraktsdauer zu, die ohne Rückſicht auf den Wunſch des Negers, zur Beſtellung ſeiner Felder in die Heimat zurückzukehren, auf dieſe Weiſe beliebig, allenfalls lebenslänglich ausgedehnt werden kann. Entzieht ſich der Arbeiter ſeiner Verpflichtung, und dies geſchieht oft unter Hinterlaſſung rückſtändiger Löhnung, ſo wird Er, der ſonſt alle Nachteile geminderter Rechtsfähigkeit zu tragen hat, wegen Kontraktbruchs beſtraft, und zwar naturgemäß mit Prügeln, und mit Gewalt ſeinem Arbeitgeber wieder zugeführt. Als Gegenſtück zu dieſer Praxis mag erwähnt werden, daß eine deutſche, von namhaften Kolonialfreunden finanzierte Plantagengeſellſchaft, die von dem Recht, Konkurs anzumelden, Gebrauch gemacht hat, noch heute den Schwarzen ihre Löhne ſchuldet.

ARBEITSKARTE

In Weſt-Uſambara hat die Vertragsform durch Einführung der Arbeitskarte eine bemerkenswerte Modifikation erhalten. Die Arbeitskarte verpflichtet ihren Inhaber, im Laufe von 4 Monaten 30 Tage auf einer Unternehmung abzuarbeiten. Leiſtet er dieſe Arbeitszeit nicht, ſo übernimmt es der Serkal (Fiskus), ihn zur Abarbeitung der fehlenden Tage bei Wegearbeiten oder anderen öffentlichen Arbeiten anzuhalten. Auf die Frage, wieſo es denn käme, daß unter Kenntnis dieſer Verhältniſſe noch Abnehmer für

Arbeitskarten ſich fänden, wurde erwidert, daß hierzu allerdings ein leichter Druck — dieſe Bezeichnung vernimmt man in Uſambara häufig — nötig ſei, indem nämlich fühlbar gemacht werde, daß Ablehnung der Arbeitskarte ohne weiteres Serkalbeſchäftigung nach ſich ziehe. Es wird dieſer Brauch damit gerechtfertigt, daß in früheren Zeiten ein erheblich ſchärferes Fronſyſtem beſtanden habe, wodurch denn freilich nicht entkräftet wird, daß das Gegenwärtige einigermaßen an Staatsſklaverei gemahne.

Daß der Neger die Gewohnheit der Arbeit nicht kenne, iſt nicht nur ein unbewieſener, ſondern, wie die Eingeborenenkulturen dartun, ein ſchlechthin falſcher Satz. Wenn er, der unter anderen klimatiſchen, hiſtoriſchen und Raſſebedingungen lebt, ſich von andauernder, Tag für Tag betriebener Arbeit drückt, wie dies auch manche Südeuropäer lieben, wenn er die eine Art der Arbeit der andern vorzieht, ſo iſt dies kein Grund, ihn durch Intereſſenten unter dem Titel der Erziehung ſeines Selbſtbeſtimmungsrechtes berauben zu laſſen. Beſäße der Neger die Eigenſchaften des Europäers, ſo hätten wir kein Recht, ſein Land zu koloniſieren. Eine Schwierigkeit für Plantagenbeſitzer und Unternehmer, genügende Arbeitskräfte zu finden, beſteht. Sie wird ſich in dem Maße verringern, wie die Arbeitgeber ſich entſchließen werden, ihren Arbeitern, die heute ſchlecht untergebracht und ſchlecht verpflegt, vor allem auch gezwungen ſind, weite Märſche (bis zu acht Stunden) zur nächſten Marktſtelle zurückzulegen, beſſere Lebensbedingungen zu ſchaffen.

Immerhin wird es, vom höheren Geſichtspunkt des Schutzes deutſcher Arbeit aus, ſich empfehlen, daß die Regierung den Arbeiterzuzug erleichtert, indem ſie gleichzeitig das Arbeitsverhältnis überwacht. Durch Entwicklung der Verkehrswege und vor allem durch die projektierten Eiſenbahnbauten wird die Beweglichkeit der Bevölkerung ſich erhöhen. Daneben handelt es ſich darum,

ANWERBE-WESEN

das Anwerbeweſen zu reformieren, indem dieſes unter ſtaatliche Aufſicht geſtellt und unter Mitwirkung aller Intereſſenten betrieben wird. Selbſt wenn ſich Uſambara, das Arbeiterzentrum, in verſtärktem Tempo weiterentwickelt, kann es ſich nach Angabe der Unternehmer für die nächſten Jahre nur um einen Bedarfszuwachs von maximal 15—20000 Köpfen handeln; ein Betrag, der bei ſachgemäßem Vorgehen ſich ohne Schwierigkeit beſchaffen läßt.

EINGEBORENEN-AMT

Für die geſamte Behandlung des Eingeborenenweſens iſt in Ausſicht genommen, ein Dezernat etwa in der Art des engliſchen Native Commiſſioner zu ſchaffen. Die Aufgabe dieſes Dezernats würde ſein: das Anwerbeſyſtem zu organiſieren und zu kontrollieren, das Arbeitsverhältnis zu überwachen, Vorſchriften betreffend Arbeitskontrakte zu erteilen, als oktroyierte ſchiedsrichterliche Behörde zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu fungieren, ferner generell als Fürſorgebehörde für Eingeborene zu wirken, mit dem Rechte, als Solche Strafverfolgung wegen Mißhandlung und Unterdrückung zu beantragen, endlich Vorſchläge auszuarbeiten, ſobald die jeweilige Rechtslage der Eingeborenen Änderungen verlangt.

INDERFRAGE

Es ſcheint in dieſem Zuſammenhang geboten, ein der Eingeborenenfrage verwandtes kleineres Problem, die ſogenannte Inderfrage zu erwähnen. Als bedürfnisloſe und betriebſame Raſſe und Klaſſe ſind die Inder bei allen kleinen und mittleren Gewerbetreibenden Afrikas verhaßt, und da die öffentliche Meinung hier mehr als anderswo auf Aſſoziation der Abneigungen angewieſen iſt, ſo wird der Kampf gegen die Inder gelegentlich auch von Vertretern des Großhandels aufgenommen, die bei näherer Prüfung zugeben müſſen, daß ihnen der Inder nützlich ſei. Die Inderagitation iſt die afrikaniſche Überſetzung des Antiſemitismus und beruht analog dem letztgenannten auf der unbeſtreitbaren Tatſache, daß die Konkurrenz des Inders läſtig iſt.

Tritt man dem indiſchen Kleinhandel näher, ſo bemerkt man, daß er das Mittelglied zwiſchen dem europäiſchen Kleinhandel und dem eingeborenen Konſumenten bildet. Man findet den Inder überall im Lande, als Hauſierer, als Ladenbeſitzer, als Einkäufer und Vermittler. Er kann ſich örtlich, zeitlich und finanziell allen Anforderungen ſeines Kunden anpaſſen, weil er beweglich, anſpruchslos und ſprachenkundig iſt und ſich mit ſehr kleinem Gewinn begnügen kann. So gleicht er gewiſſermaßen dem Ferment, welches das Land durch kleinſte Einzelwirkung dem Warenbedarf und Warenhandel erſchließt. Wollte man, wie die kleineren Gewerbetreibenden es wünſchen, den Inder ausſchließen und durch den deutſchen Hauſierer erſetzen, ſo würde man, abgeſehen davon, daß durch dieſe demütige Tätigkeit das Anſehen der Deutſchen nicht gefördert würde, die Generalkoſten dieſes intimen Handelsverkehrs derart erhöhen, daß durch den Reibungswiderſtand die Bewegung in den engſten Verkehrskanälen ins Stocken geriete. Macht man geltend, daß die Inder ihre angeſammelten Vermögen nicht im Lande belaſſen, ſondern ihrer Heimat zuführen, ſo iſt dagegen zu erwidern, daß von ſehr erheblichen bisher angeſammelten Vermögen oder dem Export derſelben nichts bekannt iſt, und daß es eine ökonomiſche Notwendigkeit bedeutet, für eine Arbeit, die an ſich wertvoll iſt, Dem, der allein ſie vollführen kann, einen legitimen Nutzen ohne Vorbehalt zu zahlen.

LANDESKULTUR. Wurden bisher ethiſche und menſchliche Momente berührt, ſofern ſolche auf die Eigenproduktion des Landes einwirken können, ſo darf für einen Augenblick die Aufmerkſamkeit auf phyſiſche Produktionsbedingungen gelenkt werden, deren einige zu Anfang als hemmend bezeichnet wurden.

Die klimatiſchen Verhältniſſe vernunftgemäß zu behandeln, wäre der höchſte Eingriff menſchlicher Kultivation. Solche Einwirkung, obſchon nur in generationsweiſen Zeitläuften durchführbar, ſollten

gerade bei Beginn einer Koloniſationsperiode nicht außer acht gelaſſen werden.

BEWALDUNG

Die nahezu gänzliche Entwaldung Oſtafrikas bildet eine der Urſachen für den ſchroffen und nicht einmal regelmäßigen Wechſel zwiſchen Regenperioden und äußerſter Trockenheit, ſowie hauptſächlich für die Ungleichmäßigkeit der Waſſermengen in den Flußläufen. Die bisherige Forſtwirtſchaft iſt nach europäiſchem Vorbild auf den Gedanken der Erhaltung und Verwertung vorhandener und der Anſchonung neuer wertvoller Beſtände gegründet, und ſie bedarf hierzu einer ziemlich umfangreichen und koſtſpieligen Organiſation, die ſich deutſchen Verhältniſſen annähert. Wie nun an früherer Stelle, bei der Aufzählung kolonialer Großbetriebe, erwähnt wurde, iſt an eine forſtmänniſche Ausbeutung der Hölzer guter und mittlerer Qualität in abſehbarer Zeit nicht zu denken.

FORSTWIRTSCHAFT

Hiermit iſt dem Forſtbetrieb nach europäiſcher Art die Grundlage entzogen, und es kann einer afrikaniſchen Forſtwirtſchaft nur durch veränderte Mittel und Ziele eine neue Exiſtenzberechtigung erwachſen. Dieſe Ziele müſſen ſein: Erhaltung der vorhandenen Beſtände, ohne Rückſicht auf baldige Verwertung und ſomit unter möglichſter Koſtenerſparnis, Schaffung neuer Beſtände von großer Ausdehnung insbeſondere zur Bewaldung der Bergkuppen und Hänge, ohne Rückſicht auf beſondere Qualitäten der Hölzer und gleichfalls mit geringen Koſten. Die zweite und wichtigſte dieſer beiden Aufgaben hat, ſo paradox ſie ſcheinen mag, eine Löſung bereits gefunden, die freilich einiger Studien noch bedarf. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß Poriflächen, wenn ſie abgeſchloſſen und gegen die periodiſchen Steppenbrände geſchützt werden, ſich innerhalb weniger Jahre dicht bewalden und ſich allmählich in hochſtämmige, ſchattige Beſtände verwandeln, in denen das Dornengeſtrüpp von Laubbäumen verdrängt wird. Die Überwachung und der Brandſchutz dieſer Bezirke erfordert relativ ge-

ringe Organiſation und Koſten, und es erſcheint nicht unmöglich, durch dieſe Art der Anſchonung Feuchtigkeitsreſervoire zu ſchaffen, die allmählich auf die Bewäſſerung des Landes ausgleichend wirken.

WASSER-STELLEN

Überblickt man von einem der Gneisfelſen der Länder Uniamweſi und Uſſukuma die ausgebreitete helle Ebene, ſo bietet ſich ein ſeltſames Bild. Eingeſprengt in die unermeßliche graugelbe Poriſteppe entdeckt das Auge hellgrüne Streifen und Flecken, die in meilenweitem Abſtand ſich bis zum Horizont verlieren. Dieſe winzigen Oaſen bedeuten das gegenwärtig unter Kultur ſtehende Gebiet der oſtafrikaniſchen Eingeborenenproduktion. Sein Umfang bildet einen verſchwindenden Prozentſatz der Landesfläche. Man nähert ſich einer der grünen Inſeln und erkennt, von Euphorbien eingefaßt, die von weitem an Laubhölz erinnern, die Gehöfte, und inmitten der bebauten Felder, durch hellfarbiges Zuckerrohr und Bananen bezeichnet, den Urſprung, dem dieſer menſchliche Betrieb ſein Leben verdankt: die Waſſerſtelle. Zuweilen iſt es eine Quelle, häufiger ein Waſſerloch, der letzte Reſt eines in der Regenzeit gefüllten Teiches. Menge und Dauerbeſtand dieſes Gewäſſers beſtimmt den Umfang der hier geſtatteten Boden- oder Viehwirtſchaft, und meiſtens ſind dieſe ſpärlichen Behälter bis zur Grenze ihrer Ergiebigkeit ausgenutzt. Gelingt es, die letztere zu erhöhen, ſo finden ſich in gleichem Maße Umfang und Produktion des Kulturlandes erweitert; denn die Arbeitskräfte reichen zu, und der Wille zur Produktion iſt, vorausgeſetzt, daß kein Hemmnis des Abſatzes eintritt, vorhanden. Ja es dürfte nicht zu kühn ſein, anzunehmen, daß eine adäquate Vermehrung der Bevölkerung im Gefolge erſcheinen würde, denn auch die Dichte der Einwohnerſchaft pflegt bis an die Grenze der Ernährungsmöglichkeit heranzudringen.

WASSER-BESCHAFFUNG

Hier hat die Tätigkeit des Hydrologen und Ingenieurs einzuſetzen. Zu ſtudieren iſt, ob die in Südweſt-Afrika mit Erfolg an-

gewandten Mittel zur Auffindung unterirdiſcher Waſſerläufe auch hier zur Vermehrung der verwendbaren Quellen führen. Ferner, wieweit durch Staudämme die vorhandenen Läufe in künſtlichen Behältern aufgeſpart und nutzungsfähiger gemacht werden können. Auch die Möglichkeit wäre zu erwägen, ob durch Anpflanzungen rationeller Art eine Beſchattung und ſomit längere Erhaltung der ſtagnierenden Waſſermengen möglich ſei.

Zur Anlage von Baumpflanzungen ſcheinen überhaupt die Eingeborenen bereit, insbeſondere wenn ſie von den Sultanen und Akiden angehalten werden, für die wenigen Tage des Jahres, die zum Roden und Reinhalten der Anpflanzungen erforderlich ſind, Arbeitskräfte zu ſtellen. Mangoſchonungen ſind auf dieſe Weiſe im Bezirk Tabora auf Anregung der Regierung entſtanden, und es ließe ſich denken, daß durch weitere Verbreitung dieſer Beſtrebung die vorhin beſprochene Aufgabe der Aufforſtung eine fernere Förderung erfahren könnte.

LANDES-AUFNAHMEN

Eine der primitivſten Vorausſetzungen für die wirtſchaftliche Erſchließung eines Landes iſt unbeſtreitbar die genaue Kenntnis ſeiner geographiſchen, ethnographiſchen, geologiſchen, hydrologiſchen und Verkehrsverhältniſſe. Es darf dankbar anerkannt werden, daß die Bezirksverwaltungen mit regem, vielfach wiſſenſchaftlichem Intereſſe die intime Kenntnis ihrer Verwaltungsgebiete zu erweitern und zu konſervieren ſuchen, aber die laufenden Amtsgeſchäfte laſſen für Erkundungsreiſen wenig Zeit, Kräfte für wiſſenſchaftliche Aufnahmen ſind nicht überall vorhanden, und der häufige Wechſel der maßgebenden Beamten läßt manche mühſam gewonnene Erfahrung wieder in Vergeſſenheit geraten. So fehlt es denn in vielen Landesteilen gänzlich an eingehenden und zuverläſſigen Aufnahmen, und die Teilnehmer einer Expedition müſſen mit Verwunderung wahrnehmen, daß wenige Tagereiſen vom Verwaltungsſitz die Angaben über Diſtanzen,

Waſſerſtellen, Wegeverhältniſſe, ja ſelbſt über das Vorkommen von Verſeuchungen ſich widerſpruchsvoll oder irrig erweiſen.

Für dieſe Aufgaben der Exploration und Aufklärung wäre es möglich, vorhandene und hervorragend befähigte Hilfskräfte heranzuziehen, ſofern es überhaupt gelingt, die verſchiedenen Ziele der Landeskultur zuſammenzufaſſen und von einer einheitlich organiſierten Stelle aus anzugreifen. In Friedenszeiten iſt der Wirkungskreis der im Lande zerſtreuten Militärkommandos, ſoweit ihnen nicht als Militärſtationen auch die zivile Verwaltung ihres Bezirkes anvertraut iſt, ein ſehr beſchränkter. Die Aufrechterhaltung der militäriſchen Geübtheit bei Mannſchaften von durchſchnittlich nahezu zehnjährigem Dienſtalter und bei bewährten Unteroffizieren erfordert wenige Arbeitsſtunden des Tages, und gerade die intelligenteſten Offiziere leiden am ſchwerſten unter einer erzwungenen Muße, die in der Einſamkeit doppelt empfunden wird. Sie würden es mit Freuden begrüßen, wenn Aufgaben, die gleichzeitig dem Nutzen des Landes und ſeiner militäriſchen Sicherheit dienen, ihnen geſtellt würden, und ſie wären leicht in der Lage, Spezialkenntniſſe zur Förderung ſolcher Aufgaben durch Studium zu erwerben.

LANDES-KULTURAMT

Auf die Notwendigkeit der Zentraliſation weiſt jede Einzelbetrachtung der Landeskulturaufgaben. Auch das, was heute die Kommunalverwaltungen leiſten — die übrigens von unſeren Kommunalverwaltungen nur den Namen haben und tatſächlich außeretatsmäßig wirtſchaftende Provinzialregierungen darſtellen — iſt heute von keinem generellen Gedanken getragen, ſondern vielmehr eine akzidentelle Wohlfahrtspolitik, die häufig von den Intereſſen einflußreicher Anſäſſiger beſtimmt wird. Meiſt handelt es ſich um die Plazierung der vorhandenen Mittel in Wegebauten, deren Syſtem nicht aus einem generellen Verkehrsprogramm des Landes entſpringt, und die zuweilen genügend ge-

rechtfertigt erſcheinen, wenn ſie einer einzelnen Anſiedelung als Zufahrt dienen.

Tritt man dem Gedanken einer zentraliſierten Behandlung der Kultivationsaufgaben derart näher, daß auf Errichtung eines Landeskulturamts abgeſtellt wird, ſo ergeben ſich für dieſes neben den bereits erwähnten Aufgaben der Forſtwirtſchaft, der Bewäſſerung, der Landesaufnahmen und des Bergweſens eine Anzahl weiterer, zum Teil höchſt wichtiger Arbeitsgebiete.

KRANKHEITS-BEKÄMPFUNG

Als erſtes und vornehmſtes erſcheint die Bekämpfung epidemiſcher und endemiſcher Krankheiten. Welche der beiden Krankheitsgruppen, menſchliche oder tieriſche, für die afrikaniſchen Länder die ſchwerere Plage bedeuten, läßt ſich kaum ermeſſen. Während die einen die Eingeborenen dezimieren, die Kinderſterblichkeit gefahrdrohend erhöhen und den Aufenthalt der Europäer erſchweren, rufen die anderen Hungersnöte unter den viehzüchtenden Stämmen periodiſch hervor und vernichten dauernd jede Möglichkeit der Verwendung von Vieh für Transporte und Landwirtſchaft. Die Krankheitsfrage bedeutet daher für Afrika gleichzeitig eine Grundfrage für Bevölkerungszuwachs und Verwaltung, für Ernährung, Transport und Landwirtſchaft.

Vielleicht iſt die durch Jahrtauſende ungebrochene afrikaniſche Fauna die Urſache, daß die gefährlichſten der einheimiſchen Seuchen: Malaria, Rückfallfieber, Schlafkrankheit und Tſetſe auf einer Wechſelwirkung tieriſcher und menſchlicher Organismen und tieriſcher Organismen untereinander beruhen. Inſekten ſind die Überträger: Anopheles, Zecke, Gloſſine, Tſetſefliege. Aber gerade dieſe ſeltſame Verknüpfung der gefährdenden und gefährdeten Elemente befeſtigt die Hoffnung auf erfolgreiche Bekämpfung der Krankheiten, indem ſie die Zahl der Angriffspunkte vermehrt: Immuniſierung des Geſunden, Heilung des Erkrankten, Beſeitigung oder Fernhaltung des Inſekts — jede dieſer Möglichkeiten iſt denkbar

und könnte den Erfolg herbeiführen. So ſcheint in der Abwehr der Schlafkrankheit durch die Arbeiten Robert Kochs ein wichtiger Schritt getan: die Heilung der Infizierten in frühem Stadium wird als geſichert bezeichnet, und ihre Iſolation würde der Gloſſine den weiteren Infektionsſtoff entziehen.

ÄRZTE

Eine grundſätzliche Schwierigkeit der Krankheitsbekämpfung liegt in der geringen Zahl der verfügbaren ärztlichen Kräfte. Einige dreißig Ärzte, die gegenwärtig in dieſem ausgedehnten Lande tätig ſind, bedeuten wenig im Verhältnis zu ſeiner Einwohnerzahl. Bedenkt man ferner, welchen Aufwand von Tätigkeit die Praxis bei Europäern und Schutztruppen und die Verſorgung der beiden Hoſpitäler in Anſpruch nimmt, daß auf der anderen Seite die Therapie der Eingeborenen materiellen Nutzen nicht erbringt und jeder wirkſamen Kontrolle entzogen iſt, ſo wird man ſelbſt bei hoher Einſchätzung der menſchlichen Geſinnung unſerer Ärzte das Maß der Erwartung weiter reduzieren. Aber auch hier könnten, in Analogie deſſen, was über Heranziehung der Militärs für Aufgaben der Landesaufnahme erwähnt wurde, neue Hilfskräfte ohne neuen Aufwand gewonnen werden.

MISSIONEN

Evangeliſche und katholiſche Miſſionen ſind über das ganze Land verbreitet. Ihre ſichtbaren Erfolge auf religiöſem Gebiet ſind bisher durchweg gering, und mancher verſtändige Miſſionar ſpricht unumwunden aus, daß eine erzieheriſche Vorbereitung zur Erreichung des ſpäteren religiöſen Zieles gegenwärtig als die wichtigſte Aufgabe angeſehen werden müſſe. So werden in löblichſter Abſicht und unbeſtreitbar mit einigem Erfolge Schulen und Werkſtätten geſchaffen und landwirtſchaftliche Betriebe erhalten. Selbſt kritiſche Beurteiler der gegenwärtigen Miſſionstätigkeit werden zugeben müſſen, daß dieſer Beruf auf rein ideeller Grundlage, mit Hingebung und Aufopferung ausgeübt wird. Anderſeits aber kann er nach keiner Richtung hin den Schutz und die Förderung der

Regierung entbehren, und so ist die Voraussetzung für ein entschiedenes und wohltätiges Zusammenwirken auf Gebieten gemeinschaftlicher Interessen gegeben. Wenn auch gewisse Bestimmungen der katholischen Kirche die Ausübung ärztlichen Berufes einschränken, indem sie nämlich die Anwendung von operativen Eingriffen verurteilen, so dürfte es doch nicht schwer sein, Kompromisse zu finden, und dahin zu wirken, daß in jeder Missionsanstalt mindestens Ein ärztlich ausgebildeter Missionar beziehungsweise Eine Krankenschwester stationiert ist, daß ferner die zur Ausübung ärztlichen Berufs erforderlichen Hilfsmittel gehalten werden. Die Missionen würden hierdurch in erhöhtem Maße das Vertrauen der Eingeborenen gewinnen, und der Regierung wäre eine wesentliche Erhöhung des ärztlichen Bestandes gewährleistet.

NEUE KULTUREN

Zurückgreifend auf die Arbeitsgebiete des zu errichtenden Landeskulturamtes bliebe zu erwähnen die Aufgabe der Verbreitung neuer für Eingeborenenbetrieb geeigneter Kulturen. Daß der schwarze Landwirt jeder Belehrung der Regierungsorgane über Neuerungen, die seinem Vorteil dienen, gern und vertrauensvoll entgegenkommt, hat die Erfahrung gezeigt. Selbst solche Kulturen, die wie Manihot, als nur im Plantagenbetrieb durchführbar angesehen wurden, sind von Schwarzen aufgenommen; die Forderung der Plantagenbesitzer, durch Anbauverbote ihnen selbst Monopole zu sichern, würde dazu führen, daß aussichtsvolle Kulturen dem Auslande zugetrieben würden.

LANDESANSTALT AMANI

Im Zusammenhang mit den Aufgaben der Verbreitung neuer Kultivationen könnte der botanischen und zoologischen Landesanstalt in Amani erhöhte Bedeutung beigelegt werden. Als friedliche Gelehrtenrepublik, die nach Art einer Akademie sich ihre Aufgaben aus der durch zerstreute Anregungen gebotenen Fülle selbst wählt und nach freier Vereinbarung unter ihren Mitgliedern aufteilt, wirkt die Anstalt unter der Leitung eines bedeutenden

Mannes ſchon heute in erfreulicher Weiſe. Würde ſie dem Landeskulturamt angegliedert und würden von einem die geſamten Bedürfniſſe des Landes überblickenden Punkte aus Aufgaben in der Reihenfolge der jeweiligen Notwendigkeit ihr erteilt, ſo wäre aus einer vorwiegend wiſſenſchaftlichen Inſtitution ein aktives Organ im Sinne der Landesökonomie gewonnen, wobei es unbenommen bliebe, aus vorhandenen und ſich ſteigernden Mitteln auch fernerhin wiſſenſchaftliche Forſchungen zu fördern.

ORGANISATION DES LANDESKULTURAMTS

Was die Organiſation des Landeskulturamtes betrifft, ſo ſcheint es evident, daß bei der Verſchiedenartigkeit ſeiner Aufgaben ſchwerlich ein Leiter zu finden ſein dürfte, deſſen Vielſeitigkeit alle in Betracht kommenden Wiſſensgebiete beherrſcht. Aber dies iſt um ſo weniger erforderlich, als es ſich überhaupt nicht empfehlen wird, an die Spitze des Amtes einen Gelehrten zu berufen. Nur ein geſchäftlich hervorragender Beamter, der mit klarem Blick und ohne wiſſenſchaftliche Voreingenommenheit jede Frage individuell zu behandeln verſteht, kann dieſem ſchwierigen Poſten genügen. So wird er auch in weitherzigem Maße von der Befugnis Gebrauch machen, für Expertiſen und Verſuche ſich nicht auf die Kräfte ſeines limitierten Beamtenſtabes zu beſchränken, ſondern vielmehr die hervorragendſten Sachverſtändigen, gleichviel welchen Landes, zu vorübergehender Betätigung im Schutzgebiet zu gewinnen.

VERKEHRSMITTEL

VERKEHRSWESEN. Von allen mechaniſchen und materiellen Mitteln, die dazu dienen, die Ökonomie eines Landes zu heben, kann die Schaffung von Verkehrsmöglichkeiten als das unmittelbar wirkſamſte angeſehen werden, und doppelt in einem Gebiet, dem animaliſcher Transport nahezu in allen Teilen verſagt iſt. Da auch Kraftwagenverkehr in irgendwie nennenswertem Umfang nicht in Frage kommt — denn für große Entfernungen und große Gütermengen iſt er zu koſtſpielig, und bei geringeren Transportmengen und kurzen Wegen verlangt er eine regelmäßige und ſtarke Fre-

quenz —, so konzentriert sich die Aufgabe auf die Schaffung eines wirksamen und bei geringster Länge alle Teile des Landes gleichmäßig kanalisierenden Eisenbahnnetzes.

VORHANDENE BAHNEN

Bisher ist das Schutzgebiet an der Ostküste durch zwei kurze Strecken, die Morogoro- und die Usambarabahn sozusagen nur leicht geritzt; im Nordwesten das Gebiet des Viktoriasees durch die englische Ugandabahn einigermaßen angezapft, die Hauptgebiete des Landes, im Zentrum, Süden und Westen sind unberührt und lassen der Bestimmung künftiger Verkehrsadern, die dadurch um so grundsätzlicher und verantwortungsvoller wird, freie Verfügung.

UGANDABAHN

Häufig hört man in der Kolonie die Ansicht, die Ugandabahn schade uns, indem sie den deutschen Verkehr vom Viktoriasee abfange und auf englische Schienen leite; es sei daher unsere Aufgabe, diesen Verkehr zurückzugewinnen und möglichst auch fremden Verkehr unsererseits abzufangen. Diese Auffassung ist unzutreffend. Die Ugandabahn hat 120 Millionen Mark gekostet; sie verzinst sich, ohne Rückstellungen zu legen, mit knapp 1½ Prozent bei geringfügiger Zunahme des Reinertrages. Nimmt man nun den Zinsverlust gegenüber einer 3½ prozentigen Rente mit 2 Prozent an und rechnet man, daß zwei Drittel der transportierten Waren deutschen Ursprungs sind, so ergibt sich, daß unsere Transporte England mehr als 1½ Million im Jahre kosten. Wir befinden uns also hier in dem historisch seltenen Falle, England für freiwillige Leistungen Dank zu schulden. Im gleichen Irrtum befangen ist die Ansicht, es sei unsere Aufgabe, im Süden und Südwesten den Verkehr vom Rhodesischen und Portugiesischen Gebiet durch deutsche Bahnen abzufangen. Abgesehen davon, daß wir den Nutzen unserer Bahnen nicht im gewerblichen Betrieb, sondern in der wirtschaftlichen Wirkung suchen müssen, würden wir nur den Nachbarkolonien den gleichen Gefallen erweisen wie die Engländer uns,

und auch dieſen nur ſo lange, bis eigene Bahnen dieſer Länder, aus anderen Notwendigkeiten gebaut, unſere Mitwirkung überflüſſig machen.

EINZUGSGEBIETE

Nimmt man an, daß eine Bahnſtrecke in Oſtafrika ein Einzugsgebiet von je vier bis fünf Trägerreiſetagen gleich 150 km zu beiden Seiten des Geleiſes erſchließt — und dieſe Annahme dürfte inſofern gerechtfertigt ſein, als ſelbſt die im Verhältnis zum Werte ſchwerſten Warenſorten die Verteuerung ertragen, die bis zu dieſer Transportgrenze erwächſt, ſo kann das auf der beigefügten Karte (Seite 179) blau angelegte Gebiet als bisher erſchloſſen gelten. Es umfaßt dies die von der Morogoro- und Uſambarabahn durchaderten Einzugsflächen, ſowie die um den Viktoriaſee, der im Sinne des Transports als Teil der Ugandabahn angeſehen werden kann, gezogene 150 km breite Zone. Im merkantilen Sinne kann auch das von Eiſenbahnen bisher nicht berührte ſüdliche Küſtengebiet in gleicher Zonenbreite von etwa 150 km als erſchloſſen gelten, da die vorhandenen Häfen Kilwa, Lindi und Mikindani für einen regelmäßigen Küſtentransport ausreichen. Dieſes Gebiet iſt auf der Karte hellblau angelegt.

ZENTRALPUNKT TABORA

Die erſte Aufgabe der Erweiterung des vorhandenen Netzes, das bisher nur die Grenzen des Landes berührt, wird in der Erſchließung des Zentrums beſtehen müſſen. Als Zentralpunkt des Landes kann nur die Stadt Tabora in Frage kommen. Geographiſch liegt ſie nahezu im Schwerpunkt des ganzen Landes und in merkantiler, wahrſcheinlich auch in militäriſcher Beziehung teilt ſie die gleiche bevorzugte Lage. Sie iſt die Hauptſtadt des arbeitſamſten Landes Unjamweſi und die nahezu hundertjährige Karawanenniederlaſſung der Araber; als Markt- und Handelsſtadt iſt ſie die wichtigſte und bevölkertſte des Inlandes. Hier teilen ſich die Karwanenſtraßen von der Küſte nach dem Viktoria-, Tanganjika- und Njaſſa-See. Europäiſche, indiſche und arabiſche Häuſer ſind

hier etabliert; das Geſchäftsleben iſt reger als an irgend einem Platz von Deutſch-Oſtafrika.

ZENTRALBAHN

Nimmt man nun Tabora als Endpunkt des erſten künftigen Bahnſyſtems, ſo ergeben ſich zwei Möglichkeiten der Bahnführung nach der Küſte: der Weg nach Tanga oder nach Daresſalaam, mit anderen Worten, der Anſchluß an die Bahn Tanga—Mombo oder Daresſalaam—Morogoro. Daß der erſte um ein nicht unbeträchtliches länger ausfallen würde, kommt in Betracht, dürfte aber nicht entſcheidend ſein. Wichtiger erſcheint, daß der Hafen von Daresſalaam dem von Tanga überlegen iſt, und vor allem, daß die Fortſetzung der Morogorobahn allenthalben durch fruchtbares, angebautes oder anbaufähiges Gebiet führt, während die Strecke Mombo—Tabora die Maſai-Steppe und ein durchweg ſchwachbevölkertes Land durchkreuzen würde; überdies würde das Einzugsgebiet der letztgenannten Strecke auf eine gewiſſe Länge mit dem der Kilimandjarobahn zuſammenfallen, die als mäßige Verlängerung der Tanga-Mombobahn nach Nordweſten ihre eigene Berechtigung beſitzt. Von hoher Bedeutung für die Wahl der Morogoroſtrecke iſt endlich die Wahrſcheinlichkeit, daß die durchſchnittenen Landesgebiete, die gegenwärtig nur zum kleinen Teil die normale Hüttenſteuer entrichten, ohne Schädigung zum vollen Betrage dieſer Steuer herangezogen werden dürfen, ſobald ihre Ländereien erſchloſſen ſind. Der Mehreingang dieſer Einnahmen allein würde nahezu die Koſten der Bahn verzinſen. Es wird daher die Entſcheidung zugunſten der Bahnlinie Tabora—Morogoro—Daresſalaam gefällt werden müſſen, und als Einzugsgebiet

ERSTE ETAPPE

der erſten Etappe die auf der Karte rot angelegte Fläche ſich ergeben. Vielleicht empfiehlt es ſich, ſchon gleichzeitig mit dem Ausbau dieſer erſten Etappe die ebenerwähnte Verlängerung der Tanga-Mombobahn bis zum Kilimandjarogebiet, etwa nach Aruſcha durchzuführen. Es wäre hierdurch das ganze nordweſtliche Hoch-

land erſchloſſen und ſomit die Beſtimmung der Tangabahn, als eine Verkehrsſtraße des geſamten gegenwärtigen Anſiedelungsgebietes zu wirken, erfüllt. Die auf der Karte braun angelegte Fläche würde alsdann der Erſchließung gewonnen werden.

ZWEITE ETAPPE

Die zweite Etappe des Ausbaues kann als eine relativ noch wirkſamere als die erſte inſofern gelten, als mit einer verhältnismäßig kurzen Eiſenbahnſtrecke ein ſehr bedeutendes Gebiet des Landes geöffnet wird. Die ganze Länge des Tanganjika nimmt als Verlängerung der Verkehrsſtraße an der Erſchließung teil, wenn auf dem kürzeſten Wege, von Tabora nach Udjidji der See erreicht wird. Die Bahn Daresſalaam—Tabora würde durch dieſe Verlängerung die Bedeutung einer das geſamte Kolonialgebiet durchſchneidenden oſt-weſtlichen Zentralbahn erlangen und hiermit an Länge und Wirkſamkeit die Ugandabahn erheblich übertreffen. Das nördliche Erſchließungsgebiet allein, die Öffnung der dichteſt bevölkerten Landſchaften Ruanda und Urundi, würde die Anlage dieſer Verlängerung rechtfertigen. Auf der Karte iſt das Gebiet der zweiten Etappe, das ohne Berückſichtigung der gleichzeitig erſchloſſenen ausländiſchen Grenzterritorien bemeſſen wurde, mit grüner Farbe bezeichnet.

DRITTE ETAPPE

Die dritte Etappe des Bahnbaus hat die Aufgabe, das Südoſtgebiet der Kolonie, insbeſondere das Umland des Njaſſaſees zugänglich zu machen. Hier ergeben ſich drei Möglichkeiten: die Verbindung des Njaſſa mit dem Tanganjika, die den Verkehr auf die Zentralbahn leiten würde, die Verbindung des Sees mit einem der Ozeanhäfen, die den Vorteil kürzeſter Warenbeförderung brächte — vielleicht mit der Möglichkeit, einen Teil des Ruſidjilaufes als Waſſerſtraße der Bahn zu ſubſtituieren —, endlich die Verbindung mit einem Hauptpunkt der Zentralbahn, womöglich Tabora, mit dem Gedanken, durch Verlängerung dieſer Strecke nach Muanſa eine nord-ſüdliche Transverſalbahn zu

ſchaffen, die den Njaſſa mit dem Viktoriaſee direkt verbindet. Auf den erſten Blick erſcheint die letztgenannte Kombination wenig wirtſchaftlich, weil das neugewonnene Erſchließungsgebiet zu der Länge der Linie in einem ſehr ungünſtigen Verhältnis ſteht. Trotzdem könnte aus anderen als wirtſchaftlichen Gründen vielleicht gerade dies Projekt dereinſt den Vorzug erlangen, denn ſeine Trace würde den Schlußſtein der von England erſtrebten Kap-Kairobahn bilden, die in dieſem Falle, und denkbarerweiſe unter finanzieller Mitwirkung der Engländer, auf einer langen Strecke durch deutſches Gebiet geleitet würde. Eine Entſcheidung über die Ausgeſtaltung der dritten Etappe kann im Hinblick auf die verhältnismäßig unentwickelte und durch den letzten Aufſtand ſtark reduzierte wirtſchaftliche Bedeutung des Südgebietes einer ſpäteren Zeit vorbehalten werden. Um das Bild der Erſchließungsgebiete zu vervollſtändigen, iſt von der Annahme einer Transverſalbahn ausgehend, das Einzugsgebiet des Njaſſa und ſeiner Zufahrtſtraße in die Karte eingetragen und gelb bezeichnet.

Ein Blick auf die mit Farbflächen nunmehr nahezu bedeckte Karte zeigt, daß durch die Einzugsgebiete der drei Bauetappen nahezu vollſtändig das ganze Land erſchloſſen erſcheint. Von Verkehrswegen mäßig entfernt verbleiben nur ein kleines Nordgebiet mit Ausläufen der Maſai und Wembäreſteppe, deſſen wirtſchaftlich wertvollſter Teil in das Einzugsgebiet der Ugandabahn fällt, und ein Streifen im Süden, der in ſpäteren Zeiten bei entſtehendem Bedarf durch eine kurze Seitenbahn verſorgt werden könnte.

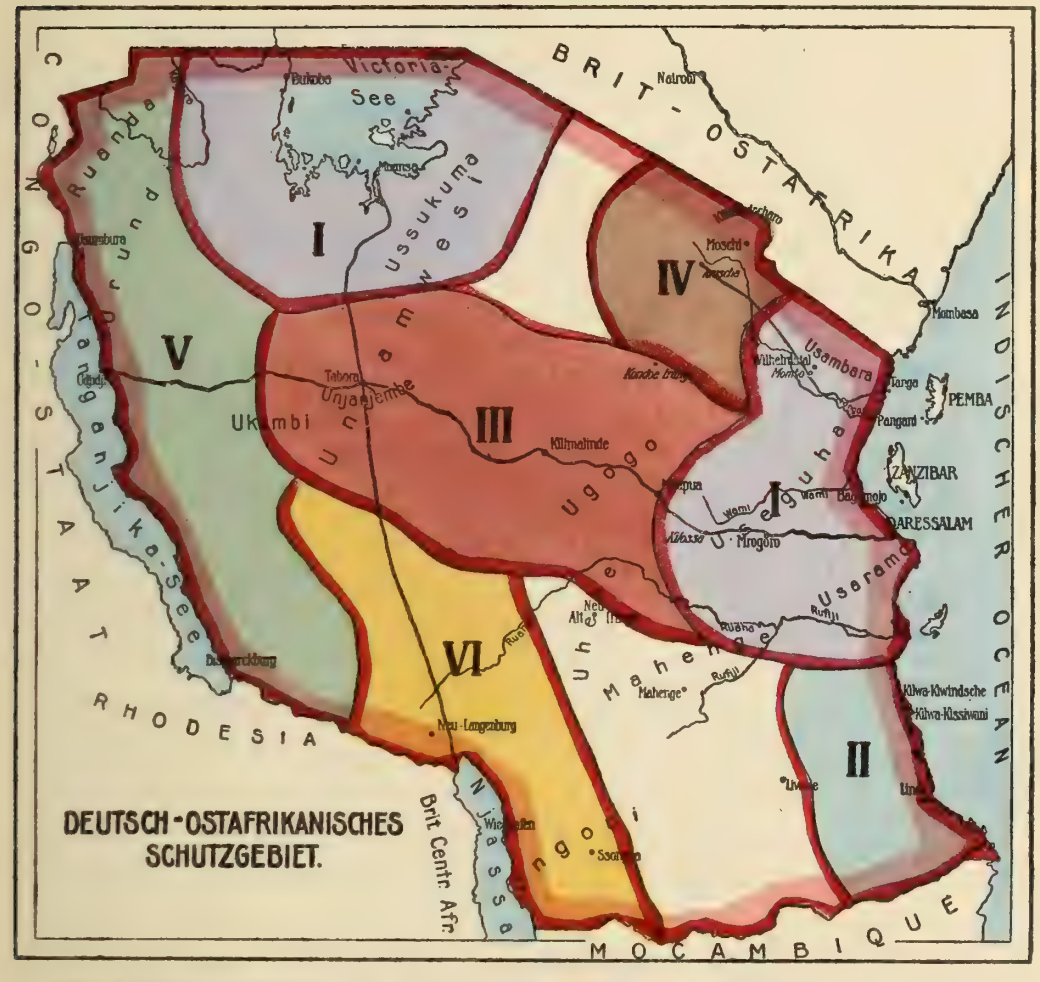
ZUSAMMENSTELLUNG

Zuſammenfaſſend ſei folgende ſchematiſche Wiederholung des Erſchließungsprojektes angefügt:

1. Etappe: a) Zentralbahn Morogoro—Tabora. Schätzungsweiſe Länge 650 km. Schätzungsweiſe Koſten 60 Millionen Mark. b) Ausbau der Uſambarabahn bis Aruſcha, Länge 200 km, Koſten 18 Millionen Mark.

DEUTSCH-OSTAFRIKA

I. Das gegenwärtig durch Morogorobahn, Uſambarabahn und Ugandabahn erſchloſſene Gebiet: II. Das als Küſtenland erſchloſſene ſüdliche Gebiet: III. Das Einzugsgebiet der erſten Bahnbau-Etappe Morogoro-Tabora: IV. Das Einzugsgebiet der Verlängerung der Uſambarabahn nach Aruſcha: V. Das Einzugsgebiet der zweiten Etappe des Bahnbaus: Tabora-Udjidji (Vollendung der Zentralbahn): VI. Das neu gewonnene Einzugsgebiet der Njaſſabahn unter Annahme einer Transverſalbahn Langenburg-Muanza:



Die Einzugsgebiete der bestehenden und projektierten Bahnlinien.

2. Etappe: Vollendung der Zentralbahn durch die Verlängerung Tabora—Udjidji. Länge 350 km, Koſten 32 Millionen Mark.
3. Etappe: Erſchließung des Njaſſagebiets. Unter Annahme des Baues der Transverſalbahn Langenburg—Muanſa: Länge 800 km, Koſten 72 Millionen Mark.

Das geſamte Bauprojekt, ſoweit es für die nähere Zukunft in Frage kommt, alſo Etappe 1 und 2, würde annähernd 120 Millionen koſten; nimmt man die Transverſalbahn als Etappe 3 hinzu, ſo würde die endgültige Kanaliſierung des Verkehrs von Deutſch-Oſt-Afrika nicht ganz 200 Millionen Mark erfordern.

LANDWEGE

Im Einklang mit dem Grundgedanken der Verkehrserſchließung durch ein einheitliches Netz von Bahnarterien iſt die Aderung durch Wege für den Landverkehr auszugeſtalten.

Ungeachtet der Schwierigkeiten, die ſich einſtweilen jeder animaliſchen Traktion entgegenſtellen, haben einzelne Kommunen bisher in ziemlichem Umfange Fahrſtraßen ausgebaut, die kaum jemals von Fuhrwerken berührt worden ſind. Auch die Eingeborenen benutzen die Fahrſtraßen nicht; ſelbſt mit ſchweren Laſten klimmen ſie lieber auf ausgetretenen Pfaden die Abhänge empor, als daß ſie den langen Serpentinen der Kunſtſtraßen folgen.

Auf abſehbare Zeiten wird man daher überall, wo für den Verkehr der Eingeborenen Wege geſchaffen werden ſollen, ſich darauf beſchränken können, die Flußläufe durch leichte Brücken, und ungangbare Berghänge durch Fußwege überſchreitbar zu machen; im übrigen wird der Schwarze für die Schaffung von Pfaden ſelbſt beſorgt ſein, wo ſich ein Verkehrsziel für ihn bietet. So kann aus den vorhandenen Mitteln ein Vielfaches an Verkehrslänge hervorgehen im Vergleich zu den bisher jährlich durch Kunſtſtraßen erſchloſſenen Strecken.

Vor allem iſt Sorge zu tragen, daß das geſamte Syſtem der Verkehrswege ſich in dem Sinne ausgeſtaltet, daß den Arterien

Nachwuchſes, nicht ausreichen, ſo wäre es wünſchenswerter, gelegentlich auf andere Stände zu rekurrieren, als auf ausgeſprochene Befähigung zugunſten einer beruflichen Erziehung zu verzichten.

KOLONIALE LAUFBAHN

Zwei Forderungen ſollten nach Möglichkeit erfüllt werden: Zunächſt, daß Beamtenkräfte ſchon in jüngeren Jahren in die koloniale Laufbahn eintreten. Iſt es ein Nachteil der deutſchen Verwaltung, daß Verantwortung und ſelbſtändige Initiative erſt in ſpäteren Lebensjahren erworben und gewährt wird, wo Begeiſterungsfähigkeit und Idealismus der Mäßigung und Routine zu weichen beginnen, ſo muß einem Lande raſcher Entwicklung die Arbeitskraft im Zenit des Schaffens, der in den Tropen zwiſchen 30 und 40 Jahren liegen dürfte, fruktifiziert werden. Werden jüngere Kräfte herangezogen, ſo entſteht die Frage ihrer kolonialen Anlernung; dieſe wird im Verlaufe noch berührt werden.

Die zweite Forderung beſteht darin, daß eine koloniale Tätigkeit nicht als Durchgangspoſten, ſondern als Lebensaufgabe zu gelten hat. Iſt ſchon die Zahl der Befähigten beſchränkt, wird dieſe durch die klimatiſchen Anforderungen und Gefahren weiter reduziert, ſo darf nicht eine nochmalige Verringerung des Beſtandes durch ſolche Kräfte, gleichviel ob zivile oder militäriſche, eintreten, die eine zweijährige Kolonialperiode für intereſſant und ausreichend halten. Wer ſich zum Kolonialdienſt verpflichtet, ſollte ſich auf mindeſtens 3—4 Dienſtperioden von je $2^1/_2$ Jahr binden, wobei allein dem Gouvernement das Recht zuſteht, nach einer kurzen Probezeit den Dienſtvertrag aufzuheben.

Es handelt ſich ſomit um Schaffung einer kolonialen Karriere, die ihre Anforderungen auf ein ganzes Menſchendaſein ſtellt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſie als Gegenwert für ihre Anſprüche an Arbeitskraft und Intellekt, und als Entſchädigung für die Entbehrungen, Entſagungen und Gefahren des kolonialen Lebens Dem,

der ſich ihr zuwendet, eine reichliche Lebensführung, eine ehrenvolle Stellung und eine ſorgenfreie Zukunft zu gewähren hat.

Mit der Betrachtung der Auswahl und der dauernden Sicherung des Beamtenkörpers iſt die Beamtenfrage noch nicht abgetan. Es handelt ſich um die Gewinnung nicht nur geeigneter, ſondern auch numeriſch ausreichender Kräfte.

BEAMTEN-WECHSEL

Mit Recht wird in der Kolonie allenthalben über den endloſen Wechſel der Regierungsbeamten geklagt, und für die Regierung ſelbſt entſtehen unhaltbare Zuſtände, wenn in einem Regierungsbezirk innerhalb dreier Jahre fünfmal ein neuer Amtmann begrüßt wird. Daß das Intereſſe eines Verwaltungsbeamten für einen ſo kurze Zeit bewohnten Bezirk ſich nicht erwärmen, ſeine Kenntnis des Landes ſich nicht vertiefen kann, iſt evident. Es kommt einfach aus dem Einarbeiten nicht heraus, und dieſes Einarbeiten iſt doppelt erſchwert dadurch, daß jede Übertragung früherer Erfahrung verloren geht; es muß jedesmal von vorn angefangen werden. Ähnlich ſteht es mit dem Vertrauen der weißen und farbigen Einwohner. Sie wiſſen, daß ihre Intereſſen einem vorübergehend Anſäſſigen anvertraut ſind, und können, da für eine wahre Würdigung ihres Zuſtandes die Zeit fehlt, nur hoffen, aus der mangelnden Sachkenntnis des Regierungsvertreters einen gelegentlichen Vorteil zu ziehen.

NEUE STELLEN

Es iſt leicht zu erkennen, daß dieſe Beſtändigkeit im Wechſel nicht eine Willkürlichkeit ſondern ein Symptom bedeutet. Der Grund der Erſcheinung iſt in der zu geringen Zahl verfügbarer geeigneter Kräfte zu ſuchen. Erfolgt der Abgang eines Beamten in verantwortlicher und ſchwieriger Stellung, und dies wird häufig der Fall ſein, wenn die koloniale Laufbahn nicht als Lebensaufgabe gilt, ſo muß, wie bei dem Kinderſpiel des „Kämmerleinvermietens“ das Nachrücken ſolange fortgeſetzt werden, bis für den gerade verfügbaren Reſervemann minderer Verantwortungsfähigkeit eine

leichter zu verwaltende Stelle geöffnet iſt. Eine Remedur dieſes Zuſtandes empfiehlt ſich in der Weiſe, daß ſtändige Vertretungen der verantwortungsvollen und ſchwierigen Poſten geſchaffen werden. Gegenwärtig amtet unter dem Bezirksamtmann direkt der Bezirksſekretär, ein Subalternbeamter, dem, wo nicht der Verfügung, ſo doch dem Uſus nach, äußerſt verantwortungsvolle Funktionen obliegen; ſo in den meiſten und größten Bezirken die Eingeborenengerichtsbarkeit. Würde zwiſchen den Bezirksſekretär und den Bezirksamtmann ein der höheren Karriere angehörender ſtellvertretender Bezirksamtmann geſetzt, ſo entſtünden zunächſt allerdings einige Mehrkoſten, die aber durch Erſparnis an Subalternbeamten oder farbigen Erſatz derſelben teilweiſe direkt, durch Vorteile der Verwaltung in reichem Maße indirekt kompenſiert werden würden. Die Folge wäre zunächſt eine Entlaſtung der Bezirksamtleute, ſo daß dieſe ſich dem Studium des Landes durch regelmäßige Bereiſung eingehend widmen könnten, mit der Zentralverwaltung in perſönlichem durch Konferenzen erleichterten Verkehr blieben, und während der Beurlaubungen einen geeigneten Erſatz hinterließen. Des ferneren die Kontinuität der Praxis und der Erfahrung, indem kaum jemals gleichzeitig Bezirksamtmann und Vertreter abberufen werden, und erleichterte Einarbeitung bei Erſatz ſowohl des einen wie des andern. Sodann wäre der regelloſe Wechſel in der Beſetzung der Ämter ſelbſt beſeitigt. Denn bei Entſtehen einer Vakanz wäre es unſchwer, aus der Zahl der Vertreter einen Erſatz zu finden, wenn es ſich um einen leichteren Poſten handelt, aus der Zahl der übrigen Amtleute, wenn es ein ſchwierigerer iſt, wobei dann der Neuberufene ohne weiteres durch ſeinen Vertreter erſetzt werden könnte. Ein Abgang eines Bezirksamtmannes würde ſomit gar keine oder höchſtens eine Veränderung Eines anderen leitenden Poſtens erforderlich machen. Endlich und vornehmlich wäre für die Kolonialkarriere inſofern ein Subſtrat geſchaffen, als eine

koloniale Erziehung in der Anlernung der Vertreter, ein Aufrücken zur Bezirksleitung als Lebensaufgabe, ſchließlich die Beförderung der Befähigtſten zu Referenten, Gouverneuren oder höheren Beamten des Reichskolonialamts, eine Kontinuität bilden würden, bei der einerſeits nur erfahrenen Kennern des Kolonial-landes die höchſten Verantwortungen zuteil würden, anderſeits jedem Eintretenden die vollen Ausſichten einer weitreichenden Laufbahn geboten würden. Zur Beleuchtung dieſer Ausführungen mag erwähnt werden, daß von den gegenwärtigen Referenten in Daresſalaam kein einziger Gelegenheit gehabt hat, das Innere des Landes, geſchweige ſeine ganze Ausdehnung kennen zu lernen. Das eingehende Studium fremder Kolonien, das bei dem heutigen Entwicklungszuſtand unſerer Koloniſation von höchſter Bedeutung ſein müßte, iſt vielleicht nicht einem einzigen Beamten des Reichskolonialamts beſchieden geweſen.

Einige Einzelfragen, die dem Gebiet der Verwaltung angehören, mögen in dieſem Zuſammenhang erwähnt werden.

WÄHRUNG. Von Plantagenbeſitzern und Anſiedlern durchweg, ausnahmsweiſe auch von Großhändlern und Gewerbetreibenden wird die Erſetzung der Rupienwährung durch Markwährung beantragt. Es iſt auffallend, daß gerade Landwirte ſich mit einer ſo hervorragend kommerziellen Frage befaſſen, und läßt die Vermutung zu, die auch ſtellenweiſe ſich beſtätigt, daß von der Verkleinerung der Münzeinheit eine Ermäßigung der Löhne in gleicher Proportion erhofft wird. Auf die Irrigkeit dieſer Anſicht einzugehen, verlohnt nicht; es genügt, darauf hinzuweiſen, daß der Händler im Zweifelsfalle nach oben abrundet, und daß ſelbſt ein ſchwarzer Arbeiter, der ſtatt 1 Mark 33 Pfennig 1 Mark erhält, für ſeine Waren aber ſtatt 1 Mark 33 Pfennig 1 Mark 50 Pfennig zu zahlen hat, nicht lange über den Wert dieſer Reform im Unklaren bleiben wird. Öffentlich wird gegen die Rupienwährung geltend

des Bahnverkehrs ein Netz von zuführenden und verteilenden Adern erwächſt. Die für die Beſtimmung des Bahnſyſtems aufgeſtellte Anſchauungsweiſe der Einzugsgebiete kann nur dadurch zu einem getreuen Bilde der Wirklichkeit werden, daß jede Produktionsſtätte innerhalb der Wirkungsſphäre der Bahnlinie unabhängig von Terrainverhältniſſen auf kurzem Wege der Verbindung teilhaftig wird.

VERWALTUNG. Die Verſchiedenheit der Landesgebiete in Hinſicht auf Boden, Stämme, Sprache, Wirtſchaftsform und Kultur weiſt hin auf Dezentraliſation der Regierung. Dieſer Forderung entſpricht die ziemlich ſelbſtändige Stellung und Verantwortung der Bezirksverwaltungen, die ohnehin durch die räumlich und verkehrsmäßig große Entfernung von der Zentralverwaltung geboten iſt. Freilich ergibt ſich bei jeder minder ſcharf zentraliſierten Organiſation leicht ein Mißſtand inſofern, als grundſätzliche Fragen der Wirtſchaft und Politik von den örtlichen Behörden verſchieden aufgefaßt und behandelt werden. Dies iſt offenbar in einigen nicht unbedeutenden Punkten bisher der Fall geweſen. Über die Stellung zu Plantagen- und Eingeborenenkulturen, Arbeiterfrage, Behandlung der Eingeborenen, Anlage von Verkehrswegen, gingen und gehen zum Teil die Anſichten der Diſtriktchefs weit auseinander. Eine Einheitlichkeit in den Grundzügen der Verwaltungspolitik und ein Austauſch der in den Verwaltungsbezirken gemachten Erfahrungen würde ſich erzielen laſſen, wenn die Verbindung mit der Zentralſtelle eine engere wäre, als ſie durch ſchriftliche Berichte und Erlaſſe hergeſtellt werden kann. Die gegenwärtige Praxis läßt gemeinſchaftliche Jahreskonferenzen der Bezirksamtleute aus Gründen der Abkömmlichkeit und Entfernung nicht zu; aus gleichen Gründen finden Bereiſungen der Bezirke ſeitens der Zentrale nur in geringem Umfang ſtatt. Selbſt die äußerſt notwendigen Bereiſungen des Bezirkes durch den eigenen

DEZENTRALISATION

Verwaltungschef bleiben aus dieſen Gründen und infolge des häufigen Wechſels der Beſetzung auf ein unzulängliches Maß reduziert. Auf dieſe Verhältniſſe ſoll im weiteren Verlauf nochmals zurückgegriffen werden.

KOMMUNAL-VERWALTUNGEN

Eine weitere Dezentraliſation hat durch die Errichtung von Kommunalverwaltungen ſtattgefunden. Dieſe verdanken einer eigentümlichen Geſetzesanwendung ihr Daſein. Durch Verordnung vom 29. März 1901 wurde die Zuſammenfaſſung von Wohnſtätten zu Kommunalbezirken geſtattet. Offenbar beruhte die Verordnung auf dem Gedanken, die Entſtehung von ſtadt- oder dorfähnlichen Kommunen durch Zuſammenſchluß benachbarter Wohnſitze und unter Geſtattung einer gewiſſen Selbſtverwaltung zu fördern. Die Ausführung ſetzte ſich über alle kleinlichen Beſchränkungen des Raumes kühn hinweg, vereinigte ſämtliche Wohnſtätten eines jeden Bezirkes zu je einer Kommune, und ſchuf ſo Gemeinden von der Ausdehnung deutſcher Königreiche. Abgeſehen von dem ausgeſprochenen Gedanken, einen Teil der Bezirkserträge — es iſt dies im weſentlichen die Hälfte der Hüttenſteuer — dem Diſtrikt und ſeinen Steuerzahlern wieder zugute kommen zu laſſen, mag hier der Wunſch mitgeſprochen haben, über Mittel von einiger Bedeutung unter ſeparater Budgetierung zu verfügen. Während europäiſche kommunale Selbſtverwaltungen auf dem Grundſatz baſieren, daß örtliche Steuerzahlende ihre verſchiedenartige Intereſſen untereinander ausgleichen und ihre eigenen Kontributionen gemeinſchaftlich verwalten, beſteht in der Kolonie der paradoxe Gegenſatz, daß eine Verſchiedenartigkeit der Intereſſen nicht ſtattfindet, und daß die Nichtbeſteuerten über die Aufbringungen der Steuerzahler verfügen. Denn eine Vertretung der Eingeborenen beſteht in den Kommunalverwaltungen nicht und kann bis auf weiteres nicht gewährt werden; die Intereſſen der Anſiedler und Plantagenbeſitzer ſind gleichartig und nur denen der Eingeborenen

entgegengeſetzt; die Aufbringung der Steuern und Zölle aber liegt lediglich den Eingeborenen ob. Die Tatſache, daß dem Bezirksamtmann als Chef der politiſchen Verwaltung gleichzeitig die Leitung der Kommunalverwaltung zuſteht, kann dieſe Widerſprüche nur zum Teil ausgleichen. Vor allem aber kann die bedauerliche Erſcheinung nicht vermieden werden, daß notleidende Kommunalbezirke unter der Unzulänglichkeit der Gemeindemittel doppelt leiden, während wohlhabendere Gemeinden vor die Frage geſtellt ſind, ihre Einnahmen zu theſaurieren oder auf minder wichtige Inveſtitionen zu verwenden. Daß dies auf dem Gebiet des Wegebaues gelegentlich geſchehen iſt, wurde bereits angedeutet.

KOMMUNALE FINANZEN

Es iſt in Erwägung gezogen worden, die Einrichtung der Kommunalverbände aufzuheben oder auf einige wirklich beſtehende Gemeindekomplexe wie Daresſalaam und Tanga zu beſchränken. Aus ideellen Gründen begegnet dieſe Vernichtung vorhandener, wenn auch problematiſcher Selbſtverwaltungen berechtigten Bedenken. Dagegen kann die Aufhebung der feſten Überweiſungsquote, an deren Stelle eine nach Art und Zeit wechſelnde vom Gouvernement zu beſtimmende Vereinbarungsquote lebhaft befürwortet werden. Abgeſehen von der Möglichkeit, ſchwache Bezirke reichlicher zu dotieren, würde hierdurch ein nicht unbeträchtlicher Zuwachs zu den der Zentralverwaltung verfügbaren Mitteln gewonnen, die im Intereſſe einheitlicher Wirtſchaftspolitik Verwendung finden könnten.

Erſcheint das Dezentraliſationsprinzip zu weit getrieben auf dem Gebiet der Kommunalverwaltung, ſo darf es in der politiſchen Verwaltung, ſoweit es ſich um eine weitgehende Selbſtändigkeit der Bezirksverwaltungen handelt, durchaus anerkannt und nach Möglichkeit erweitert werden.

BEAMTENKÖRPER

Solche Selbſtändigkeit aber erfordert als Korrelat weitgehende Anſprüche an die Vorzüglichkeit des Beamtenkörpers; und ſo mag

eine kurze Betrachtung der kolonialen Beamtenfrage gerechtfertigt erſcheinen.

Die Stärke der preußiſchen und nach ihrem Vorbild der deutſchen Verwaltung beruht auf dem Prinzip der Tradition. Die Tradition innerhalb der zum Verwaltungsdienſt berufenen Familien ſchafft uns den inkorruptibelſten und hingebendſten Beamtenſtand aller Länder, und die gegen äußerliche Einwirkungen geſchützte Tradition der Verwaltung ſichert uns einen ruhigen, würdigen und ſicheren Gang der inneren Politik.

Für koloniale Unternehmungen beſitzen wir keine Tradition und dies war die Urſache, daß an ſich tüchtige Verwaltungskräfte auf dieſem Gebiete verſagten und die deutſche Kolonialpolitik kompromittierten. Viele moderne Kolonialgebilde ſind aus geſchäftlichen Unternehmungen erwachſen; verſtaatlicht wurden ſie zumeiſt, nachdem die Periode geſchäftlicher Experimente beendet ſchien; und dennoch blieb ihre Geſtion in höherem Maße geſchäftlicher Politik verwandt als ſtaatlicher. Geſchäfte überhaupt haben die Neigung, ſich der Tradition zu entziehen, und ſoweit es der innewohnende Grundgedanke zuläßt, ſich opportuniſtiſch zu bewegen. Sie laſſen ſich durch keine noch ſo ſorgfältige Erziehung erlernen, ſondern erfordern Veranlagung. Beſitzt in einem traditionellen Staat jeder perſönlich Qualifizierte, der den Nachweis einer normal abſolvierten beruflichen Erziehung erbringt, den Anſpruch auf Verſorgung, ſo darf in einer kolonialen Verwaltung dieſer Grundſatz keine Geltung haben. Es iſt durchaus nicht geſagt, daß Kolonialbeamte außerhalb des Staatsbeamtenkörpers geſucht werden müſſen; denn innerhalb der Tauſende, die dieſen Körper ausmachen, werden mehr als ausreichende Beträge an Geſchäftstalent jederzeit zu finden ſein, und ihrer übrigen Qualitäten wegen einen gewiſſen Vorzug vor Neueintretenden verdienen. Sollte das Angebot indeſſen, insbeſondere für jüngere Kräfte des

gemacht, daß ſie bei Auslandszahlungen, insbeſondere nach Zanzibar, einem Diſagio von 4 % und mehr unterliegt. Die Hälfte dieſes Diſagios entſpricht der Minderbewertung des deutſchen Goldes gegenüber dem engliſchen. Sie würde, da deutſches Gold die Baſis der deutſchen Rupie bildet, auch bei Einführung der Markwährung nicht verſchwinden. Der Reſt des Diſagios iſt eine Folge der Zahlungsbilanz gegenüber Zanzibar. Dieſer Platz empfängt deutſche Rupien im Austauſch für Waren. Eine Gegenzahlung findet in vollem Umfang nicht ſtatt, und ſo muß der Zanzibarer Zahlungsempfänger das deutſche Kolonialgeld, für das er keine Verwendung hat, loszuwerden ſuchen. Wie es dies anfängt, iſt ſeine Sache; daß er ſich dafür bezahlen läßt, iſt ſein gutes Recht. Alſo hat auch dieſer Teil des Diſagios mit der Währungseinheit nichts zu tun.

Die Einführung einer neuen Münzeinheit für Deutſch-Oſt-Afrika war überflüſſig. Wenn man glaubte, die Verrechnung gegen die indiſche Rupie zu erleichtern, ſo mußte man die deutſche Rupie auf etwa 1,35 Mark ſtellen, wodurch dann freilich die Verrechnung gegen Mark erſchwert war. Die Erwartung, die deutſche Münze in den engliſch-indiſchen Verkehr einzuführen, wäre aber auch dann ſchwerlich erfüllt worden, denn daß eine Sperrung der engliſchen Kaſſen erfolgen würde, war zu erwarten.

Wollte man jetzt dazu übergehen, die Rupie durch die Mark zu erſetzen, ſo wäre der Fehler, abgeſehen von den Koſten, ein doppelter: die eingeborene Bevölkerung würde in der Stornierung einer Regierungsmaßnahme das Eingeſtändnis eines Fehlers erkennen und Anlaß finden, die Autorität der Regierung zu kritiſieren, gleichzeitig aber würde der Neger ſich für übervorteilt halten. Denn er kennt weder den Begriff der Scheidemünze, noch den des Silbergehaltes; für ihn iſt die Größe der Münze für ihren Wert entſcheidend, und wenn man ihm ein Zweimarkſtück von annähernd

der Größe einer Rupie für 1½ Rupien in Zahlung gäbe, ſo würde er annehmen, daß man ihn um eine halbe Rupie Silber beraubt. Würde ſomit das Vertrauen in die Billigkeit der Regierungsmaßnahmen und in die Vollwertigkeit des Münzweſens gleichzeitig erſchüttert, ſo wäre hiergegen nur der Vorteil einer etwas bequemeren Zahlungsweiſe der Heimat gegenüber erreicht; ein Vorteil, der deswegen kaum ins Gewicht fällt, weil Kursſchwankungen unmöglich ſind, und Silberſendungen nach Deutſchland in abſehbarer Zeit nicht erfolgen dürften.

KREDIT

KREDITINSTITUT. Neben dem Wunſch nach Änderung der Währung vernimmt man vielfach die Befürwortung der Errichtung eines Kreditinſtitutes. Wie ein ſolches gedacht ſei, bleibt unausgeſprochen und iſt ſchwer feſtzuſtellen. Für ſtädtiſchen Hypothekarkredit beſteht zugegebenermaßen kein ungedeckter Bedarf, da die Mittel der Sparkaſſen ausreichen, ihn zu beſtreiten. Plantagen können einen Hypothekarkredit nicht beanſpruchen, weil der Wert des Bodens kein immanenter iſt, ſondern in der Bewirtſchaftung liegt. Der Hypothekengläubiger hätte ſomit nur die eine Sicherheit, daß ſein Pfand wertlos iſt, wenn er es erhält, während es ſehr wertvoll ſein kann, ſolange er keinen Anſpruch darauf hat. Es bleibt mithin, da Warenkredit von den liefernden Firmen bereits gewährt wird, für ein Kreditinſtitut nur noch der Geſchäftszweig des Perſonalkredits übrig, und es iſt wenig wahrſcheinlich, daß ein Erwerbsunternehmen ſich zu ſeiner Pflege etablieren wird, zumal die wirtſchaftliche Lage der Kreditſuchenden vielfach eine zweifelhafte iſt, und die Gefahren der tropiſchen Verhältniſſe ſeine Erwerbsfähigkeit leicht beeinträchtigen können.

Nichtsdeſtoweniger dürfte in Erwägung gezogen werden, ob nicht die Deutſch-Oſtafrikaniſche Bank zur Gewährung von Krediten an Private unter gewiſſen Kautelen zu autoriſieren ſei; denn es wäre denkbar, daß der eine oder andere im Lande anſäſſige Gewerbe-

treibende oder künftige Kleinbankier, durch ausreichende eigene Mittel dazu berechtigt, die Gewährung von Perſonalkrediten aufnehmen und hiergegen Bankkredit zu beanſpruchen gedächte.

STAATSBETRIEBE. Die Übernahme induſtrieller, kommerzieller oder dem Verkehr dienender Betriebe durch den Staat iſt gerechtfertigt, wenn entweder die Gefahr privater Monopole beſeitigt werden muß, oder eine dem Zwecke entſprechende Sicherheit des Betriebes nicht anders erzielt werden kann, oder endlich, wenn der Betrieb eine ſeiner inneren Notwendigkeit entſprechende Ertragsfähigkeit nicht zuläßt. Gewerbliche Staatsbetriebe, die in freier Konkurrenz mit Privaten lediglich dem Erwerbszweck dienen, ſind unberechtigt und meiſt unfruchtbar; denn der Staat verwaltet teuer und iſt ſowohl im kommerziellen Wettbewerb wie in der techniſchen Beweglichkeit behindert. Entgegen dieſen elementaren Erwägungen, die unter exotiſchen Verhältniſſen verſtärkte Geltung haben, wurde in der Kolonie eine Flottille, ein Schwimmdock und eine Werft in Staatsbetrieb genommen; die letztere wird gegenwärtig durch einen beträchtlichen Neubau erweitert. Die Folge iſt eine Belaſtung des Budgets um mehrere Hundert Tauſend Mark jährlich, die nach Betriebseröffnung des Werftneubaus ſich um ein erhebliches vermehren dürfte. Es wird ſich empfehlen, dieſe Betriebe, nötigenfalls unter Gewährung einer Subvention oder Garantie zu verpachten; eine Gelegenheit hierzu dürfte ſich finden anläßlich der Verhandlungen, die betreffend die Finanzierung der Zentralbahn mit der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Eiſenbahngeſellſchaft zu führen ſein werden.

WERFT, FLOTTILLE

BAHNBETRIEBE. Was den Betrieb der eben genannten Zentralbahn und der übrigen kolonialen Eiſenbahnen betrifft, ſo liegt hier der Fall vor, daß die Unternehmungen vom Landesintereſſe geboten ſind, daß aber ihr direkter, gewerblicher Ertrag den Anſprüchen des Privatkapitals nicht genügen kann. Ein Staatsbetrieb wäre daher hier am Platze. Gegenwärtig iſt die Uſambarabahn

BAHNBETRIEB UND FINANZIERUNG

verpachtet, jedoch, den Verhältniſſen entſprechend, ohne Gewährung eines feſten Pachtbetrages, auf Grundlage einer Teilung des Bruttoüberſchuſſes. Die Morogorobahn befindet ſich im Beſitz und in der Verwaltung einer Privatgeſellſchaft, der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Eiſenbahngeſellſchaft, der eine die Verzinſung ihrer Aktien ſichernde Reichsgarantie und eine Landkonzeſſion gewährt iſt. Schon jetzt beginnt dieſe Konzeſſion in Anbetracht ihres abnormen Umfangs läſtig zu werden; bei fortſchreitender Erſchließung des Landes wird ſie ſpekulative und monopoliſtiſche Gefahren zeitigen. Bei der Neuregelung, die der Bau der Zentralbahn Morogoro—Tabora erforderlich macht, wird daher zu erwägen ſein, ob unter Verzicht auf reinen Staatsbetrieb eine Finanzierung dergeſtalt ſich ermöglichen läßt, daß die Landkonzeſſion an den Fiskus zurückfällt, daß ferner der Bau, Betrieb und Beſitz der Kontrolle der Regierung unterſteht, ohne daß neue erhebliche Garantieverpflichtungen übernommen werden. Ein Finanzprogramm, das dieſen Bedingungen entſpricht, und gleichzeitig den Intereſſen der Aktionäre der Bahngeſellſchaft Rechnung trägt, wäre das folgende: die Geſellſchaft erhöht ihr Kapital um den zur Verlängerung der Bahn erforderlichen Betrag, alſo um ca. 60 Millionen Mark durch Ausgabe von Stammaktien, während die gegenwärtigen Aktien die Rechte von Vorzugsaktien erhalten; ſie verzichtet ferner auf ihre Landkonzeſſion. Hiergegen wird die Zinsgarantie auf die nunmehrigen Vorzugsaktien um ½ % erhöht. Die Stammaktien werden vom Fiskus übernommen. Auf dieſe Weiſe bleibt die Geſellſchaft beſtehen, wird aber vom Fiskus als dem Beſitzer einer Zweidritteil Majorität kontrolliert, der die Mitglieder des Aufſichtsrats ernennt und ſomit auf die Direktion Einfluß nimmt. Er behält ſich vor, im geeignet ſcheinenden Zeitpunkt die Vorzugsaktien durch Rückzahlung abzulöſen und ſich ſo in alleinigen Beſitz des Unternehmens zu ſetzen. Die Aktionäre laufen durch den Übergang der Majorität an den Fiskus keine Gefahr, denn ihre

Rente iſt geſichert und überdies, abgeſehen von der Chance einer ſpäteren Steigerung aus Gewinnteilung mit den Stammaktien, durch Erhöhung der Zinsgarantie verbeſſert. Es dürfte keine Schwierigkeit machen, auch die übrigen gegenwärtigen Staatsbetriebe und den Beſitz der Uſambarabahn auf die ſo konſtituierte Koloniale Staatsbahngeſellſchaft zu übertragen und hierdurch die Einheitlichkeit aller gewerblichen Fiskalunternehmungen unter ſtaatlich kontrollierter aber induſtriell gehandhabter Verwaltung herbeizuführen.

POSTVERWALTUNG. Der Erwägung wert iſt endlich die Frage, ob es im Intereſſe der Kolonie liegt, den Betrieb ihrer Poſt und Telegraphie, der zurzeit von der Reichspoſtverwaltung geführt wird, in eigene Regie zu übernehmen. Ein erheblicher Teil der Koſten, ſo die Poſtbeförderung nach den Stationen des Binnenlandes, liegt ſchon jetzt der Kolonialverwaltung ob, ohne daß ein Gegenwert in ihre Kaſſen fließt. Die künftige Steigerung des Verkehrs wird dieſe Koſten nicht erheblich erhöhen, wohl aber die Einnahmen, deren Zuwachs für den Etat der Reichspoſtverwaltung wenig, für den des Gouvernements dagegen beträchtlich ins Gewicht fällt. Abgeſehen von dem Geſichtspunkt der Billigkeit dürfte es auch der Reichspoſtverwaltung erwünſcht ſein, den Stab ihrer kolonialen Beamten verringert zu ſehen, während es für die Kolonialverwaltung eine gewiſſe Bedeutung hat, wenn alle im Gouvernement anſäſſigen Reichsbeamten von einer Stelle reſſortieren.

POST UND TELEGRAPHIE

III. SCHLUSZBETRACHTUNG

Der Überſicht halber ſei es geſtattet, die im Gange dieſer Erörterung berührten hauptſächlichen Anregungen ſchematiſch nochmals vor Augen zu ſtellen. Es handelt ſich um folgende Punkte:

1. Hinſichtlich der geſamten Wirtſchaftspolitik:
   Verſchiebung des Schwerpunktes in der Richtung der Eingeborenenkultur.
2. Hinſichtlich der Eingeborenenfrage:
   Anderweitige Regelung der Strafgewalt der Europäer und Schutz der Farbigen gegen Mißhandlung.
   Umgeſtaltung und Beaufſichtigung des Arbeitskontraktes ſowie des Anwerbeweſens.
   Schaffung einer dem „Native Commissioner“ entſprechenden Inſtitution.
3. Hinſichtlich der Landeskultur:
   Extenſiver Betrieb der Aufforſtung.
   Aufſuchung neuer und Schutz vorhandener Waſſerſtellen.
   Landesaufnahmen, möglichſt unter Zuziehung der Militärkommandos.
   Krankheitsbekämpfung, möglichſt unter Zuziehung von Miſſionsanſtalten.
   Schaffung eines Landeskulturamts unter Einbeziehung der Landesanſtalt Amani.
4. Hinſichtlich des Verkehrsweſens:
   Feſtlegung eines Bahnbauprogramms, beginnend mit der Zentralbahn Morogoro—Tabora und dem Ausbau der Uſambarabahn.
   Schaffung eines Syſtems von Landwegen im Sinne der Verkehrszufuhr zu den Bahnſtraßen.
5. Hinſichtlich der Verwaltung:
   Neuregelung des kommunalen Finanzweſens.
   Schaffung einer Kolonialkarriere.
   Vermehrung der höheren Verwaltungspoſten.

Angeſichts der ideellen und materiellen Aufwendungen, die zur Verwirklichung dieſes Programms erfordert werden, iſt die Frage

berechtigt, ob und welche adäquaten Vorteile der Kolonie durch eine neue Wirtſchaftspolitik erwachſen können.

Zu Eingang war die koloniale Aufgabe dahin definiert worden, daß das Gebiet durch eigene Kraft zu einem Zuſtande geführt werden ſoll, in welchem alle ſeine menſchlichen und phyſiſchen Mittel zur Entfaltung kommen. Dieſe Definition verlangt einen Idealzuſtand, der nur Annäherungen zuläßt. Aber auch dieſe ſind nur auf langen Wegen erreichbar; denn hier iſt die Vorausſetzung: Entwicklung der Eingeborenenwirtſchaft, die heute ſich in einer zwar ausſichtsvollen, aber doch primitiven Verfaſſung befindet, zu einem mächtigen ökonomiſchen Faktor. Daß ſolche Entwicklung möglich iſt, wird jede ernſte Prüfung des Landes ergeben; gelingt es einer neuen Kolonialbehandlung, ihr die Wege vorzuſchreiben und zu ebenen, ſo hat ſie ihre heutige größte Aufgabe erfüllt.

Als erſten Annäherungspunkt und als einen ſolchen, der in greifbarer Zukunft liegt, kann man die Etappe bezeichnen, in der die Kolonie zum Zuſtande des „self-supporting“ gelangt, ſomit ihr Budget aus eigener Kraft zu balanzieren vermag. Gelingt es, die Belaſtung der gewerblichen Staatsbetriebe aufzuheben, ſo iſt der Eintritt dieſes Zuſtandes nur noch eine Frage der Verrechnung. Wenn nämlich das Reich alsdann ſich entſchließt, die Koſten des Erwerbs und der Verteidigung der Kolonie — Rentenabfindung an die Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft und Militäretat — auf ſeine Schultern zu nehmen, ſo tritt das finanzielle Gleichgewicht ein, die Ausgaben werden durch eigene Einnahmen gedeckt. Für die Kolonie iſt hierdurch der Vorteil erlangt, daß ſie, zu einem ſelbſtändigen wirtſchaftlichen Organismus herangereift, den Anſpruch auf eine unabhängigere Finanzwirtſchaft ſtellen darf, denn ſie kann größere einmalige Inveſtitionen durch eigene Anleihen ohne Reichsgarantie decken. Das Reich iſt der Sorge um eine ſeiner erheblichſten paſſiven Unternehmungen ent-

hoben, und einem Teil der Kolonialkritiker gegenüber iſt der Erwerb und Beſitz des Schutzgebietes gerechtfertigt.

Dieſe äußere Rechtfertigung enthebt indeſſen nicht von der Prüfung der ernſten Frage, ob der Wert von Oſtafrika für das Reich dem Aufwand an Gut und Blut, den er gekoſtet, entſpricht. Wie ſchwer es iſt, die Art und Reihenfolge der Vorteile vorauszuſagen, die ein Mutterland ſeinen Kolonien verdanken wird, wurde zu Eingang erwähnt. Wollte man ungeachtet der tiefen Verhüllung, die den künftigen Weltgang der Technik, der Ökonomie und des Verkehrs unſeren Blicken entzieht, eine Vermutung wagen, ſo wäre man verſucht anzunehmen, daß die Emanzipation von fremden Rohprodukten der nächſtliegenden kolonialen Wirtſchaftsepoche ihre Bedeutung geben wird. Eine Periode der Syndizierung und Monopoliſierung der wichtigſten Grundprodukte hat ſeit etwa zwei Jahrzehnten begonnen und wird ſo lange vorhalten, als die Zahl des Vorkommens dieſer Stoffe, wie Kohle, Petroleum, Eiſenerz, Kupfer, Zink, Baumwolle dem Umfange des Weltbedarfs nur eben entſpricht. Während der Dauer einer ſolchen Periode, zumal, wenn ſie mit einer über die Welt verbreiteten Schutzzoll-Ära zuſammenfällt, beſteht die Gefahr, daß einzelne Länder auf die Verarbeitung eigener Rohmaterialien beſchränkt bleiben, während umgekehrt jeder eigene Beſitz an Rohmaterialien zur Stabiliſierung der entſprechenden Induſtrien führt.

Abgeſehen von ſolchen Einzelerwägungen, die zuviel des Konjekturalen enthalten, muß indeſſen im Auge behalten werden, daß es kein ſtärkeres Monopol gibt als das des Grund und Bodens. Wenn ein Geſchäftsmann, von der Erwägung ausgehend, daß für jeden Deutſchen, der geboren wird, ſo und ſoviel Flächenraum Berliner Bodens benötigt werden, in der Verkehrsgegend der Stadt ein Grundſtück erwirbt, ſo iſt es ihm gleichgültig, ob dieſes ſpäter für ein Warenhaus, ein Bankgebäude oder ein Miniſterium

gebraucht wird. Er beſitzt ſeinen Anteil an einem Monopol, und von allen darin enthaltenen Möglichkeiten iſt die der Wertſteigerung ihm ſicher, ſolange die Entwicklung des Reiches anhält und das Geſetz ſein Monopol ſchützt. Daß das Monopol des Landbeſitzes für den Privaten weit übertroffen wird von dem Monopol des Länderbeſitzes für ein Staatsweſen ergibt ſich von ſelbſt; denn hier finden nachträgliche Beſitzverſchiebungen erheblich ſeltener ſtatt. Die Aufteilung Afrikas war ein Werk weniger Jahrzehnte und wird in ihren Grundzügen vielleicht jahrhundertelang Geltung behalten. Daß Deutſchland gerade an dieſer Aufteilung partizipieren konnte, wird in ſpäteren Zeiten gewürdigt werden. Denn die übervölkerten Gebiete Aſiens werden nach einer Periode ſtarken externen Konſums dazu zurückkehren, ihre wirtſchaftlichen Bedürfniſſe ſelbſt zu befriedigen, ihre Bodenſchätze für eigenen Bedarf und Weltmarktkonkurrenz aufzuarbeiten und eine ökonomiſche Selbſtändigkeit zu beanſpruchen, während die enormen Flächen Afrikas und ihre der Leitung bedürftigen Produktionskräfte auf alle abſehbare Zeit den Kulturvölkern zur Verfügung bleiben.

Vernimmt man nun immer wieder das Bedauern darüber, daß unſere Beſitzungen hinter Ägypten und Kapland erheblich zurückſtehen, ſo wird durch Teilnahme an dieſer Empfindung die geſchäftliche Betrachtung nicht gefördert. Zu erwägen iſt lediglich, daß Ägypten durch ſeine Hiſtorie und Phyſis außerhalb aller afrikaniſchen Verhältniſſe ſteht, und daß die Kapkolonie einer mehrhundertjährigen holländiſchen und engliſchen Bewirtſchaftung bedurft hat, um zu ihrer heutigen Blüte zu gelangen.

Weder die politiſche noch die induſtrielle Stellung Deutſchlands hätte errungen werden können, wenn man ſich dauernd der Betrachtung gewidmet hätte, ob und aus welchen Gründen andere Leute geographiſch und phyſiſch beſſer ſituiert ſeien als wir. Wir verdanken unſere Exiſtenz ideellen und ethiſchen Werten und

einem Geſetz, wonach eine gewiſſe Sterilität der Bedingungen erforderlich iſt, um ſtarke Situationen zu erlangen und dauernd zu behaupten.

So dürfen wir denn auch der letzten Frage: ob der Deutſche koloniſatoriſchen Aufgaben gewachſen ſei, zuverſichtlich ins Auge blicken. Daß gewiſſe Mängel der Erziehung und des Herkommens uns anhaften, insbeſondere in den mittleren Schichten der Bevölkerung, wurde zugeſtanden. Es muß auch anerkannt werden, daß andere koloniſatoriſche Qualitäten uns fehlen: die Homogenität der Raſſe und Lebensweiſe, das naive und unerſchütterliche Superioritätsgefühl, das zähe Feſthalten an der Sprache, die lebendige Kraft der Tradition — Eigenſchaften, die jedes Land, das der Engländer berührt, ſofort in ein Stück Großbritannien verwandeln. Alles in allem verlangt aber die Aufgabe der Koloniſation Eigenſchaften, die der Deutſche in reichem Maße beſitzt: Mut und Hingebung, Idealismus und Nachhaltigkeit. Wie die deutſche Evolution des XIX. Jahrhunderts auf der Tatſache beruht, daß die ideelle und abſtraktive Veranlagung des Deutſchen Volkes, die jahrhundertelang in transzendenter Spekulation ſich ſelbſt verzehrt hatte, plötzlich zu einem Wert von enormer Realität ſich erhoben ſah, weil Wiſſenſchaft, Technik und Organiſation ihr adäquate Aufgaben ſtellte: ſo dürfen wir hoffen, daß die Erziehung zur Koloniſation abermals dem deutſchen Geiſt ein Gebiet erſchließen wird, das ſeiner irdiſchen Miſſion entſpricht. Der Reſultate dieſer Erziehung aber wird die deutſche Politik dann bedürfen, wenn die zweite und vielleicht letzte Aufteilung kulturbedürftiger Länder eintritt: die Koloniſationsperiode der heute von dekadenten Raſſen und Staatsweſen beherrſchten Gebiete.

OKTOBER 1907
A. B. „PRINZREGENT“
Dareſſalaam — Neapel.

UNGESCHRIEBENE SCHRIFTEN

UNGESCHRIEBENE SCHRIFTEN

I. Alles, was in der Welt unſere Seele und unſere Sinne erhebt, iſt: Aus der Verworrenheit der Erſcheinung hervortretende Geſetzmäßigkeit.

Der Inbegriff aber aller Geſetzmäßigkeit iſt die innere Notwendigkeit.

Je mehr wir uns der Gottheit nähern, deſto mehr erſcheint uns von der Welt innerlich notwendig.

Denn der Gottheit und in der Gottheit iſt alles notwendig; in ihr und durch ſie vermählt ſich Wille und Schickſal, Zufall und Geſetz.

So iſt in der Gottheit die Welt zugleich ſchön und gut, notwendig und verſtändig, phantaſtiſch und wahr.

II. Das Geſetzmäßige wird vom Geiſt erkannt, von der Seele empfunden. Wahrnehmung des Geſetzes iſt Erkenntnis, Empfindung des Geſetzes iſt Kunſt, Ahnung des Geſetzes iſt Religion, Anwendung des Geſetzes iſt Ethik.

III. Was von außen als Geſetz erſcheint, das iſt von innen Gott. Deshalb ſind Kunſt (die das Geſetz empfindbar macht) und Wiſſenſchaft (die es erkennbar hinſtellt) beide Gottesdienſt.

IV. Das Geſetz iſt das einzige Abſolute, das ſich erkennen und empfinden läßt, gleichviel, ob es ſich in der Erſcheinung, im inneren Empfinden oder in den Sinnen äußert. Das Geſetz eines Rhythmus empfindet der Geiſt ohne Zutun des Ohres, das Geſetz eines Baumes nimmt das Kind wahr, das Geſetz eines Kreiſes erkennt und wählt der Ungeſchulte aus einer beliebigen Zahl von Ovalen, das Geſetz der Attraktion fühlt der unbewußte Leib. Das Geſetz, das ſich ſcheinbar als Kauſalität äußert, beherrſcht unſer Denken.

V. Die Freude am geahnten latenten Geſetz, aus der das Zwillingspaar des Naturempfindens und des Kunſtgenuſſes ſtammt, zwingt mit unabweisbarer Gewalt zur Tranſzendenz.

Daß die Schönheit des Gewitterhimmels uns beglückt, das Ringelſpiel der Schlange uns anzieht, der aufgewühlte Meeresabgrund uns lockt: Das ſtammt nicht aus dem Katechismus der Nützlichkeit und des Erbtumes.

Im Geſetzmäßigen offenbart ſich die Gottheit; ſie iſt Geſetzmäßigkeit. Daher iſt Perſönlichkeit ihr Gegenpol; eine perſönliche Gottheit wäre teufliſch.

VI. Wahrheit iſt innere Harmonie.

VII. Wo wir das Geſetz der Welten nicht erkennen noch empfinden, da dürfen und können wir uns an das Geſetz des Spiegelbildes halten.

VIII. Durch den Satz vom zureichenden Grunde kommt die Metaphyſik leicht in Bedrängnis.

„War denn die Welt nur auf der Baſis des Waſſerſtoffatoms — oder des Lichtätheratoms — oder unſerer Schulphyſik oder Chemie — möglich? Dann hat doch wohl ein weiſer Alchemiſt eine bewußte Wahl getroffen!“

Möchten wir nicht am liebſten hinter den letzten Fixſternen eine Glasglocke ſehen, die das „All“ einſchließt?

Wenn wir die Welt als wirklich ſetzen, ſo gibt es mehr Welten als Lichtätheratome, — ja, ſchlechthin: ſo iſt alles Denkbare wirklich und alles, was möglich iſt, exiſtiert.

IX. Es iſt unmöglich, ein räumlich oder materiell Unendliches, alſo Unbegrenztes, zu denken, weil wir jedes räumliche Ding nur unter dem Bilde ſeiner Oberfläche, alſo ſeiner Begrenzung, erfaſſen.

Dagegen iſt das Zeitliche, oder, was dasſelbe iſt, das zahlenmäßig Unendliche denkbar, weil wir das Zeitliche, von der Gegenwart, alſo vom Mittelpunkt aus erfaſſen, mithin keiner Grenze bedürfen.

Unbewußt haben diejenigen Philoſophen den Sachverhalt zugegeben, die ſich bemühten, aus der Welt eine periodiſche Funktion zu machen.

Dagegen haben alle diejenigen gegen den Satz verſtoßen, die in ſcholaſtiſcher Wortbefangenheit das „Unendliche“ ſozuſagen

qualitativ und moraliſch bewerteten, als etwas Löbliches hinſtellten und es daher für die göttliche Majeſtät requirierten.

In Wahrheit kann nur etwas Begrenztes vollendet ſein. Vollkommenheit aber iſt im Sinne des Anthropomorphismus jedenfalls das wünſchenswerteſte göttliche Prädikat.

Behält man den erſten Satz bei, ſo erhält man eine unendliche Reihe ineinander beſtehender endlicher Welten und eine unendliche Reihe nebeneinander beſtehender endlicher Welten.

X. Die Philoſophie der Inder konnte ſich von der Zweckhaftigkeit der Orientalen nicht befreien. Dreifach haftet an ihr dieſer Makel: ſie beruht auf ethiſcher Wertung, ſie fordert die Entwickelung der Seele und ſie ſtellt als abſolutes Ziel einen Endzuſtand.

Ihre grandioſe Abkehr von der Erſcheinungswelt iſt die höchſte Stufe deſſen, was Furchtphiloſophie erreichen kann.

XI. Die Erhebung zur Tranſzendenz verrichtet jegliches Wunder, indem ſie jegliches Wunder unnötig macht. Sie entreißt uns den Feſſeln der Individualität, macht wunſchlos und leidlos und erlöſt die Seele, ohne den Leib zu töten.

XII. Die Sonne iſt das irdiſche Sinnbild der Tranſzendenz.

Durch alle Zeiten ſchlingt ſich ein einiges Band um alle Verkünder und Propheten der Sonne und der Liebe. Sie haben in vier Jahrtauſenden nur das eine Wort geſprochen und ſtets das gleiche.

XIII. Alles Abbild des Eſſentiellen, des Tranſzendenten und Ewigen im Spiegel des menſchlichen Geiſtes iſt unveränderlich und gleich, von Moſe bis Plato, von Lionardo bis Goethe: hier waltet keine Originalität. Originell iſt nur das Menſchliche: die Trübung.

XIV. Die Stärke des Naturempfindens iſt das Maß der Tranſzendenz. Utilitariſche Erklärung des Naturgefühles iſt kaltſinnige Torheit.

XV. Alle Begeiſterung iſt tranſzendent. Alle negierende, akkuſatoriſche Empfindung ermangelt der Tranſzendenz, denn ſie wird durch den tranſzendenten Gedanken aufgehoben.

XVI. Im engliſchen Parlament iſt es Sitte, daß der Redende nicht an die Mitglieder des Hauſes, ſondern an den Sprecher ſich wendet.

So iſt jede geiſtige Produktion Zwieſprache, Anrede an den Sprecher der Welt. Das Haus, das im Dunkel liegt, mag ſie vernehmen; der Sprecher verſteht, doch erwidert nicht.

XVII. Glaube iſt die handgreifliche Form des Tranſzendenten.

XVIII. Wollte man ein Geiſtesopfer erfinden, das den Menſchen im direkten Verhältnis ſeiner Intelligenz belaſtet, gewiſſermaßen eine progreſſive Beſteuerung des Intellektes: ſo konnte man nichts Wirkſameres erdenken als den dogmatiſchen Glauben.

XIX. Wann wird man begreifen, daß Religion und Ethik nichts miteinander zu tun haben? Zweckhafte Orientvölker haben dieſe Wirrnis geſtiftet. Religion entſpringt dem edelſten Drang der Menſchenſeele, der Natureinheit. Sie iſt myſtiſch, gläubig, liebevoll. Ethik entſpringt dem Zweck- und Wertbewußtſein. Sie iſt irdiſch, barmherzig, neidhaft, gerecht und zweckhaft.

Religion ſchafft Gottheiten, Heroen, Myſterien, Prieſter und Mythen; Ethik ſchafft Heilige, Geſetze, Lehren, Dogmen, Prediger und Pfaffen.

Der Katholizismus trägt noch Züge einer Religion. Proteſtantismus und Judentum ſind Lehren.

Deshalb iſt der katholiſche Prieſter heilig, auch wenn er ſehr wenig vom Heiligen hat; der Paſtor muß ſeine Heiligkeit durch den „Wandel“ erkämpfen. So verfällt er leicht in Salbung und Heuchelei.

Abernaive Gemüter glauben, es müſſe ein neuer Lehrer und Prophet, ein Moralgenie kommen, um Religionen zu ſtiften. Liebet Gott und die Kreatur, feiert die Sonne und machet Muſik: ſo habt ihr eine Religion.

XX. Bigotterie vernichtet die Menſchenwürde, indem ſie ſich zum Lobe Gottes ſchlecht macht,

ſie beleidigt Gott, indem ſie ihm ſchmeichelt,
ſie betrügt die Welt, indem ſie aus müheloſem Gebahren Vorteil hofft.

XXI. Wer nicht begreifen kann, daß die Welt nicht anders denn zwecklos ſein kann, den frage, ob das Allegro einer Symphonie das Adagio zum Zweck habe oder ob das ganze Werk des Schlußakkordes wegen da ſei.

XXII. Spiele dein Inſtrument ſo gut du kannſt, von ganzem Herzen und mit ganzer Liebe. Für die Kompoſition ſorgt ein Anderer.

XXIII. Die Propheten der Entwickelung hoffen, daß aus der Pauke mit der Zeit eine Pikkoloflöte und aus dieſer eine Violine wird.

XXIV. Alle Teleologie, Vergeltung, Vervollkommnung, Endziel, Wille des Schöpfers, iſt heimliches Zweckbedürfnis, ſomit Furchtmenſchenglaube.

XXV. Wer die aufgehende Sonne begrüßt, preiſt und anbetet, wird ſich von mürriſchen Gelehrten nicht irr machen laſſen, die ihm

beweiſen, das Geſtirn ſei ein toter Körper ohne Augen, Ohren und Gefühl, und ſein Aufgang wie ſein Untergang ereigne ſich in jedem Moment auf einem anderen Erdſtrich. Denn die Empfindung und Erhebung iſt unendlich wahrer, realer und tiefer als das Symbol, das ihr als Richtpunkt, Bote und Mittler dient.

XXVI. Betrachteſt du die Welt mechaniſch-utilitariſch, ſo entſteht Materialismus; betrachteſt du ſie empfindend-tätig, ſo ergibt ſich Dualismus; begeiſtert zweckfrei: Idealismus.

So iſt das Verhältnis zur Welt nur ein Spiegelbild unſerer Seelenſtimmung. Der Idealiſt iſt gezwungen, mechaniſch anzuſchauen, wenn er phyſikaliſche Probleme behandelt, der Materialiſt wird zum Idealiſten, wenn er ſich den Grenzen des Exakten und den ethiſchen Dingen nähert.

Von der Geſamtheit unſeres Seelenlebens ausgehend, müſſen wir die Welt in einer unausſprechlichen Anſchauung erfaſſen, zu der unſere Weltanſchauungen nur im Verhältnis von dreidimenſionalen Koordinaten ſtehen.

XXVII. Die Welt ein Strom, ohne Anfang und Ende, Urſache und Ziel. Geſchwellt von eigener Kraft, wallend in eigener Schönheit, ohne Entwickelung, aber in ſteter Folge. So entſtehen Wirbel und Strömungen, Schnellen und Kaskaden; jeder Teil wirkt auf den anderen, das allgemeine Geſetz beherrſcht das Ganze.

Aber ſeltſam: Vom allgemeinen Geſetz löſen Teile ſich los; ſie enthalten eigene Geſetzmäßigkeiten: das Individuum ſchafft ſich Zwecke. Sind dieſe Zwecke geſetzmäßiger Art, wie die von Natur

erzeugten Inſtinkte, ſo haben ſie noch eine der Allgemeinheit kongruente Wirkung. Aber ſie ſondern ſich weiter: und ſo entſteht Geſetz gegen Geſetz.

So wird der Zweck zum naturfeindlichen Prinzip.

XXVIII. Alle menſchliche Denkung und Handlung iſt entweder organiſch und naturfördernd oder kompliziert und naturfeindlich.

Dieſe Polarität iſt keine abſolute, aber der relative Kontraſt läßt ſich durch Beiſpiele abbilden.

Zucker iſt ein reiner, kriſtalliniſcher und ſchätzenswerter Stoff, ebenſo Kochſalz und Quarzſand. Vermiſche die drei Ingredienzen, ſo entſteht ein Gemiſch, das freilich im letzten Sinn auch noch geſetzmäßig iſt, aber nicht annähernd in dem Maße wie jeder der drei Komponenten für ſich.

Oder: wir freuen uns an der hydrauliſchen Geſetzmäßigkeit eines Springbrunnens. Setze dem Strahl ein rundes Plättchen wagerecht entgegen, ſo wird eine Glocke aus Waſſerwänden ſich bilden, die auch noch als ein fremdlich Organiſches angeſprochen werden mag. Laß aber den Strahl gegen eine willkürlich geformte und geſtellte Oberfläche ſpritzen, ſo zerteilt er ſich in einen gleichgültigen Zufallsregen, in dem zwar noch alles nach hydrauliſchen und Gravitätgeſetzen hergeht, die urſprünglich einfache ſchöne Geſetzmäßigkeit dagegen zerſplittert iſt.

XXIX. Entgegnet man: bei geſteigerter Erkenntnis verſchiebt ſich Polarität und Faſſungsvermögen nach der Seite des Komplizierten, ſo iſt zu erwidern: Warum nicht? Aber wir ſchaffen Welten für Geiſter, die uns gleichen.

XXX. Da Furcht und Zweck dem inneren Empfinden des Abendländers ſchmachvoll erſcheint, darf ſeine Metaphyſik nicht teleologiſch ſein.

Die Metaphyſik vom Zweck zu befreien, iſt die philoſophiſche Aufgabe des Okzidents.

XXXI. Ein ethiſcher, alſo zweckhafter Gott verlangt als Korrelat kraft des Geſetzes der Polarität die Exiſtenz eines Teufels.

XXXII. Ein zweckhafter Gott kann weder allmächtig noch unvergänglich ſein.

XXXIII. Durch alle Adern der Natur ſtrömen die Wellen der Urkraft zu jeder Zeit deiner Seele entgegen, um in ihrem Brennpunkt die Welt von neuem fort und fort zu erzeugen. Ob ſie durch Äther, Luft und Erde ihren Weg genommen haben, empfängſt du ſie als ein fleckenloſer Spiegel. So trägſt du die Verantwortung für die Welt in jedem Augenblick.

XXXIV. Die Naturforſcher ſtaunen über gewiſſe Phänomene von ſcheinbar höchſter teleologiſcher Schlauheit, denen ſie bei organiſchen Weſen begegnen, ſo bei Bienenſchwärmen und Ameiſenvölkern, deren Gewohnheiten und Inſtitutionen bewußtem Denken entſproſſen ſcheinen.

Der Darwinismus mit ſeinen handgreiflichen Erklärungen vom Recht des Stärkeren und Überlebenden löſt ſolche Rätſel nur unvollkommen, indem er Kampfſpiele veranſtaltet, die nie ein Menſch geſehen hat noch ſehen wird.

Folgende Erwägung ſcheint für einzelne Betrachtungen anwendbar:

Alles Organiſierte — durch die Reihe der Generationen verfolgt —, ja, auch alles Kontinuierliche im unorganiſchen Leben iſt rhythmiſche Bewegung, Periodizität. Die mathematiſche Funktion eines Ameiſenhaufens, durch Generationen betrachtet, iſt eine periodiſche.

Es iſt evident, daß in der Unendlichkeit aller möglichen Bewegungsformen alle diejenigen periodiſchen entſtehen mußten, die mit den gegebenen phyſikaliſchen Konſtanten vereinbar waren. Es gibt auf der Erde genau ſo viele Organismen wie (durch Generationen betrachtete) Lebensmöglichkeiten. Ändern ſich die Lebensbedingungen, ſo werden neue Lebenskomplexe möglich, alte unmöglich.

In den Alpen ſind weder diejenigen Waſſerläufe übrig geblieben, die die ſchwächeren aufgefreſſen haben, noch hat Gott jedem Talbewohner einen eigenen Bach gemacht: nein, vielmehr fließen genau ſo viele Bäche und Flüſſe, wie bei gegebener Regenmenge und orographiſcher Konfiguration möglich ſind, und jede wichtige Änderungen dieſer Konſtanten wird neue ſchaffen oder abſchaffen.

XXXV. Man kann die Welt auffaſſen als den Inbegriff der Schnittpunkte aller Empfindungsprojektionen.

XXXVI. Der Weltprozeß kann gefaßt werden als rhythmiſche Zentraliſation und Dezentraliſation des Empfindens.

XXXVII. SOPHISMA IM SINN DES ELEATEN ZENO. Man ſagt: Hundert Jahre ſind für Gott ein Tag. Das iſt falſch: ein Tag iſt ihm ſo lang wie hundert Jahre.

Wäre ich ſo klein, daß zwei benachbarte Holzfaſern für meinen Sinn die Entfernung von zehn Seemeilen hätten, ſo würde eine menſchliche Hand, die über die Tiſchplatte ſtreicht, mir mit wahnſinniger Geſchwindigkeit zu fliegen ſcheinen: denn für die zehn Seemeilen braucht ſie ein Tauſendteil Sekunde.

So, wie ich bin, ſcheint mir die Bewegung langſam. Die Zeit wird mir alſo länger als meinem kleinen Abbild; und dem Gott muß die Zeit demnach unendlich länger werden als mir; ein Tag muß ihm wie hundert Jahre vorkommen.

Einzuwenden wäre: daß die Dauer des Lebensprozeſſes das Maß für die Empfindung der Geſchwindigkeitsgrade iſt. Wenn alſo das kleinſte Weſen entſprechend ſchnell oder kurz lebt, ſo iſt der Begriff ſeiner Zeit ein anderer. Hiergegen iſt anzuführen, daß die Lebensprozeſſe der kleinſten Weſen, die wir kennen, nicht in dem Verhältnis kürzer ſind; ein Inſekt dürfte ſonſt nur einen Tag und ein Bazillus nur eine Minute leben.

XXXVIII. Das Gedächtnis der Welt iſt ewig.

XXXIX. CHEMISCHE WELTANSCHAUUNG. Der anorganiſche Kosmos ſtrebt danach, geſättigte Verbindungen herzuſtellen. Das heißt: alle freien Affinitäten zu ſättigen. So iſt unſere Erde ein faſt neutraliſiertes Gemenge; ein wenig Sauerſtoff in der Atmoſphäre läßt ihr einen Reſt freier Affinität.

Ganz im Gegenſatz ſtrebt der vegetative Organismus danach, mit Hilfe phyſiſcher Energie die geſättigten Verbindungen aufzuſchließen, um hochkonſtituierte, zerſetzungsfähige, energiehaltige Körper zu ſchaffen, die dann durch ſpielende Einwirkung des freien Sauerſtoffes hin- und hergeſtaltet werden.

Das organiſche Leben ſtrebt ſomit danach, den kosmiſchen Prozeß aufzuheben und umzukehren. Es iſt, als ob das Leben aus einer anderen Welt ſtammte, in der unſere kosmiſchen Vorgänge umgekehrt, alſo regeneriert werden.

XL. Das, was den oberflächlich denkenden Geiſt vor der Unfreiheit des Willens zurückſchrecken macht, iſt die Furcht, kraft ſeiner Schwächen verurteilt zu ſein, ein inneres Leben führen, das er nicht führen will: „So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen!“

Das Goethewort iſt wahr, nicht die Folgerung. Weißt du denn, wie du biſt? Iſt deine Furcht vor dir ſelbſt ſtark genug, einen ſtarken Willen auszulöſen, ſo wirſt du bis in die innerſten Zellen deines Körpers und deiner Seele wirken. Was hat aus Fiſchen Vögel gemacht und aus Tieren Menſchen? Doch nicht gar Zuchtwahl und Recht des Überlebenden? Furcht und Wille haben das Wunder geſchaffen, die heute noch ſtark genug ſind, Flügel wachſen zu machen und Dumpfheit zu beſeelen, ſofern ſie ſich der ſelbſtzerſtörenden Eigenſucht entringen.

XLI. Wie das Leben die Tendenz hat, das Materiell-Anorganiſche aufzuheben und umzukehren, ſo hat das Seelenhafte die Tendenz, das Leben und das Organiſche aufzuheben und umzu-

kehren: indem es nämlich imſtande iſt, entgegen der Entwicklung und Erblichkeit die Grundvorausſetzungen des Charakters zu modeln, und zwar durch Erkenntnis und Willen.

In dieſem höchſten Sinn hat der Satz der Stoiker recht, daß Tugend lernbar ſei.

XLII. Das Erkenntnisproblem läßt jede vernünftige Löſung zu, das ethiſche Problem nur eine perſönliche. Deshalb iſt der ethiſche Geſchmack eines Jeden der Schlüſſel für eines Jeden Erkenntnislehre.

XLIII. Kauſalität iſt irreal. Wir kennen keinen kauſalen Satz. Entweder ſtatuieren wir: zwei Seiten der gleichen Erſcheinung, oder: zeitliche Folge.

Statt der Kauſalität zu ſetzen: die Geſetzmäßigkeit.

XLIV. Darin liegt die Erhabenheit der Liebe, daß ſie den perſönlichen Zweck aufhebt.

XLV. Was trennt dich von deinem Nächſten? Warum ſind ſeine Gedanken nicht deine Gedanken, ſeine Freuden nicht deine Freuden, ſein Schmerz nicht dein Schmerz, ſein Glück nicht dein Glück? Euch trennt die Furcht der Seele. Die Furcht ſchafft das Individuum.

Was eint dich mit deinem Nächſten? Was macht dich zum Kind und Gatten, zum Menſchen, zur Natur, zur Gottheit? Dich eint die Liebe. Sie ſchafft aus dem Individuum die Welt.

Kannſt du noch wagen, an die Ewigkeit der Individualität zu glauben? Kann Natur die Furcht verewigen und die Liebe vernichten?

Was du biſt und warſt, bleibt der Ewigkeit erhalten, aus Liebe; der Schatten deiner Individualität verbleibt der Welt.

XLVI. Individualität iſt Das, was dich von der Welt abſondert; Liebe Das, was dich ihr verbindet. Je ſtärker die Individualität, deſto ſtärker erfordert ſie Liebe.

XLVII. Wäre die Liebe ein phyſiologiſches Phänomen, als Freude am Beſitz, Freude an Vollkommenheit, Erinnerung an Freude oder dergleichen, ſo liebten wir nicht Unvollkommenes, Abweſendes, Miſſetäter, Tote. Je vollkommener und je gegenwärtiger etwas iſt, deſto ſchwerer iſt es uns, es zu lieben.

XLVIII. Wir lieben an Menſchen nicht ihre Vollkommenheiten, ſondern ihre Schwächen.

Ein vollkommener Menſch, der in ſeiner Größe unter uns träte, würde uns zu kalter Bewunderung erſtarren machen. Er beſäße weder Perſönlichkeit noch Charakteriſtik, weder Tugend noch Laſter.

Wir lieben die Schwächen, und zwar diejenigen, durch welche die Stärken hindurchleuchten.

So lieben wir auch an der Weltgottheit die Bedingtheit und Verhüllung. Das Abſolute iſt Entſetzen erregend.

XLIX. Wir ſehen nicht den Spiegel, ſondern das Bild; wir lieben nicht den Menſchen, ſondern durch den Menſchen.

L. Was nach außen als Individuum erſcheint, das erſcheint nach innen als Aſſoziation. Und was zur Aſſoziation zuſammenfaßt, das iſt, kollektiv betrachtet, Ichgefühl, elementär betrachtet, Liebe.

LI. DER SCHÖPFUNGSPROZESZ ALS SAMMLUNGSPHÄNOMEN. Die Schöpfung iſt ein fortſchreitender Aſſoziationsprozeß: der Atome zum Molekül, der Zellen zum Individuum, der Individuen zum Stamm. Es iſt eine Addition des Gleichen zum Gleichen, der Materie zur Materie, des Geiſtes zum Geiſte, wie wenn nach einer Kataſtrophe, einer babyloniſchen Verwirrung, einer verlorenen Schlacht die verſprengten Teile ſich ſammeln.

LII. Beim Prozeß des Denkens ſind zwei Vorgänge zu unterſcheiden. Während wir nur auf die Reihenfolge der Gedanken-

bilder zu achten pflegen, weil ſie das Tatſächliche, ſozuſagen den Text des Denkens darſtellen, bewegt ſich im Untergrunde des Bewußtſeins, gleich einer leiſen Muſikbegleitung, eine Serie von eigentümlich gefärbten Luſt- und Unluſtempfindungen. Die Färbung dieſer Unterempfindungen iſt ſtark ſpezialiſiert, aber doch ſo, daß ſie für verſchiedenartige Gedankenbilder die Gleiche bleibt. Die Begleitung iſt früher da als der Gedanke ſelbſt, den man oft erſt herbeiſuchen muß; ſie ſelbſt bildet die Kette der Aſſoziationen, während die Gedanken, wie die Gefäße einer Paternoſterkette, unter ſich unverbunden, an den Gliedern dieſer Kontinuität haften. Hieraus erklärt ſich die Bedeutung des Unbewußten, der Phantaſie, für das produktive Denken. Die äußerſte Klarheit eines Bildes bringt an ſich keine Aſſoziation zuſtande; nur der Gefühlswert einer Erfahrung entſcheidet darüber, ob ſie Kraft genug haben wird, um als überraſchende Aſſoziation hervorzutauchen, ſobald ein ſpäteres Bild den Gleichklang herausfordert.

Daher kommt es, daß die Eigenſchaften ſtarker Gefühlsreſonanz beim Aufnehmen neuer Eindrücke und phantaſievoll ſtarker Produktivität ſtets gepaart auftreten.

LIII. Will man ermeſſen, was die Kunſt des Gedankens bedeutet, ſo mag man ſich erinnern, daß alles Epochale in der Geſchichte des Menſchengeiſtes errungen wurde nicht durch neue Gedankeninhalte, ſondern durch neue Denkformen.

Die Erfindung des Problemes iſt wichtiger als die Erfindung der Löſung; in der Frage liegt mehr als in der Antwort.

LIV. Viele Gedanken, die uns angeprieſen werden, ſind alte Formeln mit neuen Konſtanten. Wichtig und mitteilenswert ſind

dagegen nur die Gedanken, die nur ihrer Formel wegen da ſind. Wer die Konſtanten einſetzt und welche, iſt gleichgültig.

LV. Wenn der Begriff einer objektiven Wahrheit beſeitigt iſt, ſo kann keine Philoſophie die Gelehrten- und Kanzliſtenambition des Syſtems mehr haben.

Das Philoſophem gewinnt an Bedeutung; es gibt ſelbſt für den Einzelnen Wahrheiten verſchiedener Stimmung und Zeiten.

LVI. Diejenigen irren, die ſagen, daß wir in Worten denken, daß alſo Denken Reden ſei. Wenn du denkſt, ſo reden deine Seelen miteinander; nicht in unſerer Sprache, ſondern in einer einfacheren und ſchöneren.

So denkt ein Volk, indem die Menſchen miteinander reden.

LVII. Aller Verſtand muß ſich zuletzt im Unweſentlich-Wirklichen verlieren; die träumende Phantaſie allein findet den Aufweg zum Weſentlich-Wahren.

Die heutige materiell-unternehmende Welt kann nur beſtehen, wenn ſie, von ihrer kraſſen Wertung des analytiſchen Geiſtes abkehrend, ſich dem Idealen beugt. Nur indem er ſich ſelbſt opfert, kann der Verſtand ſich erhalten.

LVIII. Cäſar, Karl und Napoleon ſind vergeſſen.

Aber daß zu Römerzeiten ein junger Landmann im Oſten über Gott und Menſchheit ſich Gedanken machte, das ſchwingt nach in

jedem Wort unſerer Zeit, in jeder Handlung, jedem Urteilsſpruch, jeder Staatsaktion und jeder Sitte.

Die Geiſteswellen ſind die Energieform der Ewigkeit.

LIX. Das Unorganiſche im Gedanken der Seelenwanderung: Sie ſetzt die Individualität der Seele voraus, die unabhängig vom Generationenſtrom der Körperlichkeit, ſozuſagen als ſingulärer Punkt auftritt.

Umgekehrt ſcheint ein Bild anwendbar: Seelenſtröme, die gleich den Generationsſtrömen ſich trennen, verzweigen, miſchen, wie Waſſerſtröme im Delta.

Neben der Miſchung findet auch ſtatt die geiſtige Befruchtung, wie denn die Seelenſtröme immer das Beſtreben haben, ſich in Geiſtesſtröme umzuſetzen.

Die Individualität erſcheint hier im indiſchen Sinne nur als ein Täuſchungsphänomen.

LX. KONTINUITÄT DES PHÄNOMENS. In der ſichtbaren Welt bleiben nur die Vorgänge unveränderlich; alles Materielle, Gegenſtändliche, Individuelle iſt dem Verfall und dem Wechſel unterworfen.

Keine Konſtellation und kein Bild wiederholt ſich zwar in der Ewigkeit der Zeiten. Kein Atom kehrt an ſeinen früheren Ort zurück; und dennoch iſt der bewölkte, klare oder ſtürmende Himmel in ſeiner Geſamtheit abſolut identiſch mit dem Himmel Homers. Nur Eins iſt im Park von Sansſouci ſeit Friedrichs Zeiten jung und unverändert geblieben: die Säule des Springbrunnens,

in der nie der gleiche Tropfen zum zweiten Male emporſteigt. Im Urwald wachſen die jungen Bäume heran, die alten ſterben, brechen nieder und modern, die Ranken ſteigen empor und ſinken zu Boden: und dennoch bleibt alles, Farbe und Duft, Bild und Dimenſion, ja, ſelbſt das Phyſiſche des Phänomens, Gewicht, Maſſe, Zuſammenſetzung, invariabel gleich.

So in einer alten Stadt, einer orientaliſchen etwa. Die Häuſer verfallen, werden neugebaut und ſind dieſelben; die Perſonen ſterben und werden geboren, die Menſchen ſind dieſelben und leben ſeit ſechshundert Jahren.

Das, was die Kontinuität des Phänomens verändert, iſt nichts Innerliches. Eine neue Verteilung von Meer und Land ändert das Himmelsbild, eine Beſchädigung des Rohrs den Waſſerſtrahl. Das Phänomen iſt träge, die Materie hinfällig. Und ſo möchte man mutmaßen, daß alles, was wir Entwickelung nennen, nur Anpaſſung iſt.

LXI. Wie ſchwer wird es den Menſchen, ſich der phyſikaliſchen oder mechaniſchen Anſchauung zu bedienen, wo es um ſoziale, politiſche, kulturelle oder humane Erſcheinungen geht! Und doch iſt es klar, daß Maſſenphänomene nur auf Maſſenvorausſetzungen und Maſſenwirkungen beruhen können, gleichviel, ob geometriſchen (Geographie, Maſſenverteilung, Klima), chemiſchen (Bodenbeſchaffenheit, Nahrung, Waſſer, Luft), phyſikaliſchen (Technik, Verkehr, Höhenverhältniſſe), raſſetheoretiſchen (Art, Charakter, Geſamtſtimmung, Seelendispoſition, Maſſenintellekt).

Wer wollte verſuchen, einem Flußlauf die Wege zu weiſen, indem er mit einem Hölzchen ins Waſſer peitſcht? Wer Ströme ablenkt, muß Erdmaſſen bewegen, Höhenniveaus berechnen, Schleußen bauen; aber wer mit Hauptzuſtänden unſerer Kultur und Lebensart

unzufrieden iſt, der glaubt oft, etwas Rechtes zu tun, wenn er mit Worten Raiſon predigt.

Eine einzige Ausnahme findet ſtatt: wenn das neue Flußbett längſt bereitet iſt und nur noch ein handbreiter Wall die ſturzbegehrenden Fluten zurückhält; dann genügt ein Spatenſtich, um das ungeheure Werk zu erfüllen. So kann ein genialer Gedanke die längſt gereifte Wirkung auslöſen, wie der Schuß ein Gewitter. Aber ein ſolcher Gedanke iſt faſt immer eine Erkenntnis oder eine Denkform, faſt nie ein guter Rat oder frommer Wunſch; er tritt äſthetiſch poſitiv, nicht ethiſch begehrend in die Welt.

LXII. Nicht der Menſch ſtirbt des Todes, ſondern das Phantom. Noch heute lebt der Menſch aus der Zeit der Schöpfung: geſtorben ſind nur Perſonen.

LXIII. Bei der Vererbung wird nicht Materie übertragen, ſondern Form. Die Materie ſtrömt durch die Generationen wie das Waſſer im Flußbett: der Fluß bleibt der alte, auch wenn kein Tropfen wiederkehrt. Neue Materie ſchöpft der Leib beſtändig aus Luft, Erde und Waſſer; und das Stickſtoffatom, das heute im Hirn des weißen Papſtes vibriert, kann übers Jahr im Blut eines Negerſträflings kreiſen.

Deshalb iſt Vaterſchaft und Blutsverwandtſchaft nicht nur die der Zellenteilung; denn nicht nur die Zeugung bindet die Form und Eigenſchaft der Zelle.

Wer durch die Kraft ſeines Geiſtes den Aufbau des Generationenleibes modelt — und jede neue Denkform, Lebensgewohnheit, Lebensbedingung ſchafft hier Wirkung —, der übt Zeugung, Vaterſchaft und Vererbung.

Dies ist rein materiell zu verstehen: so materiell wie die Mitwirkung Eines, der dem Zeichner eine Linie korrigiert.

Zweifellos ist die Vaterschaft und Vererbungskraft Jesu, Luthers, Spinozas und Goethes auf den germanischen Volkskörper stärker als diejenige irgendeines ihrer germanischen Zeitgenossen, dessen „Blut" noch heute in tausend Individuen weiterlebt.

Dies ist die Grenze aller Rassentheorie.

LXIV. Man wird sich gewöhnen müssen, Seelenerscheinungen nicht an Dem zu studieren, was wir Individuum nennen, sondern an Dem, was tatsächlich Individuum ist: die Ahnenreihe.

Furcht ist ataviſche Erinnerung an ausgestandene Leiden. Mut ataviſche Erinnerung an siegreiche Kämpfe. Eifersucht Erinnerung an erzwungene Abstinenz. Das hat Michelangelo wundersam ausgesprochen: Liebe ist die Erinnerung an die Schönheit des Paradieses.

LXV. Es gibt Menschen, bei denen die Erfahrungsreihe der Ahnen, die sich im Instinktiven äußert, plötzlich aussetzt, gleichviel, ob hier in der Erblichkeit eine Lücke eintritt oder ob der überlieferte geistige Vorrat vernichtet wurde, ja, durch Selbstzucht vernichtet werden mußte.

Solche Menschen gleichen Heimatlosen, die ihre früh verlernte Muttersprache im späteren Alter neu erwerben. Diese Enterbten, denen nichts selbstverständlich ist, erlangen eine unerhörte Kenntnis und Kritik eigenen und fremden Wesens. Aber indem sie beständig an der Kamera herumschrauben, verdirbt ihnen jedes Bild: sie sind der Fähigkeit verlustig, in den Objekten aufzugehen. So

führt bei hoher künſtleriſcher Veranlagung ihr Schaffen zu keiner Kunſt – denn dieſe iſt reine Erhöhung und Vertiefung des Objektes –, ſie ſchaffen Ungeheuerlichkeiten. Wie die Schauſpieler machen ſie das unbewußte Selbſt zum Werkzeug, wodurch es vernichtet wird.

Trotzdem ſind dieſe Self-made-men der Empfindung in der Ökonomie der Welt nicht ohne Bedeutung. Sie ſind die Chroniſten und Darſteller des Geiſtes ihrer Zeit und oftmals die Verkünder des Kommenden. Großes zu leiſten, iſt ihnen in der Dramatik vergönnt, die ja in höherem Sinn eigentlich keine Dichtung iſt, ſondern ſich mehr, als man eingeſtehen möchte, der Schauſpielerei nähert.

LXVI. ZUR LEHRE VOM CHARAKTER. Zweidimenſionär iſt der Aufbau unſerer Seele. Durch zwei Koordinaten iſt die Qualität eines jeden Charakters eindeutig beſtimmt; dieſe Koordinaten ſind: Mut und Sexualität. Intellekt und Willensſtärke ſind nur Maßgrößen; die Qualität wird durch ſie nicht geändert.

Förderung der Gattung iſt die Beſtimmung der beiden Grundcharakteriſtiken.

Die Mutkoordinate hat eine poſitive und eine negative Richtung, die Sexualkoordinate iſt lediglich poſitiv gerichtet. Sie beſtimmt das Maß der Liebe, Phantaſie und Intuition: im Mutfalle nach der Richtung der Leidenſchaft, Begeiſterung und Tranſzendenz, im Furchtfalle nach der Richtung der Barmherzigkeit, Schwärmerei und Superſtition.

Unabhängig von der Sexualität wählt der Intellekt in der Richtung der Furcht die Form der Vorſicht, des Verſtandes, der Lüge, Kritik, Skepſis und des Peſſimismus, in der Richtung des Mutes die Form des Stolzes, der Treue, Disziplin, Offenheit, des Optimismus.

LXVII. In höchſter natürlicher Geſetzmäßigkeit leben, iſt höchſtes Leben.

LXVIII. Wollten die Menſchen nur den zehnten Teil der Mühe, die ſie auf Menſchen und Materie zu wenden gewohnt ſind, daran ſetzen, in ihr eigenes Innere hinabzuſteigen, ſo wären ſie mächtig, glücklich, weiſe und reich. Aber ſie wollen lieber eine Stunde im Waſſer zappeln als einmal in die Tiefe tauchen. Im Innern ruht alle Macht. Und alle Geſchäftigkeit iſt Bettel.

LXIX. Dem ſtarken Wollen öffnen ſich alle Riegel; nichts wollen hebt die Welt aus den Angeln.

LXX. Bei allen Menſchen iſt zu wiſſen wichtig, ob ſie aus Not, aus Eitelkeit, aus Langerweile oder aus Liebe ſchaffen.

LXXI. Das olympiſche Naturell erbarmt ſich der Armſeligen; das dämoniſche Naturell erbarmt ſich des Böſen.

LXXII. Hüte dich vor Menſchen mit rauher Schale und edlem Kern und anderen Märtyrern der Tugend. Sie ſind ehrlich wider die Natur und täten beſſer, wenn ſie unehrlich blieben, wie Gott ſie geſchaffen hat. Sie betrügen Gott.

LXXIII. Um unſerer Laſter willen werden wir durch unſere Tugenden vernichtet.

LXXIV. Jede falſche Situation beruht auf einer Lüge.

LXXV. Wer überzeugen will, bettelt oder ſchmäht.

LXXVI. Aus Angſt ſchwatzen die Schwachen; ihre Rede iſt Gebettel. Der Gefeſtigte ſpricht aus Notwendigkeit; ſeine Rede iſt Befehl.

LXXVII. Wenn du eines Schmerzes nicht Herr werden kannſt, ſo frage dich, welche deiner Schwächen er traf.

LXXVIII. Man wird es in ſpäteren Zeiten kaum begreifen, daß eine Epoche, ſo differenziert wie die unſere, Menſchen mit einer Sache und Menſchen ohne eine Sache mit gleichen Augen betrachtete.

LXXIX. Zwei Dinge ſchließen einander aus: wer für die Sache iſt, kann nicht für die Wirkung ſein; wer für die Wirkung iſt, kann nicht für die Sache ſein.

LXXX. Nicht der Totſchlag ſchändet, ſondern der Hinterhalt, nicht die Flucht, ſondern die Feigheit, nicht die Niederlage, ſondern die Sklaverei. Niemals ſchändet die Tat; das Erdulden ſchändet.

LXXXI. Vornehmheit iſt Entſagen.

LXXXII. Gerechtigkeit entſpringt dem Neide, denn ihr oberſter Satz iſt: Allen das Gleiche.

LXXXIII. Menſchen, die eifriges Denken und Handeln lieben, vergeſſen leicht, wieviel wir dem verdanken, was mit uns geſchieht. Tätigkeit fördert unſeren Beſitz, Erlebnis fördert unſeren Zuſtand. Deshalb ſollte man jenen raten, ſich zeitweilig zu vergeſſen und den Mächten hinzugeben, die denn doch einmal uns ergreifen und dem Widerſtrebenden doppelt Gewalt antun.

LXXXIV. Euer Denken bleibt ans Ich gekettet und rollt im engſten Kreis gebunden. Gebt euren Gedanken Freiheit! Vergeßt euch ſelbſt! Laßt euren Geiſt frei durch alle Welten ſchweifen! Und je ſeltener der ſelig Träumende zu euch zurückkehrt: ſo wird er euch die Herrlichkeiten aller Sphären zu Füßen legen, daß ihr ſie wunſchlos betrachtend genießt.

LXXXV. Tantaliden! Vom Wollen, Zweck und Begehr verzehrte! Ihr verſchmachtet nach der Frucht, die in euren greifenden Händen zerrinnt, die nur dem ruhig Schlummernden die Lippe kühlt!

Verliert euch! Streut euer Ich hinweg wie ein Saatkorn: und es wird tauſendfältig zu euch zurückkehren.

LXXXVI. Der Tod ſühnt nach okzidentaler Anſchauung alles, denn Todesmut als höchſter Mut verneint die Furcht, ſomit das Laſter.

LXXXVII. Goethe wird von Tiſchbein geſcholten, weil er im Anſchauen des Kraters die vereinbarte Vorſicht vergißt.

Bei edlen Menſchen ſind auch die Verfehlungen ſchön. Sie entſtehen, wenn eine Tugend die andere verdunkelt.

LXXXVIII. Wenn alle Zweckhaftigkeit gemein iſt, ſo könnte man fragen: Welches Handeln iſt dann noch edel und handelnswert?

Darauf iſt zu erwidern, daß alles, was Menſchen an Gutem und Großem getan haben, um ſeiner ſelbſt willen geſchehen iſt. Und wenn ein Menſch ſo veranlagt wäre, daß er den Schacher und Wucher um ſeiner ſelbſt willen betriebe, ſo handelt er edler und mit der Natur in höherer Kongruenz, als wenn er Tragödien zum Gelderwerb ſchreibt oder die Naturgeſetze aus Eitelkeit erforſcht.

Je zweckfreier ein Handeln, deſto gottähnlicher iſt es.

LXXXIX. Das höchſte Gut iſt nach dem Talmud der Friede. Um des Friedens willen, heißt es, hat Gott gelogen.

Friede iſt das Ziel aller Furcht.

XC. Wir verachten den Verbrecher der Tat und ſind umgeben von Verbrechern der Neigung und des Gedankens, die wir achten, weil ihr laſterhafter Hang durch ein zweites, ſchlimmeres Laſter, die Feigheit, neutraliſiert wird.

XCI. DAS MISZVERSTÄNDNIS DER PRÜDERIE. Eine groteske Szene menſchlicher Komödie:

Zwei Gruppen ehrlicher Menſchen ſtehen ſich gegenüber und halten einander wechſelſeitig für Heuchler oder Wüſtlinge.

Der Grund: unſere Unkenntnis ſexueller Seelenvorgänge.

Man muß wiſſen, daß eine große Gattung Menſchen von ſtarker und zurückgedrängter Sexualität vor jeder Nacktheit oder Laszivität heimgeſucht werden von Reizen und Erregungen, die ſie nicht zu bändigen wiſſen. Sie können nicht anders denken, als daß alle übrigen ihnen gleichgeartet ſind; und ſo leiden ſie in jeder ihnen verfänglichen Lage dreifach. Die eigene unzeitliche Erregung empfinden ſie als Ärgernis; die vermutete der anderen iſt ihnen ein Greuel; und in den Augen dieſer anderen glauben ſie ſelbſt ſich ein Geſpött.

Allein die andere Gruppe, mehr äſthetiſch-ſinnlich als ſexual veranlagt, weiß von dieſen Vorgängen nichts und kann ſie nicht erraten. Sie hält den Unmut ihrer Brüder für Heuchelei und Lüge. Sie iſt empört, daß man ihre harmloſen Freuden verkümmert und ſie ſelbſt, die Unſchuldigen, als Lüſtlinge verſchreit.

Phyſiognomiſch iſt die erſte Gruppe leicht erkennbar. Es ſind meiſt dunkelhaarige, hagere, ſtarkknochige Leute mit ſtarken Naſen, langen Geſichtern und tiefliegenden Augen.

Ob Raſſenmale oder ſäkulare Wirkungen chriſtlichen Pietismus das Phänomen erklären, erſcheint ungewiß.

XCII. Beherrſchte, Tiere wie Menſchen, wollen verſtanden und gehütet, nicht geliebt ſein.

XCIII. DER WAHRHAFTE EGOIST. Die Furchtmenſchen klagen über den Egoismus der Anderen, die die Dinge lieben und deshalb über menſchliche Schmerzen und Verluſte — eigene und fremde — nicht außer ſich geraten. Sie klagen ſie der Eigenliebe an.

Irrtum! Egoiſten ſind die Furchtmenſchen ſelbſt, die alle Gedanken an unzerreißbare Fäden auf ſich ſelbſt beziehen und deshalb für die Dinge nichts übrig haben. Ihr Denken iſt zentriſch, das der anderen peripher. Der Zweckfreie nimmt teil an der Erſcheinung, der Zweckhafte reißt ſie durch Mitleid, Furcht, Abneigung, Vorliebe an ſich, um ſie dennoch nicht zu beſitzen.

Der einzig denkbare Nichtegoismus iſt: die Dinge mehr lieben als ſich ſelbſt.

XCIV. Was den Furchtmenſchen unrettbar verrät, iſt, daß er ſich amüſieren kann.

Der Furchtfreie kennt die Freude, die Begeiſterung, den Rauſch, aber er iſt nicht amüſabel.

Der Amüſable iſt der Langenweile unterworfen, mithin der Erhebung und Vertiefung nicht fähig. Er kann weder heiter noch glückſelig ſein.

XCV. Im Weibe wird Wunſch und Zweck zur Ahnung; und ſo geläutert. Das zweckhafte Weib iſt das furchtbarſte aller Zwitterweſen.

XCVI. STAMM DES SKLAVENTUMES.

Feigheit.

Lüge, Heimlichkeit, Schlauheit.

Haß gegen den ſtammverwandten Herrn.

Tieriſche Liebe zum ſtammfremden, göttergleichen Herrn; ſie überſchauen ihn, weil ihm die Klugheit fehlt, ſie begreifen ihn dennoch nicht, weil er tiefer iſt, und ſie glauben an ihn, weil er wahr iſt und inſtinktmäßig handelt.

Unter ſich neidiſch und ehrgeizig. Das gemeinſame Überlegenheitsgefühl der Klugheit hält ſie zuſammen. Ihre Wünſche ſind Schmuck, Bevorzugung, Talent. Ihre Träume: tyranniſche Macht

XCVII. Sklavenneid fordert Gleichheit.

XCVIII. Dieſe Eigenſchaften begleiten den Adel der Seele und ſind identiſch:

Blick fürs Weſentliche,
Bewunderung,
Vertrauen,
Wohlwollen,
Phantaſie,
Selbſtbewußtſein,
Einfachheit,
Sinnenfreude,
Tranſzendenz.

XCIX. Dieſe Neigungen verraten Sklavenſeelen und ſind identiſch:

Freude an der Neuigkeit,
Kritikluſt,
Dialektik,
Skeptizismus,
Schadenfreude,
Sucht, zu glänzen,
Geſchwätzigkeit,
Verfeinerung,
Äſthetizismus.

C. Dogma über Tranſzendenz, Geiſt über Begeiſterung, Kunſt über Natur, Bücher über Menſchen, Eleganz über Schönheit ſtellen: alles dies iſt dasſelbe.

CI. „Aktualität“ feſſelt nur den Neugierigen, nicht den Erkennenden. Wie könnte ein Phänomen an Größe und Bedeutung gewinnen, weil es heute geſchehen iſt und nicht geſtern? Die Welt ſtaunt vor neuen naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen und ahnt nichts von den zehnmal größeren, die jedes Lehrbuch der Phyſik ſchildert. Ja, wäre die mathematiſche Weltformel gefunden und in der Königlichen Bibliothek in Folianten aufgeſtellt, niemand käme, ſie nachzuſchlagen; und nicht allein ihrer Kompliziertheit wegen.

CII. Der Mutmenſch kennt den Zorn; der Furchtmenſch die Wut, den Ärger und vor allem die Entrüſtung, den Affekt der Wehrloſen.

CIII. Lüge und Neid äußern ſich im Stande der Kultur als Fineſſe und Kritik.

CIV. Geduld iſt eben ſo ſchmachvoll wie Eile: Beide ſind Furcht.

CV. Es iſt pſychologiſch falſch, Grauſamkeit als Freude am Schmerz des anderen zu betrachten und ſie ſomit, wie Schopenhauer will, in Kontraſt zum Mitleid zu ſetzen. Der Gegenpol des Mitleids iſt vielmehr die Schadenfreude.

Die Freude des Grauſamen iſt nicht, daß der andere leidet,

ſondern daß Er ſelbſt ihn leiden macht. Er weidet ſich nicht am fremden Schmerz, ſondern an eigener Macht, Schmerzen zu erzeugen. Die Wolluſt der Grauſamkeit iſt pervertierte Herrſchſucht, die ſich nicht anders auslaſſen kann, als indem ſie die handgreiflichſte Wirkung auf Lebendes, die Peinigung, erfindet. Es iſt durchaus nicht ausgeſchloſſen, ja es erhöht dies abſcheuliche Gefühl des Grauſamen, daß er ein gewiſſes Mitleid mit dem Opfer verſpürt, woraus denn die widerwärtige Verbindung des theologiſchen „lieben und züchtigen“ erwächſt.

Auch inſofern zeigt ſich Grauſamkeit als entartete Herrſchſucht, als der von dieſer pathologiſchen Leidenſchaft betroffene häufig ſchwankt, ob er durch überſtrömende Güte und Liebe oder durch Peinigung die von ihm gewollte ſeeliſche Gewalttat verüben ſoll. Oft iſt er grauſam, weil er nicht Liebe erringen kann; der Zwang, nicht der Schmerz iſt ſein innerſter Wille.

Als Ausfluß der Herrſchſucht iſt Grauſamkeit eine Sklaveneigenſchaft und daher mit Unterwürfigkeit gepaart. Hieraus ergibt ſich ihre häufig beobachtete Verwandtſchaft mit proſkynetiſcher Frömmigkeit.

Nicht zu verwechſeln mit Grauſamkeit iſt Roheit; ein Begriff, der zweierlei ausſagen kann: entweder ſtupide Teilnahmloſigkeit an fremden Leiden, alſo eine intellektuell-quantitative Größe, die außerhalb des moraliſchen Gebietes liegt, oder Freude an fremden Leiden, alſo Identität mit Schadenfreude.

Dem Mutmenſchen ſind die Leidenſchaften des Mitleids und der Grauſamkeit gleich fremd. Er iſt teilnehmend, weil jede irdiſche Erſcheinung in ihm anklingt, und großmütig, weil er nur im Starken den Gegner ſieht. Eine Ethik, die Barmherzigkeit und Mitleid anpreiſt, kann für ihn nicht beſtehen, weil er ihre Laſter nicht kennt und ihre Tugenden nicht begreift.

CVI. Eine Tragikomödie des Geiſtes iſt die Unterwerfung Platons unter Sokrates' Einfluß. Der ritterliche blonde Phantaſt lernt Moral und Zweck von dem ſchwärzlichen Urbewohner, dem es gelungen iſt, ſeine ſchlechten Inſtinkte durch unausſprechliche Energie und Intelligenz zu meiſtern. Siegfried vom fromm gewordenen Mime bekehrt!

CVII. Goethe bemerkt in den „Wanderjahren", daß Kinder eine bedeutſame Anlage nicht mit auf die Welt bringen: nämlich Ehrfurcht.

Dieſer Satz läßt ſich erweitern. Kinder ſind furchtſam, neugierig, begehrlich, zwiſchen Schadenfreude und Mitleid geteilt; ſie ſtehen in ethiſcher Beziehung auf dem Boden der primitiveren Raſſen, der Furchtmenſchen.

Sie müſſen die Etappen einer Art von biogenetiſchem Geſetz durchlaufen und die Raſſenentwickelung von der Furcht zum Mut mikrokosmiſch wiederholen, bis ſie zur Wahrheit, zur Ehrfurcht, zum Selbſtbewußtſein und zur Selbſtgenügſamkeit gelangen. Daß dieſer Gang nicht eine Entwickelung der Erfahrung, ſondern des Naturells iſt, ergibt ſich wider Erwarten: denn ſonſt wäre er auch klugen Raſſen gewohnt und nicht allein den edlen vorbehalten.

CVIII. Wehe Dem, der ein Kind in Furcht erzieht, und wenn es die Furcht Gottes wäre. Denn er ſchändet unabſehbare Menſchengeſchlechter.

CIX. Wie unbegreiflich Dem, der aus Menſchenbildern die Seelen lieſt: hier ein Edler, der gemeinem Sklaven Knechtsdienſte leiſtet, da eine Sklavenſchar, die einen Edlen anklagt und richtet, dort eine Knechthorde, die mit der Feder den wahren Edelſinn zu zeichnen vorgibt und in Wahrheit Sklaventugenden zum Himmel hebt, um den Edlen die letzten Rechte zu verkümmern.

CX. Wenn man von nordiſchem Urſprung der ariſchen Raſſe ausgeht, ſo erweiſt ſich dieſe als ein Ergebnis der ſchärfſten eliminierenden Zuchtwahl. Denn in dem klimatiſch, vegetativ und fauniſch gefährlichſten und aufreibendſten Landſtrich mußte ſie ſich angewöhnen, ſtandhalten, überleben und verdrängen, bis ſie ihn beherrſchte und lebenserträglich ſchuf. Schwächere Urbewohner wurden aufgerieben und vertrieben, weil ſie mit den Widerſtänden der Natur nicht wuchſen; ſo haben ſie zum Teil bis heute ihre vorzeitliche Exiſtenz bewahrt.

Und dieſe herkuliſche Kinderzeit währte für die Arier noch zwei Jahrtauſende, nachdem die glücklicheren Stämme im Süden und Südoſten längſt mit Ziviliſation behaftet waren.

So ereignete ſich im Größten, was ſich ſpäter im Großen vereinzelt wiederholte: bei Römern und Preußen: Derjenige herrſcht, der auf rauhſtem Gebiet Exiſtenz und Herrſchaft erlernt hat.

CXI. Aus den Geſetzen und aus den Genialitäten eines Volkes ſollte man auf ſeine Veranlagung nur ex contrario ſchließen.

Die göttliche Einheit mußte Iſrael ſo oft und ſo ſtreng eingeſchärft werden, weil das Volk unaustilgbar zur Vielgötterei

neigte. So läßt die übertriebene Elternverehrung der Furchtvölker vermuten, daß die Gewohnheit beſtand, die Alten zu mißhandeln oder zu beſeitigen. Ein Beiſpiel der Selbſterziehung, daß dieſe Neigung bei den Juden in den letzten zweitauſend Jahren tatſächlich in ihr Gegenteil umgeſchlagen iſt.

Auch die Genialitäten ſpiegeln den Volkstypus nur in der Umkehrung. Denn genial iſt das naive Auge, das frei vom Schleier der Konvention und Züchtung die Dinge beſchaut als ein unſäglich Neues, Staunenswertes, Unbegreifliches und ſie überwindet ohne Erinnerung und Zweck.

Deshalb mußten aus materiell gearteten furchthaften Völkern die Genialitäten der reinſten Tranſzendenz erwachſen, weil dieſe ſeheriſch das wahre Weſen ihrer Umgebung erkannten und ſich ihm entgegenſetzten. Niemals haben Zweckfreie aus Geburt ſo lautere Tranſzendenz gelehrt wie Zweckfreie aus Kontraſt und Renegation.

CXII. Was die alten Germanenſtämme zum Widerſtand gegen das Chriſtentum trieb, war vielleicht die Unritterlichkeit des Erlöſungsgedankens. Als freie Männer ſollten ſie einem fremden Erlöſer mit dem Bekenntnis der Schuld ſich zu Füßen werfen und mit Freude und Dankbarkeit genießen, daß ein anderer für ſie litt. Demut und Unterwürfigkeit ſollten ſie höher ſtellen als Mut und Entſchloſſenheit, gottſelige Feiglinge und fromme Weiber ſollten im Himmelreich neben ihnen ſitzen.

So begnügte ſich denn die Gläubigkeit des deutſchen Mittelalters, Chriſtus als einen ritterlichen Helden zu verehren und alle Liebe und Andacht der reinen Gottesmagd entgegenzutragen.

CXIII. Wenn man das biognetiſche Geſetz über die Embryonalzeit bis in die Kinder- und Jünglingszeit erweitern dürfte, ſo könnte man für die ariſche Raſſe ſchließen, daß die helle Farbe, das glatte Haar älter ſind als der ſtraff aufrechte Gang und die hohe, ſchlanke Geſtalt. Das jüngſte Kennzeichen wäre die mutvolle Bildung des Naſenrückens.

CXIV. Die Aufgabe kommender Zeiten wird es ſein, die ausſterbenden oder ſich auszehrenden Adelsraſſen, deren die Welt bedarf, von neuem zu erzeugen und zu züchten. Man wird den Weg beſchreiten müſſen, den ehedem die Natur ſelbſt beſchritten hat, den Weg der „Nordifikation“. Körperliche, ſtrapaziöſe Lebensweiſe, rauhes Klima, Kampf und Einſamkeit.

CXV. Eine neue Romantik wird kommen: die Romantik der Raſſe.

Sie wird das reine Nordlandsblut verherrlichen und neue Begriffe von Tugend und Laſter ſchaffen. Den Zug des Materialismus wird dieſe Romantik eine Weile hemmen.

Dann wird ſie vergehen, weil die Welt neben der blonden Geſinnung des ſchwarzen Geiſtes bedarf und weil das Dämoniſche ſein Recht will. Aber die Spuren dieſer letzten Romantik werden niemals ſchwinden.

CXVI. Solange wird alle Raſſenlehre von Verzweifelten bekämpft werden, die ſich vernichtet wähnen: bis die Erkenntnis

ſich erhebt, daß die freien Stämme nur dadurch adelig wurden, daß ſie die Furcht und das Begehren abtaten. Das mag jeder Einzelne in ſich vollbringen.

CXVII. Die Schrift konnte nur von dicht wohnenden und zur Lüge geneigten Völkern erfunden werden: wo Rechtsverhältniſſe weſentlich wurden und Überlieferung nicht ausreichte, ſie zu ſchützen.

CXVIII. Ohnegleichen in der Geſchichte iſt die Vergeudung des jüdiſchen Geiſtes in den letzten beiden Jahrtauſenden. Das ſcharfſinnigſte aller Völker ſchüttet die Geiſteskraft von ſechzig Generationen in den Abgrund ſyſtemloſer, irrealer Kaſuiſtik und Rabuliſtik.

Hier wird der kosmiſche Wert germaniſcher Syntheſe und Tranſzendenz im Kontraſt deutlich: ein Hauch dieſer Richtkraft hätte genügt, um die verworrenen Kräfte zur Sonne der Weſentlichkeit zu weiſen.

CXIX. Das Seelenphänomen des jüdiſchen Volkes iſt der religiöſe Wahnſinn. Er brach aus in der hundertjährigen Angſtperiode der aſſyriſchen Kämpfe unter der paroxyſtiſchen Einzel-Erſcheinung der Prophetie. Er erhielt das Volk während der babyloniſchen Helotie am Leben, die eine Vorſchule der Diaſpora bildete.

Dieſe beiden furchtbaren Perioden haben das ſeltſame Volk ſozuſagen eingekocht und unlöslich gemacht.

CXX. Der Privatberuf der Religionsſtifter war faſt immer der des Wundertäters. Noch heute iſt der gemeinſame Glaube an ein Wunder das einzige Prinzip, das Maſſen ſpontan auf die Schmelztemperatur zu erhitzen vermag, die zur religiöſen Schweißung erfordert wird.

CXXI. Stärke und Reinheit der Abſtraktion hat nur die germaniſchen Völker zu der erhabenen Sinnloſigkeit geführt, das geliebte Weib zu bewundern und anzubeten.

Alle anderen Raſſen haben das Weib geliebt und geduldet, im beſten Fall, wie die Juden und Gräkoromanen, geliebt und geehrt.

CXXII. Das Schulterzucken und das Geſtikulieren mit Ellenbogen und Handflächen ſind alte Furchtreflexe, die der Abwehr des Schlages dienten.

CXXIII. Der freiwillige, inſtinktive Reſpekt der Menge beruht ganz auf Raſſeempfindung. Einer edlen weißen Hand gehorchen ſie lieber als klugen Argumenten.

CXXIV. Iſt das gegenwärtige Zeitalter ein techniſches geweſen, will ſagen: Hat es gelehrt, mit Materie und Kräften wirtſchaftlich umzugehen, ſo wird das nächſtfolgende das geographiſche genannt werden dürfen. Denn es wird uns die Fähigkeit aneignen, Materie von den geeignetſten Stellen der Erde zu beſchaffen.

Im techniſchen Vordergrunde wird man die Schiffahrt und neue Verkehrsmittel ſehen. In den politiſchen Vordergrund tritt die Aufgabe und Pflicht der echten okzidentalen Raſſen, die Kontrolle und Herrſchaft des Erdballs zu gewinnen und die der Verwaltung unfähigen Raſſen zu enterben.

CXXV. Das, was den modernen Menſchenſchlag mehr als alles vom früheren unterſcheidet, iſt nicht ſo ſehr die Verkehrhaftigkeit und geiſtige Überſättigung wie die Züchtung der Intelligenz.

Man könnte meinen, daß auch vorzeiten die Intelligenz von Wichtigkeit war: Dies iſt nur für die Herrſchenden richtig, für den Mittelſtand und die Unfreien falſch.

Ein alter Handwerker mußte nicht intelligent ſein; er mußte gelernt haben und arbeiten. Für die Höhe ſeiner Kunſt ſorgte die allgemeine Kenntnis ſeiner Zeit; er brauchte nichts hinzuzufügen. Erfand er Neues, ſo half es ihm nicht viel; daß er nicht allzu reich werde, dafür ſorgten die Zünfte. Das Neue, widerwillig aufgenommen, kam ſchließlich allen zugut, Abſatz und Umſatz konnte über das gegebene Maß vom einzelnen nicht gehoben werden.

Heute kann ein Menſch nicht mehr leben, wenn er genau dasſelbe macht wie ſein Nachbar. Die Idee ernährt und die Intelli-

genz herrſcht. Dies bedeutet eine grundprinzipielle Änderung der Lebensbedingung unſerer Raſſen: es kann nicht ausbleiben, daß phyſiſche Wirkungen folgen.

CXXVI. Die Erlebniſſe, die dem Menſchen des Altertumes und der Mittelzeit begegneten, waren periodiſche. Der Wechſel der Tages- und Jahreszeiten, der fruchtbaren und kargen Jahre, des Krieges und Friedens; der Kreislauf des Lebens von Tier und Menſch: Dies war der Bezirk der Erfahrung. Die Betagten waren weiſe, nicht um des Denkens willen, ſondern, weil ſie dieſe Perioden mehrfach erlebt hatten. Den Ring zu überſchreiten, war Sehern und Enthuſiaſten beſchieden; eine Handlung des Götterzwanges oder des Wahnſinns.

Heute iſt das Denken entwurzelt. Jedes Ereignis vernichtet Erfahrung; Überlieferung ſcheint wertlos. Daher die Turbulenz und nüchterne Ekſtaſe unſerer Meinungen: der Pöbel weisſagt.

CXXVII. Das, was man im Sinn der Ziviliſation als Fortſchritt zu bezeichnen pflegt, iſt Übervölkerungsſymptom. Arbeitsteilung, Mechaniſierung der Handwerke, Maſſenproduktion und Maſſenverkehr, Zentraliſation in Politik, Wirtſchaft und ſtädtiſcher Anſiedlung, Anſpannung der Wiſſenſchaft und der Intelligenz, Beſchleunigung des Lebenstempos: alle dieſe Erſcheinungen ſind Folgen der wachſenden Volksdichte und zugleich von neuem ihre Urſache. Im achtzehnten Jahrhundert ſcheint der kritiſche Punkt der Dichte gelegen zu haben, bis zu dem die alte Wirtſchaftform möglich war.

Daß es der Technik jemals gelingt, die Rückkehr zur indivi-

duellen Produktion und Lebensführung zu eröffnen, ist nicht wahrscheinlich. Denn von den beiden Wertquellen, über die der Mensch verfügt: mechanische und intellektuelle Arbeit, ist die erste für alle Zeit entwertet. Die zweite aber kann, da sie unmateriell ist, nur auf der Grundlage soziativer Mittel sich zur Produktion materialisieren.

CXXVIII. Die Ursachen der Übervölkerung sind: Geschlechtstrieb, Familiengefühl, Mitleid und Vaterlandsliebe.

So kann aus Indifferentem und Gutem Furchtbares erwachsen.

CXXIX. Alle Ereignisse, die den Gang der organischen Evolution auf der Erde bestimmt haben, bestanden in Änderung der Lebensbedingungen, also von innen empfunden, in Plage und Not. Die neue und künftige Not unserer Zeit ist Übervölkerung der Kulturländer. Wollte man annehmen, daß auch sie in der Kette der Entwickelungsursachen ein Glied bedeutet, so müßte man folgern, daß eine gewaltige Förderung des Intellektes das Ziel der nächsten Erdepoche bilden müsse. Eine Periode physischer Gefahren müßte folgen, um die ethischen Qualitäten zu dieser Intellektsverdichtung wiederum ins Gleichgewicht zu setzen.

CXXX. Die neuere Kultur läuft darauf hinaus, seltene, dauernde, einheitliche und tiefe Freuden durch häufige, beschleunigte, vielfältige und seichte Freuden zu ersetzen, und ahnt nicht, daß sie die Summe verkleinert, indem sie die Organe abnutzt.

CXXXI. Was bedeutet das: untergegangene Völker? Die Völker gehen nicht unter und ſterben nicht, das Blut der Aſſyrer, Ägypter und Römer lebt noch heute. Was heute herrſcht und Geſchichte ſchafft, liegt morgen am Boden und bildet die Unterſchicht; die Blätter des Herbſtes ſind die Krume des nächſten Frühlings.

Es ſtirbt die Herrſchaft, die Phyſiognomie. Ein Volk ſcheint lebendig, ſolange es Eindringling und Eroberer bleibt, der nächſte Eroberer verwandelt es in Humus, mit dem er ſchließlich ſich ſelbſt vermiſcht.

Denn auch zu der Zeit, als jene Völker hiſtoriſch waren, beſaßen ſie ihr Land nicht allein. Was wir die Zeit der Römer nennen, war die Zeit, als Römer die herrſchende Schicht ihres Landes bildeten; nur zweiſchichtige Völker — ein ſeltſames Wortſpiel unſerer Sprache — ſind geſchichtlich.

Hat nun die untere Schicht die obere aufgezehrt, so iſt es um Stammescharakter, Hiſtorie und Entwickelung geſchehen. In unſerer Zeit ſind die verſchwindenden Ariſtokratien die letzten Reſte der oberen Schichtung; bald iſt die Homogenität erreicht, ein Zeichen, daß wir reif ſind, zu erobern oder erobert zu werden.

Das Phänomen der Geſchichtsbildung durch Eroberung und Schichtung könnte man als das Phänomen der Infiltration bezeichnen.

CXXXII. Wenn zwei Flüſſigkeiten ſich miſchen, ſo befreit ſich häufig ein Teil gebundener Energie als Wärme: Schwefelſäure oder Alkohol in Waſſer gegoſſen, erhitzen das Gemenge.

Analog dieſer Erſcheinung ereignet ſich das Phänomen der Kultur, wenn eine kraftvolle Oberſchicht von einer unterworfenen

Unterſchicht aufgeſogen wird. Auch dieſe Erſcheinung iſt entbundene Energie. Sie verläuft in Etappen, die dem zunehmenden Miſchungsverhältnis entſprechen und läßt in ihrer Folge das archaiſche Phänomen, das Blütephänomen und das Barockphänomen hervortreten.

CXXXIII. Ariſtokratie, Kriegerherrſchaft, Kaſtengeiſt, tranſzendente Kultur ſind die Erſcheinungen eines zweiſchichtigen Volkes. Bürgertum, Prieſter- und Beamtenherrſchaft, Familienkult, traditionelle Kunſt ſind den Völkern eigen, die durch Aufſaugung der Eroberer einſchichtig geworden ſind.

CXXXIV. Eine Sprache bleibt jahrhundertelang unverändert, dann plötzlich geſtaltet ſie ſich neu, ihre Laute, ihre Worte, ihr Satzbau, ihre Denkweiſe geraten in Gärung, trüben und klären ſich, und eine neue Sprache entſteht für Jahrhunderte. Dies iſt die Tonerſcheinung, die jede Raſſenumwälzung begleitet. Vielleicht iſt es nicht zu kühn, zu folgern, daß gemeinhin die Sprache auch für langſam verlaufende Raſſen- und Ständemengung als Maßbeſtimmung dienen darf. So iſt am Ende die gewaltige Umbildung des Stils zwiſchen 1740 und 1800 ein Abbild des Aufſtiegs bürgerlicher Stände, die der verkanzelten Nobilitätsſprache des XVII. Jahrhunderts den Weg zur Natur wieſen.

CXXXV. Städtegründung iſt vielleicht ein Ergebnis von Invaſionen; eine Koagulation durch Ferment. Die Eroberer mußten ſich ſchützen, die Eroberten unter Kontrolle gehalten werden.

CXXXVI. Unſere Epoche hebt die „Perſönlichkeit“ auf die höchſte Spitze; dies iſt folgerichtig, weil eine Grunderſcheinung unſerer Zeit die Raſſenmiſchung iſt, mithin die Verſchwemmung des Charakters. Wir ſetzen Prämien auf denjenigen Atavismus, der eine der Miſchungskonſtituenten unſerer Bevölkerungsmaſſen in verhältnismäßig reiner Form rekonſtruiert.

Kämen wir wieder zu reineren Raſſen, ſo würde die Aufhebung der Perſönlichkeit durch das Raſſenideal erſtrebt werden. In dieſer Lage befand ſich der griechiſche Adel und befinden ſich einzelne Ariſtokratien unſerer Zeit.

CXXXVII. Kulturgeſchichte bedeutet nur einen Wechſel der Gerätſchaft. In Liebe und Haß, Freude und Leid, Leben und Tod bleibt alles Menſchliche ſich gleich.

CXXXVIII. Noch immer iſt es das Ideal der Sozialpolitik, Unfreie frei und Unzufriedene zufrieden zu machen. Dies iſt aber ſinnlos und unmöglich.

Das Ziel muß ſein: die Selbſtbeſtimmung der Menſchen zu fördern und damit die Quelle berechtigter Unzufriedenheit zu ſtillen. Dieſes iſt möglich erſtens durch Erziehung, zweitens durch Beſeitigung falſcher Erblichkeiten.

CXXXIX. Vierfach iſt die Periodizität der Zeitſtimmung:

Herrſchaft des Verſtandes. Sie tritt auf, begleitet von Rationalismus, Skeptizismus, Eſprit, Liberalismus.

Herrſchaft der Empfindung. Schöngeiſterei, Naturfreude, Klaſſizität, Patriotismus.

Herrſchaft der Leidenſchaft. Genialitätkult, Erotik, Muſik, Expanſion.

Herrſchaft der Myſtik. Romantizismus, Frömmigkeit, Abſolutismus, Paſſivität.

CXL. Dem Zuſtand geiſtiger Diſtinktion legte man in den letzten Menſchenaltern folgende Namen bei, die in ihrer Reihenfolge eine Geſchichte des Geiſteslebens bilden:

Empfindſamkeit,
Aufklärung,
Bildung,
Geiſtesfreiheit,
Europäertum,
Kultur.

CXLI. Unſere Kulturepoche entſpricht dem, was in der Politik vor ſiebenzig Jahren die Bourgeoiſie, der Liberalismus und das Freihändlertum vorſtellte.

CXLII. Hellas war auch in der Hinſicht dem vorrevolutionären Frankreich vergleichbar, daß eine verhältnismäßig kleine Zahl blonder Herren der Maſſe die Wage hielt.

Das Volk liebte die Herren, erfreute ſich ihrer Kultur und wehrte ſich der Übergewalt durch Oſtrakismus. So erklärt ſich

die Doppelſeele des Griechentumes: ihre Hyſterie, ihr Wankelmut und Trübſinn lag in den Maſſen, ihre Freiheit und Größe in den Oberen Zehntauſend.

Das Volk trug ſatyrhafte, der Adel apolliniſche Züge. Durch Solon, der ſemitiſche Verfaſſungen ſtudiert hatte, wurde das untere Element hervorgekehrt, durch die Siege der Römer das obere vernichtet.

So erklärt ſich das Unbegreifliche: daß dieſes Volk, die Blüte der Mittelmeerkultur, mit einem Schlage zu wirken aufhörte, und daß die Graeculi den Römern zum Geſpött und zur Verachtung wurden.

CXLIII. Für Geſchäfts- und Staatsleute:

Zeige den Menſchen deine Schwächen: ſonſt bekommen ſie kein Vertrauen, und du wirſt ihre wahre Geſinnung nicht erkennen.

Verlange keine hundertprozentige Zuſtimmung. Verzichte auf Gefolgſchaft, ſo weit ſie eine ſchwache Majorität überſchreitet; denn die Gegenmeinung muß zu ihrem Rechte kommen.

Wolle nicht dauernd Recht haben. Es genügt, wenn zwei Drittel deiner Handlungen und Meinungen zutreffen.

CXLIV. In Deutſchland wählt der Patriotismus die aggreſſive Form. Die Liebe zum Heimiſchen kleidet ſich in den Haß gegen Fremdes. Mangel an Selbſtgefühl und Sicherheit!

CXLV. Viele Royaliſten ſind es aus Abneigung gegen ſchlechte Familie, Streberei, Advokatentum und Journaliſtik.

CXLVI. Etwa um 1790 entſtand in Deutſchland die „Geſellſchaft“ in der Bedeutung einer Gemeinſchaft der Gebildeten. Sie war bürgerlich, denn der Adel bedurfte keines neuen Bindemittels.

In Berlin traten, neuſüchtig und wohlhabend, die Juden in den Vordergrund.

Die Kennzeichen dieſer embryoniſchen Geſellſchaft: Beſpiegelung, Kunſtſucht, Bildungsehrgeiz, Geiſtreichheit, finden ſich noch heute in den Übergangsgeſellſchaften, die jetzt peripheriſch geworden ſind, wie aller Zentralluxus von heute zum peripheriſchen Luxus von morgen wird.

In den obſkuren Vierteln der Großſtadt und in den Provinzen findet man heute die Rahel Levin, Henriette Herz, David Veit und alle Größen von 1820 wieder.

CXLVII. Wenn von zwei Nationen die eine alle Produkte, deren ſie bedarf, ſelbſt erzeugt, die andere auf Produkte der erſten angewieſen iſt, ſo entſteht auf die Länge der Zeit ein ſeltſames Verhältnis.

Die empfangende Nation wird zuerſt in Waren zu zahlen verſuchen. Da man deren bei der gebenden Nation nicht bedarf, ſo muß ſie auf andere Mittel ſinnen. Sie zahlt in Anleihen: aber auch die Zinſen der Anleihen müſſen in neuen Titeln bezahlt werden; und der Staatsbedarf iſt begrenzt. Sie zahlt in induſtriellen Werten, in Hypotheken, in Aktien. Aber ſtets muß die greifbare Unterlage dieſer Titel im zahlenden Land verbleiben, denn das liefernde weiß nichts damit anzufangen.

So bleibt denn im zahlenden Land ſcheinbar alles beim alten; Landwirtſchaft, Bahnen, Induſtrien, Schiffahrt werden betrieben, erzeugen Güter und proſperieren: aber im liefernden Land ſitzen

die Eigentümer des Bodens, der Fabriken, der Verkehrsmittel. Ihnen wird Rechenſchaft gegeben, ſie verfügen über die Stellungen der Beamten, ihnen ſind die Erträge zur beliebigen weiteren Inveſtierung gutzuſchreiben. Freilich werden ſie auch dieſe Erträge im Lande belaſſen, eben weil ſich eine geeignete Exportform nicht finden läßt, aber jede Gutſchrift führt dazu, die Grenzen des Einfluſſes zu erweitern.

Man kann dieſes Phänomen ſo definieren: Die unterlegene Nation zahlt in Macht. Die überlegene Nation tritt zu ihr in das Verhältnis eines Eigentümers und Verpächters. Und dieſes Machtverhältnis iſt um ſo furchtbarer, als faſt jeder Einwohner perſönlich in die Botmäßigkeit des Fremden gerät.

Kriegeriſche Auflehnung iſt das einzige Mittel gegen dieſe friedliche Unterjochung.

CXLVIII. WIRTSCHAFTLICHE KARIKATUR DER ZUKUNFT. In Genua, Marſeille, Antwerpen und Hamburg ſind Schalterpavillons errichtet, in denen Eintrittskarten verkauft werden. In Scharen, mit Fremdenführern und Katalogen, landen amerikaniſche Touriſten, um die Alte Welt zu ſtudieren. Sie betreten die Städte, erſcheinen in den Häuſern, Fabriken und Läden, um uns bei der Arbeit, beim Vergnügen, in der Familie zu beſchauen. Wir alle müſſen unſeren Tätigkeiten obliegen, als ſei es ernſt; die Handwerker arbeiten, Geſchäftsleute handeln, Soldaten exerzieren, Paſtoren predigen, Schauſpieler tragieren, Abgeordnete beraten; und alle erhalten dafür Unterhalt und Löhnung. Die Yankees gucken uns über die Schultern, die Damen lorgnettieren uns und ſagen: „Oh, dear old Europe! How lovely grand-fathers life seems to have been.“ Schenken unſeren Kindern etwas und ziehen weiter.

Europa iſt von den Amerikanern zum Nationalpark ernannt.

CXLIX. Alle höchſte Kunſt iſt unbewußt und dämoniſch in die Welt getreten. Ja, man darf ſagen (was unerhört ſcheint), daß ſie in ihren vollkommenſten Äußerungen ſtets nur eine unbeabſichtigte Nebenwirkung war.

Die Epik war Erinnerungsmittel für wichtige Vorgänge. Rhythmen und Melodien laſſen ſich leichter behalten als ungemeſſene Rede. Die Schönheit homeriſcher und bibliſcher Darſtellung iſt keine Kunſt, ſondern unbewußte Spiegelung harmoniſchen Geiſtes.

Die Plaſtik iſt entſtanden als Darſtellungsmittel für Fetiſche und Götterbilder. Das eigentlich Künſtleriſche war Nebenwirkung: auf Deutlichkeit und Glaubhaftigkeit kam es an.

Tragödie war Gottesdienſt. Die Gottesfeier war wichtig, Kunſt ging nebenher.

Malerei — bei der frühchriſtlichen und mittelalterlichen wird es evident; Aſſiſi zeigt es vor vielen — war Bilderſprache.

Das neuere Schauſpiel war zuerſt Erbauungsmittel, dann Unterhaltungsmittel. Ein Theaterſtück als Kunſtwerk hat weder Shakeſpeare noch Molière geſchrieben.

CL. Es ſcheint, als ob der unbewußte, halb traumhafte Geiſteszuſtand, der im Vorbeiblicken, gewiſſermaßen in der Nebenfunktion, das kunſthaft Große ſchafft, geſtört würde, ſobald das Verſtandes- und Zweckbewußtſein ſeinen Blendſchein auf den Vorgang wirft.

So etwa, wie der nicht einſchläft, der ſeine eigenen Träume beobachten will.

CLI. Terreſtriſche Kunſt iſt immer typiſch, denn ſie kann das Geſetz der Materie nur in der Abſtraktion erfaſſen; tranſzendente

Kunſt iſt individuell, denn ihr höchſtes Glück iſt, daß das Einzelnſte des Geſchaffenen die göttliche Liebe zurückſtrahlt.

Nach dieſem Geſetz iſt alle Kunſt des Orients von aller Kunſt des Okzidents geſchieden.

CLII. Alle Kunſt, mit Ausnahme der germaniſchen, verherrlicht das rein Natürliche, die irdiſche Erſcheinung. Deshalb iſt ihre höchſte Erhebung die Stiliſierung, das heißt: die Abſtraktion der irdiſchen Geſetzmäßigkeit; oder die materielle Symboliſtik, das heißt: die Spiegelung eines höheren, aber begreiflichen Prinzipes. Alle orientaliſche Kunſt, ſelbſt die individuellſte ägyptiſche und japaniſche, iſt daher typiſch-materiell oder ſtiliſiert-ſymboliſch.

Nur die germaniſche Kunſt erhebt ſich zur Tranſzendenz. Und weil ſie das Unausſprechliche widerſtrahlt, darf ſie gänzlich individuell, gleichnisartig das Nur-einmal-Exiſtierende darſtellen. Denn unſere Seele faßt das Tranſzendente nur im Bilde: nicht der Gegenſtand, ſondern die Seele des Gegenſtandes ſpricht die Sprache der Ewigkeit. Dem Unſagbaren kommen die Dichter näher als die Philoſophen, obwohl ſie keine abſtrakten Worte kennen und nur von Dingen der Welt träumen und künden.

CLIII. Idealiſtiſche Kunſt iſt in Wahrheit materiell, paſſionierte Kunſt iſt tranſzendent.

CLIV. Sei gewarnt vor triſter Kunſt! Sie iſt die Kunſt der Zweckmenſchen. Da ihre Lebensbeſtimmung trübſeelig iſt, können ſie allein derlei Künſte ſchaffen und ertragen.

Goethe nannte die Romantik „kranke Kunſt“. Mit Recht. Denn die Romantik entſtammt nicht dem Drang nach Mittelalterlichkeit: ſondern die Mittelalterlichkeit wurde gemacht von Menſchen, die für ihre trüben Seelen Verkörperungen ſuchten.

Am Zweige der triſten Kunſt wächſt die Sentimentalität, die ſlawiſche Schwermut, die Myſtik, die Satirik, die Kindelei.

Auch ſtarke Menſchen können ſchwermütige Stunden erleben: aber dieſe Stimmung iſt bei ihnen flüchtig, verachtet, zum mindeſten gebändigt.

CLV. Man ſpricht mit Unrecht von der Phantaſie des Orientalen. Der Orientale iſt durchaus nicht phantaſievoll oder phantaſtiſch: er iſt nur ein aufdringlicher Erzähler, der das Intereſſe des Hörers durch Übertreibung erzwingen will. Aber ſeine Übertreibung iſt nicht Vertiefung des Charakteriſtiſchen, Groteske oder Karikatur, ſie beſteht in der nüchternen Mechanik quantitativer Steigerung. Uns mag zuweilen das fremdartige, an ſich farbige Weſen in übertriebener Darbietung phantaſtiſch erſcheinen: dieſer Reiz iſt nicht dem Geiſt des Schöpfers zu danken.

Phantaſievoll ſind die ſtillen Märchen der Okzidentalen, die ganz im Realen, im Lebensinnern wurzeln. Der geringfügige Zauberſpuk iſt nur Rahmenwerk und wird ohne Erſtaunen hingenommen, weil er immerhin ein Abbild tieferer Wahrheiten bleibt.

CLVI. Die Kunſt iſt von Zweckmenſchen erfunden. Groß und befreiend wurde ſie erſt, ſeit ſie von Zwecken befreit und von Zweckfreien regiert wurde.

Deshalb ist jeder Rückfall ins Zweckhafte — Moralkunst, Lehrgedicht — niederdrückend und barbarisch.

CLVII. In den nördlichen Sagen sind die Kunstfertigen, die Schmiede, stets unterirdisch, dunkel, zwergenhaft eine fremde Rasse. Ein Sinnbild dafür, daß die Mut- und Lichtmenschen Kunst nicht betrieben.

CLVIII. Die Kunst der Furchtvölker ist zweckhaft, moralisch preisend, ekstatisch, die der Mutvölker naturbegeistert, ethisch, transzendent, enthusiastisch.

CLIX. Wie unsinnlich und immateriell die Kunst der Starken ist, zeigt das Nibelungenlied.

Statt des homerischen Bildes stets die Versicherung: „Hei! Wie!...“ Dazwischen meisterhafte Dialoge.

Daß Siegfried „in die Blumen“ sinkt, ist wie aus einer anderen Welt offenbart.

CLX. Es gibt keine Seite französischer Literatur, auf der nicht wenigstens einmal die Eitelkeit als menschliches Motiv erscheint.

CLXI. Der Misantrope des Molière ist ein falsch entworfener Charakter. Daß ein Mensch, der die Aufrichtigkeit über alles

ſtellt, die Menſchheit haßt, iſt logiſch denkbar, phyſiologiſch falſch. Menſchenhaß iſt nicht Sache der Überlegung, ſondern des Temperamentes. Mutmenſchen können nicht Menſchenhaſſer ſein.

CLXII. Franzöſiſch-charakteriſtiſch iſt es daher auch — aber ſeeliſch falſch —, daß Alceſte einen ehrlichen Tadel in die Lügenfloskel kleidet: er hätte mal „einem anderen“ die und die Vorhaltung gemacht.

CLXIII. Eleganz iſt die unerhörte Aufwendung von Mitteln und Kräften, um einen verhältnismäßig einfachen, auf anderem Wege nicht erreichbaren äſthetiſchen Effekt zu ſchaffen.

Auf dem Kontraſt der unbeſchränkten Freiheit und der gewollten Verleugnung beruht dieſe Wirkung, die um dieſes komplizierten Weſens halber an der Grenze der Äſthetik ſteht und ſtets Gefahr läuft, affektiert zu werden.

Prunk und Eleganz ſchließen einander ebenſo aus wie Eleganz und Sparſamkeit.

CLXIV. Eleganz iſt gemeiſterte Verſchwendung.

In dieſem Sinne kann auch Natur elegant ſein, doch mit der Beſchränkung, daß ſie nicht der Wirkung wegen, ſondern aus eigenem Überſchwang verſchwendet.

CLXV. Aller Repräſentation iſt Glanz unentbehrlich, weil er die beſchämende Schönheit ſchlägt.

CLXVI. Die Kunſtgeſchichte wird nicht müde, mit den alten Baukaſtenſteinen: „Entwickelung, Höhepunkt, Verfall einer Kunſt“ zu ſpielen, wodurch denn immer wieder die plauſible, aber höchſt alberne Legende von der Unbeholfenheit der Väter, der Herrlichkeit der Söhne und der Frivolität der Enkel ſich ergibt.

Faßt man die Kunſt im Innern und in der Tiefe, ſo wird man finden, daß jede neue Kunſtepoche, ja, jede neue Kulturepoche in vollkommener Herrlichkeit daſtand, ſobald eine neue Raſſe ſiegreich auf den Schauplatz getreten war, und daß ſie ſo lange herrſchte, bis die neue Raſſe ſich umformte, vermiſchte oder unterging.

Vermiſchte ſich die Raſſe, ſo zeigte ſich jedesmal das Barockphänomen: die Form blieb erhalten, ja, zum Höchſten geſteigert und übertrieben, aber ſie umſchloß nicht mehr den alten, fremdgewordenen Gedanken.

Unſere Zeit des unaufhörlich gewordenen Raſſenwechſels findet ihr Abbild in der täglich wechſelnden Kulturform. Die Mode erſetzt den Stil.

CLXVII. Man ſollte ſtatt des Begriffes der Wiedergeburt (Renaiſſance) den Begriff der Befruchtung in die Sprache der Kunſthiſtorie einführen.

Die äußere Geſchichte der Kunſt zeigt eine Reihe von Befruchtungsprozeſſen, deren einer nur als Wiedergeburt gewürdigt iſt, und zwar der des römiſchen Klaſſizismus.

Andere Befruchtungen der letzten Jahrhunderte können genannt werden: die italieniſche der geſamten Baukunſt, die franzöſiſche der deutſchen Dichtung, die chineſiſche des Rokoko, die engliſche der deutſchen Dichtung um 1750, die griechiſche und ägyptiſche

der Napoleonszeit, die mittelalterliche der Romantik, die engliſche der Landſchaftsmalerei, die ruſſiſche des Epos, die japaniſche der neueſten Malkunſt, die engliſche der Innendekoration.

Bedeutſam iſt bei dieſer Betrachtungsweiſe, daß England als das germaniſche Kulturreſervoir ſich erweiſt.

CLXVIII. Künſtler und Kunſtſchreiber klagen über die Hilfloſigkeit, Heuchelei und Brutalität der gebildeten Menge in künſtleriſchen Dingen. Es ereignet ſich hier, wie überall, wo allzuviel beſchuldigt wird: Frage und Anſpruch ſind falſch geſtellt.

Wer würde es wagen, einen Offizier über Volkswirtſchaft, einen Maler über Kirchenrecht oder einen Geiſtlichen über Chemie zu verhören, um ihm Unbildung oder Urteilsſchwäche vorzuwerfen?

Aber ein Bankier, ein Staatsmann, ein Fabrikant wird gezwungen, von äſthetiſchen und philoſophiſchen Dingen eine Vorſtellung, wo nicht eine Anſicht zu haben. Und dieſe geſcheiten, denkgewohnten Menſchen nehmen es hin, ſich in die unwürdigſte Situation zu begeben, Namen und Urteile auswendig zu lernen, Geſchmack zu affektieren und die gerechte Blamage durch äſthetiſche Grünſchnäbel hinzunehmen, wenn ſie ihr eigenes harmloſes Halbempfinden unter der Decke der pflichtmäßigen Tagesurteile nicht genügend geborgen haben.

Warum? Weil Stubengelehrte, Äſtheten und Intereſſenten die tote humaniſtiſche Phraſe vom Abſolutismus der Künſte galvaniſieren.

Die Kunſt iſt für die Menſchheit abſolut, für den Einzelnen iſt ſie es nicht; noch weniger ſind es die Künſte. Es mag angenehm ſein, neutrale Gebiete der Konverſation zu wiſſen, die den Tee-

und Biergenuß umgeben. Tiefer Denkende ſchämen ſich, die Sakramente der Menſchlichkeit durch Geplapper zu entweihen.

Fragen nun die Beglücker, was man dem Geiſt und Herzen moderner Menſchen dann noch bieten und geſtatten könne, ſo mag man ihnen antworten: Vor allem die Natur. Keine Zeit hat der Natur im tiefſten Herzen empfänglicher gegenübergeſtanden als die unſere, die ſo grauſam von ihr getrennt lebt. Dies fürs Empfinden. Und für den Geiſt: die Einſicht, die unſere Epoche von allen früheren unterſcheidet, die Einſicht in die Kräfte, Erſcheinungen und Formen der Natur. Sodann die Einſicht in die Beziehungen der Menſchen und Staaten, Wirtſchaft, Geſetzgebung, Politik.

In dieſen Künſten und Erfahrungen iſt unſere Zeit nicht arm; und die Profeſſoren und Kunſtlieferanten würden manches lernen, wenn ſie einen Arbeiter aufs Feld oder in die Fabrik begleiteten, der ſeinen Kindern den Mechanismus eines Automobiles oder die Beſtimmungen einer Berufsgenoſſenſchaft erklärt.

CLXIX. Ein Weiteres iſt zu erwägen. In unſeren organiſatoriſchen Zeitläuften gehören die Emanationen dem Volke, die Zentralpunkte der Kultur den Spezialiſten. Die Eiſenbahnverwaltung ſteht uns als eine Behörde gegenüber, deren Einrichtungen wir benutzen, ohne nach ihrem Budget zu fragen. Wir bedienen uns des elektriſchen Lichtes und wiſſen nicht, was in der Dampfturbine vorgeht, die es erzeugt. Wir ſpeiſen von damaſtenen Decken und haben von Jacquardſtühlen nie etwas gehört.

So mag man denn ſich getröſten, daß das Volk von Emanationen der Kunſt umgeben ſei — Faſſaden, gemalten Decken, Tapeten, Möbeln, Geſchirr, Reproduktionen, Kleiderſtoffen —, ohne

in die Zentralſtätten des Erfindens profan zu dringen. Alle dieſe Emanationen bewegen und verwandeln ſich mit den Schwingungen der Epoche; und wie ehemals der Kerameikos durch Polygnot, ſo wird heute die Tapeteninduſtrie durch Whiſtler oder Outamaro belichtet. Was hat die Menge mit den Urformen zu ſchaffen? Mag die Emanation ſich heute weiter entfernt haben vom Zentralpunkt als früher — wie ſich auch manch Götzenbildlein von der reinen Gottheit entfernt hat —: die Sonne weiſt den Weg, die Planeten folgen und der Reiſende, der mittut, iſt für die Route nicht verantwortlich.

CLXX. Wie in einem lebendigen Körper die Säfte dahin ſtrömen, wo die Natur ein ſtarkes Wachstum fordert, ſei es, daß eine Wunde vernarbt, eine Abwehr geſchaffen oder eine Blüte erzeugt werden ſoll, ſo ſtrömen die geiſtigen Potenzen und Talente einer Nation in diejenigen Berufsprovinzen, die einen beſonderen Aufwand an Kräften verlangen und rechtfertigen. Deshalb wird in unſerer Zeit die Provinz der Künſte, man möchte ſagen vom Landſturm, ja teilweiſe von Invaliden geſchützt, während die ſtärkſte Mannſchaft des Landes ſich in die aktiven Berufe drängt, wo es gilt, Angriffen zu wehren und Grenzen zu erweitern. Unſere Kunſt leidet am Überfluß der Talente und am Mangel der Perſönlichkeiten deshalb, weil ſie nicht exponiert iſt.

CLXXI. Die Wortverbindung „Graue Vorzeit“ rechtfertigt ſich durch eine pſychologiſche Wahrnehmung. Erinnern wir uns eines längſt vergangenen Erlebniſſes, ſo blicken wir wie durch einen Schleier.

Es iſt, als hätte in jener Zeit die Sonne minder klar geleuchtet; Bilder, Umriſſe und Farben verſchwimmen: es iſt, wie der Ausdruck ſagt, die Erinnerung verblaßt. Im gleichen Dämmerlicht erſcheinen uns Vorgänge, die wir nicht ſelbſt erlebten, die uns überliefert ſind; und es wird uns ſchwer, zu glauben, daß die Mauern Roms vor Jahrtauſenden in den gleichen Himmel ragten, auf der gleichen ſtrahlenden Erde ruhten, von den selben Kräutern umkränzt waren, die vor unſeren Augen im Mittagslicht ſpielen. Auch dies kommt hinzu, daß wir uns gewöhnt haben, die Bilder der Zeiten aus Kunſtwerken zu leſen: und ſo möchten wir am liebſten glauben, der Regent von Frankreich ſei unter Watteaus Bosketts ſpaziert und Rembrandt ſei unter braunen Wolken groß geworden.

CLXXII. KÜNSTLERISCHE QUALITÄT. Frühere Epochen ſchätzten die Meiſterſchaft; die unſere ſucht nach Perſönlichkeit. Förderten die früheren die Mittelmäßigkeit, ſo züchtet die heutige den Dilettantismus.

CLXXIII. Die Muſik iſt ſo tranſzendent, daß ſie da noch Kunſt ſcheint, wo ſie zur reinen Sinnlichkeit geworden iſt. Jede andere Kunſt würde auf dieſer Stufe vernichtet.

CLXXIV. Die einfachſte Art, eine Geſetzmäßigkeit der Form wahrnehmbar zu machen, iſt die Wiederholung, die Duplikation. Im Raum bewirkt es die Symmetrie, in der Zeitfolge der Vers, die Melodik.

CLXXV. Die ſakrale Gotik iſt eine Architektur der Ebene. Um ſich mit der Natur in Kontraſt zu ſetzen, mußte ſie die Höhendimenſionen betonen; dies iſt ihr Merkmal.

Die antike Architektur ſchloß ſich an bewegte Landſchaft an. Hier war die Höhe kein Naturkontraſt, denn jede Dimenſion erſtarb vor den Zügen der Gebirge. So blieb nur ſymmetriſche Harmonie als wirkſamer Gegenſatz. Vollkommene Löſung ward denn hier die römiſche Kuppel und der Rundbau, wie denn auch ſonſt die römiſche Architektur, in den Elementen rückſichtloſer und roher, im Komplex der Anlage weit über die griechiſche hinausſtieg.

Haben doch die Römer, das bauende Volk vornehmlichſter Art, die Architektur erſt geſchaffen, indem ſie architektoniſche Aufgaben ſchufen. Der oriental-griechiſche Tempel iſt eigentlich kein Gebäude, ſondern ein Monolithendenkmal in der Art der Cromlechs. Deshalb iſt auch ſeine Bedachung, insbeſondere die Giebelgeſtaltung, eine primitive und ſchwache Löſung. Die obligatoriſche, plaſtiſche Giebelfüllung ſamt dem falſchen Gebälk iſt, architektoniſch betrachtet, eine Monſtroſität.

CLXXVI. Unſere Architektur leidet daran, daß ſie die bedeutenden Kontraſte nicht mehr begreift: große Flächen, mäßige Öffnungen; ſchwere Maſſen, leichte Ornamente, kühnes Vorſpringen, ruhiges Zurücklehnen.

CLXXVII. Ein architektoniſches Ornament muß ſubtil ſein, daß es dem aufs Geſamtbild gerichteten Auge nur als leichte Kräuſelung und Fioritur erſcheint, dem fixierenden Auge erſt ſich auflöſt.

Der alte Architekt verſtand dies, weil er nicht am Reißbrett baute, wo das Detail des kleinen Maßſtabes wegen und um der Deutlichkeit willen abſcheulich übertrieben werden muß.

CLXXVIII. INTENSIVE UND EXTENSIVE KUNSTANSCHAUUNG. Alle äſthetiſche Betrachtung iſt dimenſionär beſchränkt. Wer ein architektoniſches Moſaik quadratzentimeterweiſe betrachten wollte, wer ein modernes Bild unter die Lupe zu nehmen oder ein vlämiſches als Totaleindruck zu werten verſuchte, der würde keinen Kunſtgenuß verſpüren.

Selbſt die Natur hält nicht immer ſtand, wenn etwa jemand einen Ausſchnitt bleifarbigen Himmels oder weißgelben Dünenſandes ohne Kontraſt fixierte.

Es ſcheint, daß die Konvention des Schauens denſelben Weg verfolgt wie das geſamte Kulturleben: vom Intenſiven zum Extenſiven; Flüchtigkeit dem Detail, Beherrſchung den Maſſen zuweiſend.

So müßte auch die Betrachtung unſerer Architekturen, die im einzelnen hoffnungslos zum Niedergang eilen, dadurch aufgehoben werden, daß das Geſamtbild architektoniſcher Landſchaft geſichtet wird. Dann wird ſelbſt der Verderb des einzelnen im Strom der Lebensbewegung wieder zu einer Art Natur.

CLXXIX. Sobald die Induſtrie ſich eines Schaffensgebietes bemächtigt hat, das zuvor ideologiſch betrieben wurde, kann ethiſche und äſthetiſche Belehrung und Bekehrung ſich nur an den Konſumenten, nicht mehr an den Produzenten halten. Dies vergißt

man in Deutſchland häufig gegenüber dem Journalismus, dem Theater, der Architektur.

CLXXX. Dem Bildhauer liegt ob, nicht ſteinerne Nachbildungen von Geſchöpfen, ſondern geſchöpfähnliche Steinbilder zu machen.

CLXXXI. Dichter iſt einer, der den Schein und Inhalt der Dinge mächtig empfindet und ſein Empfinden vollkommen geſtaltet. Er iſt die Muſchel, die das Brauſen des Meeres wiedertönt. Der Kunſt des Denkens bedarf er nicht.

CLXXXII. Die Dichter ſchufen uns ewige Welt- und Menſchheitbilder: Gedanken ſchenkten ſie uns nicht. Und wenn einer ſeine Dichtungen mit gereimten Gedanken ſchmückte: ſo waren es Kronen aus Flittergold auf ſteinernen Götterbildern.

CLXXXIII. Ein Dichtwerk, das „einen Gedanken“ verkörpert, wäre nichts als eine elende Charade. Das wahre Dichtwerk iſt ein unendlich vieldeutiges Gleichnis: keine Löſung iſt gewollt, jede iſt geſtattet.

So tut man den großen Werken das kläglichſte Unrecht, wenn man ſie auf einen einzelnen „Gedanken“ gewaltſam reduziert.

Da kommt einer und lehrt: Der Gedanke des „Fauſt“ iſt, „wer ſtrebt, kann gerettet werden“.

Armſeligkeit! — Was iſt Fauſt und was iſt ſolch ein Gedanke!

CLXXXIV. Zwar gibt es neuerdings Dichter, die ſich erinnern, daß große Werke als Symbole von Weltproblemen gedeutet worden ſind, und daß ſolche Deutbarkeit geradezu als ein Merkmal höchſter Kunſt betrachtet wird.

So greifen ſie nach einem handlichen Weltproblem und umbacken es mit dem Teige ihrer Dichtmittel.

CLXXXV. Humor gehört zu den höchſten Formen der Betrachtung und Darſtellung, ſolange er ſouverän bleibt: Teilnahme am Menſchlich-Beſchränkten ohne Parteilichkeit und Bekümmernis.

Miſcht ſich Sentimentalität hinein nach der Formel von der lächelnden Träne, ſo wird er, wie dies berühmte und treffende Bild, zur larmoyanten Grimaſſe.

CLXXXVI. Das Dramatiſche iſt die Einheit des Kampfes mit dem Leiden.

CLXXXVII. Wenn zugegeben wird, daß die Aufgabe des Dramas iſt, zu ergreifen, zu bewegen und zu erſchüttern, ſo ergeben ſich, wo nicht die drei Einheiten, ſo doch eine Reihe ſehr ſpezieller Bedingungen; und Ariſtoteles behält im meiſten recht.

Ergreifen kann uns nur das Schickſal von Menſchen, die uns nah ſtehen, bekannt und ſympathiſch ſind. Ferner nur ein Schickſal, das groß, geſetzmäßig gegründet, vorgeahnt und unabwendbar iſt.

Innerlich gleichgültig bleiben uns Fremde, Verbrecher, Schwächlinge. Zum Mitleid, nicht zur Erſchütterung führen uns Mißgeſchick, Unglücksfälle, Miſere kleiner Leute.

Das notwendige Schickſal kann ſich daher weder an Verbrechen noch an Fahrläſſigkeit knüpfen, ſondern nur an ſympathiſche Verſchuldung: alſo Leidenſchaft.

Die Leidenſchaft muß in der Seele exorbitanter Menſchen wurzeln: alſo gemiſchte Charaktere, nicht ohne Größe.

Die Notwendigkeit und Unabwendbarkeit muß fühlbar werden: alſo Einheit der Handlung und Beſchränkung des Zufalls.

Die Menſchen müſſen uns bekannt ſein: alſo Expoſition und einigermaßen einheitliche Zeit.

Überflüſſig bleibt die Einheit des Ortes, an die ſich die Alten durchaus nicht immer und nur im Intereſſe des Chores gehalten haben.

CLXXXVIII. Die germaniſche Tragik beruht darauf, daß jemand an ſympathiſchen Fehlern mit Notwendigkeit zugrunde geht.

Die ſympathiſchen Fehler ſind die germaniſch-heidniſchen Tugenden; das verletzte Sittenprinzip iſt die fremd-orientaliſche Ethik.

Somit beruht die Tragik des Germanen auf dem Zwieſpalt der ererbten und der erlernten Moral.

CLXXXIX. Während in der Tragik der Germanen überall die chriſtliche Ethik recht behält, zeigt Hamlet die heidniſche Umkehrung.

Hier geht der Menſch zugrunde, weil er im heidniſchen Sinn ſündhaft, nämlich ſchwach iſt.

Heidentum ſtrahlt durch dieſe ganze Tragödie. So muß auch der berühmte Monolog zum heidniſchen Dokument werden.

CLXXXX. Der Prüfſtein des Dramatikers: ſind ſeine Geſchöpfe bedeutende Menſchen oder ſagt er nur ſo?

CLXXXXI. Dem Deutſchen, bei ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und ſeinem Hang zum Abſoluten, wird das Schreiben ſchwer.

Er möchte ſeinem Gedanken die abſolute, die chemiſch reine Form geben; es ſoll nicht zu viel und nicht zu wenig, vor allem nichts Zufälliges geſagt ſein: und ſo wird er abſtrakt. Er ſagt: Das Hinauslehnen des Körpers iſt wegen der damit verbundenen Lebensgefahr bei Strafe verboten.

Auch ſollen die Ausnahmen, die Anwendungen und gar die Beweiſe des Gedankens nicht fehlen: ſo wird ein Buch daraus. Und dieſes Buch wiederum ſoll ſo abſolut und ſo vorausſetzungslos daſtehen, daß, wenn es nach zweitauſend Jahren gefunden würde, dem Leſer die ganze Spezialweisheit der Epoche daraus entgegenſtiege. Am liebſten entſchuldigte er ſich wegen der Zufälligkeit, daß er in der ganz ſpeziellen deutſchen Sprache ſchreibt, und man möchte faſt erwarten, ein Wörterbuch im Anhang beigefügt zu finden.

Dieſe lapidare Neigung war ſelbſt den abſtrakten Lateinern nicht eigen, die ewige Inſchriften ohne Scheu vor zufälligen Anſpielungen, ja, ſelbſt vor familiären Abkürzungen abfaßten. Sie

widerſpricht überhaupt dem Geiſt und Weſen der Sprache, die ganz und gar kaſuell, bildlich, konkret geartet iſt.

Die Kraft der Sprache liegt in der Suggeſtion; ſie denkt in Analogien. Selbſt unſere abſtrakteſten Worte ſind verblaßte Bilder.

Deshalb liegt in einem Lied, das von Mond, Buſch und Tal klingt, mehr des Abſoluten als in pſychologiſchen Traktaten; und eine Luſtſpielſzene kann mehr Welthiſtorie bewahren als ein Feldzugsbericht.

CLXXXXII. Ein guter Stiliſt inſiſtiert nicht; er ſchont das Wort „ſehr“. Einzelne Meiſter, Keller, zuweilen Goethe, laſſen ein ſtilles Zeitwort des Hauptſatzes ſein Licht über den bedeutſamen Gedanken breiten, den ſie beſcheiden in einen Nebenſatz hüllen.

CLXXXXIII. Es gibt Menſchen und Autoren von hohem Talent, deren Reinheit und Güte wir bewundern und die uns im Innerſten kühl laſſen, ja, die uns ſelbſt ein wenig wie Schönfärber und Heuchler vorkommen, obwohl wir wiſſen, daß ſie aufrichtig ſind.

Meiſt ſind ſie von frommen Eltern in ländlicher Umgebung geboren und liebevoll auferzogen; Armut gab ihnen einige Kümmernis und übte in Entſagung, Natur entſchädigte ſie tauſendfach. Zur rechten Zeit meldete ſich der Beſchützer; ein ernſteres Studium begann nicht ohne Entbehrung; Lebenserfahrung brachte der Umgang mit ſtädtiſchen abſtoßenden Elementen. Das Talent tritt nach außen hervor und erfreut die hinfällig gewordenen Eltern durch Erfolg; der Jüngling genießt ihn nicht, denn durch die erſte Liebe erleidet er ſchöne Schmerzen. Sie verfliegt; auch war das

Mädchen eitel und ſeiner nicht würdig. Die zweite Liebe tritt heran und beſchert ihm ſeine treue Lebensgefährtin. Nun folgt ein gemächliches Familienleben, die Reihe der Kinder und Werke und ein beglücktes Alter.

Glück läßt ſich nachempfinden, aber nicht mitteilen. Mit dem Ausblick auf Glück kann ein ethiſches Dichterwerk ſchließen, ſein Gegenſtand iſt es nicht; und jedes Idyll bleibt indifferent.

Deshalb ſind uns auch die Geſchöpfe der zufriedenen Künſtler gleichgültig; ſie ſind männliche und weibliche, alte und junge Abbilder ihres Erzeugers. Wie denn überhaupt alles Mittlere und Wohlgedeihende nur der Nuance fähig iſt; Charakter und Leidenſchaft bleibt exzentriſch, fehlerhaft, monoman und, wie die Flamme, nur in der Verzehrung beglückt.

Denen, die ſie für böſe halten, treten die Glücklichen mit kaltem Erbarmen und widerwilliger Nachſicht entgegen. Sie ſind zufrieden, wenn ſie die Eitelkeit und Falſchheit dieſer ſündhaften Seelen entblößt haben; dann werfen ſie ein dünnes Gnadenmäntelchen um ihre Nacktheit und wenden ſich mit verdoppelter Liebe zu den Kindern des Lichtes.

Dreierlei fehlt dieſen freundlichen Naturen und trennt ſie von den Großen: die abgründige Liebe, die ſich nicht begnügt, edle Verirrte zu erlöſen, ſondern in die verlorenſten Herzen hineinleuchtet; das dämoniſche Element, das, nach dem Bilde des goethiſchen Urſymbols: der auferſtandenen Brahmanin, zugleich die Seele des Unſchuldvollen und des Schuldbeladenen in ſich fühlt; endlich die Götterfreiheit, die, der waltenden Natur vergleichbar, nicht wertet, lobt und klagt, ſondern begreift, belebt, erhält und tötet, nach eigenen, übermenſchlichen Geſetzen.

Alle große Kunſt der Erde, ja, alles große Schaffen war liebevoll, dämoniſch und frei.

CLXXXXIV. In unſerer Zeit der breiten Ziviliſation blühen die bürgerlichen Talente. Junge Menſchen, durch feinere Artung, ſchwächere Lebenskraft mehr zum Empfangen und Betrachten beſtimmt als zum Fauſtdienſt des Lebens, ſolche etwa, die in früheren Zeiten geiſtlichem Beruf zugeführt worden wären, erkennen und ermeſſen früh den eigenen Kontraſt zur beſchränkteren Umgebung. Selbſtbeobachtung und reichlicher Kunſtgenuß, Anerkennung oder Abweiſung ihrer jugendlichen Anſprüche: Alles trägt ſie empor an die Oberfläche des heimiſchen Elementes, das ihnen gleichgültig und unedel ſcheint. Aufgetaucht, aber des Fluges noch nicht fähig, erblicken ſie jetzt — zum erſtenmal — Ihresgleichen im Schwarmgetümmel; zu Dutzenden, zu Hunderten, und einerlei von wie weit herbeigeſchwommen: an allen erkennen ſie das gleiche, ihr eigenes Geſicht. Nun ringen ſie miteinander um Eigenart oder Individualität, weil dieſe ein Merkmal großer Kunſt iſt. Wie ernſt und tragiſch iſt dieſer neue Kampf! Haus und Heimat hat ſie ausgeſtattet und gerüſtet, widerſtrebend und hoffnungsvoll und in Sorgen; ſo gilt es Rechenſchaft und Verantwortung.

Gewiß haben dieſe Menſchen ſchwere Stunden, wenn ſie träumen, ihr Talisman ſei unecht. Aber zur Zuverſicht erweckt ſie der Lärm der Waffen und der Zuruf der Freunde. So kämpfen ſie, glauben an ſich und fordern von uns, an ſie zu glauben.

Das ſind die Menſchen, deren Bücher wir leſen.

Aber wir, die Leſer, blättern dann und wann nachdenklich in ihren Büchern und fühlen uns in dieſer Kunſt nicht heimiſch. Es iſt eine Welt unter der Lupe, ein Marionettentheater als Weltbühne. Alles iſt überſetzt, auf die Spitze getrieben. Kleine Erlebniſſe und Empfindungen zu Problemen und Ereigniſſen aufgeblaſen, halbfertige Charaktere ins Licht geſetzt und zergliedert, ſchwankende Intereſſen zu Konflikten erhoben; ſelbſt die Sprache ſcheint, Satz vor Satz, eine Übertragung alltäglicher Redensarten in prieſter-

lich gehobene oder abgeriſſen ſaloppe Stiliſtik. Wir fühlen, daß dieſe Literatur auf zahlreichen Vorausſetzungen, Abmachungen und Konventionen ruht, die den Berufsgenoſſen geläufig, uns fremd ſind, ja, wir müſſen vermuten, daß dieſe Leute nur füreinander, nicht für uns, die Leſer, ſchreiben wollten, daß ſie vielleicht nur einen neuen Beweis ihrer Individualität zu geben geſonnen waren. Und trotz aller Individualität iſt es immer wieder dasſelbe Buch.

Wie könnte es anders ſein? Dieſe Menſchen ſind talentvoll aus Schwäche. Die Schwäche macht ſie empfänglich, feinfühlig, wähleriſch und geſchmackvoll. Die Schwäche ſondert ſie von der impaſſiblen Brutalität ihrer Nächſten. Die Schwäche macht ſie mitteilſam. Die Schwäche iſt ihr Talent.

Ohne es auszuſprechen, vielleicht unbewußt, ſuchen wir heute nach Begabung aus Kraft, die ſelten iſt wie ehedem. Denkwürdiger als Literatenliteratur ſind uns die Empfindungen und Erlebniſſe Derer, die ſtill und ernſthaft, mit klaren Augen, tätig oder leidend das Leben durchſchreiten und deren Schickſal ungekünſtelt erwächſt, ſo, wie die Luft und der Boden und das Samenkorn eigener Veranlagung es fügt. Aber dieſe Menſchen werden ſchweigſam geboren; und vor allem frei von literariſchem Ehrgeiz. Was Beobachtung und Geſtaltungskraft in ihnen wirkt, bleibt verborgen, wenn nicht ein Schwank beim ſpäten Schoppen, eine Taufrede oder ein Wortgefecht gelegentlich einen teilnehmenden Zuhörer findet. Manchmal gelingt es, auf langer Wanderung oder nach gemeinſamer Arbeit einen der Schweigſamen lebendig zu machen. Dann erſtaunen wir über die Welt ſeiner Erinnerungen, die Kraft ſeiner Bilder und die Völligkeit ſeiner Gedanken. Denn die Gedanken ganzer Menſchen haben etwas körperlich Greifbares: man glaubt, man könne ſie in die Hand nehmen, wägen und von allen Seiten betrachten. Aber dieſe Menſchen ſchreiben nicht. Und ſo bleiben die Bücher, die wir leſen wollen, ungeſchrieben.

CLXXXXV. Die geiſtig arbeitenden Menſchen teilen ſich in folgende Gattungen: Privatdozenten, das ſind Solche, die ſammeln und beweiſen; Profeſſoren, die aus Experimenten Theorien machen; Rechtsanwälte, die dialektiſch überreden; Paſtoren, die für ein Gegebenes Beſtätigungen finden; Denker, die den Dingen Sprache geben.

CLXXXXVI. Macht und Ideen ſind noch niemals von anderen als ariſtokratiſchen Völkern in die Welt geſetzt worden.

CLXXXXVII. Neben dem Gegenbegriff von Glück und Leid gibt es noch eine zweite Polarität des Lebensſchickſals, die man als Glückspotential bezeichnen kann. Bei gleicher Glücksſumme würde der Weiße mit dem Schwarzen, der Grieche mit dem Barbaren, der Freie mit dem Sklaven nicht tauſchen. Auf dieſes Glückspotential trifft, durch Generationen betrachtet, die indiſche Lehre vom Karma zu.

INHALT

ETHISCHE BETRACHTUNGEN

Seite

VON SCHWACHHEIT, FURCHT UND ZWECK 1
ZUR KRITIK DER MORAL 24
EIN TRAKTAT VOM BÖSEN GEWISSEN 29

AESTHETISCHE BETRACHTUNGEN

EIN GRUNDGESETZ DER AESTHETIK 41
VON NEUERER MALEREI 58

WIRTSCHAFTLICHE BETRACHTUNGEN

GESCHÄFTLICHE LEHREN 81
VOM WIRTSCHAFTLICHEN GLEICHGEWICHT 102
ANMERKUNG VOM KONSUMANTEIL 109
VOM WESEN INDUSTRIELLER KRISEN 112
VIER NATIONEN 118
ENGLANDS INDUSTRIE 134
ERWÄGUNGEN ÜBER DIE ERSCHLIESZUNG DES DEUTSCH-OSTAFRIKANISCHEN SCHUTZ-GEBIETES 143

UNGESCHRIEBENE SCHRIFTEN 199

271

Philos
R2346re

Rathenau, Walther
Reflexionen.

454240

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED